

Christian Wasserfallen, Britney Spears, Guido A. Zäch

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 34 – 25. August 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Economiesuisse**  
Wie viel Schweiz steckt  
noch in der Schweizer Wirtschaft?



## Königreich des Hosenlupfs

Das Schwingen und die Schweiz







# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36





Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Chronograph Ref. 5170G





## «Lenkerhof Gourmet Spa Resort»

# Kulinarische Höhenflüge auf 1068 m ü. M.

Eiger, Mönch und Jungfrau – das sind nur die bekanntesten Berge der grandiosen Kulisse in Lenk, dem südlichsten Dorf des Simmentals. Im Fünf-Sterne-Superior-Hotel geniessen Sie vier entspannte Tage mit riesigem Wellness-Angebot und der mehrfach von «Gault-Millau» ausgezeichneten Küche.

Willkommen im Berner Oberland, am Fuss des Wildstrubel-Massivs. Das «Lenkerhof Gourmet Spa Resort» bietet alles, was es für eine Auszeit vom stressigen Alltag braucht. Am reichhaltigen Frühstücksbuffet starten Sie in den Tag. Weiter geht es mit Mountainbiken, Wandern oder Klettern. Oder Sie relaxen in einer der grössten und modernsten Wellness-Landschaften der Schweiz mit Saunen, Dampfbädern oder dem Aussenbad und seinem seit Jahrhunderten geschätzten kristallklaren Schwefelwasser der Balmenquelle mit angenehmen 34 °C.

Kulinarische Köstlichkeiten erwarten Sie im Restaurant «Spettacolo». Unter dem Motto «Well Flavour» kreiert Küchenchef Stefan Lünse regionale und erstklassig zubereitete Spezialitäten; ausgezeichnet von «Gault Millau» mit 15 Punkten. Für mediterrane Gaumen-

freuden steht die Showküche des Restaurants «Oh de vie» zur Verfügung. Passend dazu: ein guter Tropfen aus dem bestens sortierten Weinkeller. In den Kellergewölben degustieren Sie die aktuellen Tagesweine, um sich für die Flasche Ihrer Wahl zu entscheiden. Herzstück und Treffpunkt in der Hotelhalle ist die gepflegte Bar.



### Platin-Club-Spezialangebot

**Vier entspannte Gourmet-Tage**  
im «Lenkerhof Gourmet Spa Resort»

**Leistungen:**

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Welcome-Drink
- 3 Gourmet-Dinner à la carte
- Benützung des «7 Sources Beauty & Spa»
- Täglich Weinegustation
- Lenk-Bergbahn-Ticket (Sommersaison)

**Exklusiv für Weltwoche-Leser:**

- 1 Gourmet-Set für zu Hause mit Lenker Spezialitäten
- 1 Sommerpeeling pro Person (25 Min.)

**Spezialpreis:**

Fr. 867.- pro Person im frisch renovierten Doppelzimmer Superior (Anreise: Sonntag bis Mittwoch). Weitere Zimmerkategorien auf Anfrage.

**Buchung:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon 033 736 36 36 oder [welcome@lenkerhof.ch](mailto:welcome@lenkerhof.ch). Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben. Angebot gültig bis 14. Dezember 2016.

**Veranstalter:**

«Lenkerhof Gourmet Spa Resort»  
3775 Lenk im Simmental  
[www.lenkerhof.ch](http://www.lenkerhof.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





Kurz machte es den Anschein, als sei selbst dem gutorganisierten Schwingerkönig Matthias Sempach ein kleiner Fehler unterlaufen. Als Treffpunkt für unser Interview und Mittagessen hatte er den Gasthof «Löwen» in Kernen-



«Ein gewöhnlicher Krimineller»: Rudolf Elmer.

ried angegeben, aber dieser hat am Dienstag Ruhetag. Es war jedoch kein Fehler, auf dem Weg ins Bernbiet erfuhren wir von Sempach übers Handy, der Wirt öffnete das Haus für unser Treffen. Der «Löwen» ist eine Art regionaler Stützpunkt fürs Schwingen, mit Bildergalerie, Sempach-Stube und Schwingplatz, wo sich der Spitzensportler mit Kollegen, Jugendlichen und Fans zu vielfältigen Anlässen trifft. Im Gespräch wirkt der Champion enorm überlegt und bedächtig, es braucht etwas Vorstellungskraft, sich die explosiven Bewegungen auszumalen, die nötig sind, um auf diesem Niveau einen Kampf zu gewinnen – zumal es auch schwerere und grössere Konkurrenten gibt, die dieses Wochenende am eidgenössischen Schwingfest in Estavayer-le-Lac um die Krone kämpfen. Wir haben auf diesen Anlass hin eine Beilage zum Schwingen vorbereitet, die neben dem grossen Interview mit Matthias Sempach weitere interessante Persönlichkeiten und Eigenheiten des Nationalsports zeigt. Seite 58–77

Es waren ungewohnt harte Töne, die vom Wirtschaftsverband Economiesuisse zu hören waren. Die Verbandsleitung schoss aus vollen Rohren gegen die Selbstbestimmungsinitiative der SVP, kaum war sie eingereicht. Eine derartige Kampagne ist unüblich zu diesem frühen Zeitpunkt. In anderen wirtschaftspolitischen Themen ist ja der Dachverband ziemlich zahm ge-

worden. Wir fragen Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer, warum sich seine Organisation so heftig gegen ein Mitreden des Volkes in Gesetzesangelegenheiten wehrt. Seite 20–25

Am letzten Freitag strahlte SRF einen fast zweistündigen Film des bekennenden Bankenkritikers Werner Schweizer über den Ex-Banker Rudolf Elmer aus. Altgediente Genossen von Jean Ziegler bis Gian Trepp zogen mit den altbekannten Klischees über das korrupte Bankensystem her. Der kriminelle Sumpf, so die Kernthese, habe Elmer vom gierigen Boni-Banker zum radikalen Banken-Kritiker mutieren lassen, der schliesslich via Wikileaks massenweise Kundendaten publik machte. Die These des «Whistleblowers» hat sich längst auch in den meisten andern Medien etabliert. Ziemlich einsam wies Alex Baur schon vor Jahren auf Elmers unlautere Machenschaften und Motive hin. Das Zürcher Obergericht hat seine Recherchen nun bestätigt: «Elmer ist kein Whistleblower, sondern ein gewöhnlicher Krimineller.» Seite 37

Spricht man mit Deutschen über Mecklenburg-Vorpommern, hört man meist zwei Reaktionen: «Oh, wunderschönes Ferienland.» Oder: «Igit, diese rechten Dumpfbacken.» Nun ist es richtig, dass hier die romantische Ostseeinsel Rügen liegt und dass die rechtsextreme NPD im Landesparlament sitzt. Doch keines der beiden Attribute wird «Meck-Pomm» wirklich gerecht, wie *Weltwoche*-Reporter Wolfgang Koydl feststellte. Stattdessen könnte hier deutsche Geschichte geschrieben werden, wenn am 4. September ein neuer Landtag gewählt und die Alternative für Deutschland möglicherweise erstmals zur stärksten Partei wird. Seite 54

*Ihre Weltwoche*

# DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren  
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



# Exklusive Rhein-Fahrten

mit luxuriöser MS Edelweiss ❄️❄️❄️+



Es het solangs het **Rabatt\*** bis Fr. 700.-  
\*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs

## 1 Romantischer Rhein Basel–Amsterdam–Basel

**9 Tage ab Fr. 590.-**

(Fr. 700.- abgezogen, 08.03., Hauptdeck hinten)

- 1. Tag Basel** Ind. Anreise. Einschiffung. Um 17.00 Uhr «Leinen los!».
- 2. Tag Strasbourg** Stadtrundfahrt/-gang.\*
- 3. Tag Königswinter** Passage «Romantischer Rhein». Ausflug\* Schloss Drachenburg.
- 4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug\* Windmühlen von Kinderdijk (UNESCO-Weltkulturerbe). Stadt-/Hafenrundfahrt\* Rotterdam.
- 5. Tag Amsterdam** Stadtrundfahrt\* und Ausflug Insel Marken. Grachtenfahrt.\*
- 6. Tag Duisburg** Ausflug\* zum Architektur- und Industriedenkmal Zeche Zollverein.
- 7. Tag Rudesheim** «Romantischer Rhein». Mit Winzerexpress\* zum Weingut A. Störzel, Weinprobe.
- 8. Tag Baden-Baden** Ausflug\* in die Kultur- und Bäderstadt.
- 9. Tag Basel** Ausschiffung und ind. Heimreise.

\*Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar

### Abreisdaten 2016 Es het solangs het Rabatt

20.09.° **250** 06.10. **350** 22.10. **550**  
28.09. **250** 14.10. **450** 21.12.\* **650**

°nur noch wenige Kabinen verfügbar

\*geändertes Programm, kein Zuschlag zur Alleinbenutzung

### Abreisdaten 2017 Es het solangs het Rabatt

leicht geändertes Programm

08.03. **700** 01.04.\* **400** 25.04.\* **200** 11.05.\* **200**  
16.03. **600** 09.04.\* **300** 03.05.\* **200**  
24.03.\* **500** 17.04.\* **200**

\*mit Keukenhof

## 2 Bäderfahrten Basel–Baden-Baden–Basel

**6 Tage ab Fr. 390.-**

(Rabatt Fr. 200.- abgezogen, Hauptdeck)

- 1. Tag Basel** Individuelle Anreise. Einschiffung um 14.30 Uhr. Um 15.00 Uhr «Leinen los!».
- 2. Tag Wiesbaden** Schifffahrt. Transfer zur Rhein-Main-Therme\* oder Besichtigung von Wiesbaden.
- 3. Tag Bad Breisig** Besuch Römertherme\* oder Bummel durch die Kurstadt. Fahrt entlang dem «Romantischen Rhein» mit sagenumwobener Loreley.
- 4. Tag Baden-Baden** Ab Karlsruhe Transfer nach Baden-Baden. Besuch Caracalla Therme\* oder Spaziergang durch die Kurstadt.
- 5. Tag Bad Krozingen** Bustransfer ab Breisach entlang dem Kaiserstuhl nach Bad Krozingen. Besuch der Vita Classica Therme\* oder individuelles Erkunden des Kurortes.
- 6. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

\*Eintritt im Bäderpaket enthalten, nur vorab buchbar

### Abreisdaten 2016 Es het solangs het Rabatt

04.11.° **200** 09.11. **200** 14.11. **200** 19.11. **200**

°nur noch wenige Kabinen verfügbar

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon



- **Luxuriöses Schiff mit neuester Technik**
- **Bequem ab/bis Basel**
- **Rheinkreuzfahrt mit Loreley**
- **Schönste Kurorte Deutschlands**

### MS Edelweiss\*\*\*\*

Luxuriöses Schiff für 180 Personen. Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Minibar, Safe, TV, Radio, Klimaanlage. Auf Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon. Fenster auf dem Hauptdeck nicht zu öffnen. Gäste von Haupt- und Mitteldeck speisen im Restaurant Jungfrau mit Oberlichtfenstern, die des Oberdecks im Restaurant Matterhorn mit Panoramafenstern. Möglichkeit zum Lightlunch im Panorama-Salon. Bordausstattung: Panoramalounge mit Bar Lidobar mit Aussenterrasse, Boutique, grosses Sonnendeck mit Liegestühlen, Sitzgruppen, Putting Green, kleinem Pool und kleiner Aussichtsterrasse. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Haupt- und Oberdeck. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

### Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1290	490
2-Bettkabine Hauptdeck	1390	590
2-Bettkabine MD hinten, franz. Balkon	1690	690
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1790	790
2-Bettkabine OD hinten, franz. Balkon	1990	890
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2090	990
Zuschlag zur Alleinbenutzung HD	190	190
Zuschlag zur Alleinbenutzung MD	890	290
Zuschlag zur Alleinbenutzung OD	990	390
Ausflugs- bzw. Bäderpaket	290	58
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	54	39

Kreuzfahrt inklusive Vollpension, Details zu den Leistungen im Internet oder Prospekt verlangen.

Programmänderungen vorbehalten

Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



# De Weck, eingebunkert

Glanz und Elend des staatlichen Schweizer Rundfunks.

Von Roger Köppel

Ich schicke voraus: Ich habe nichts gegen die SRG. Die Programme des Staatssenders gaben mir Halt in der Kindheit. Einen Teil meiner geistigen Entwicklung verdanke ich Sendungen wie «Spielhaus», «Wer gewinnt», «Teleboy» oder «Rundschau», als noch Hans O. Staub mit unnachahmlicher Betonmischerstimme die Herrenrunde moderierte. Die Tier-sendungen mit Hans A. Traber impften mir frühzeitig Demut und Respekt vor der Umwelt ein. Selbstverständlich erfolgte meine politische Selbstwerdung neben dem «Echo der Zeit» unter Anleitung von Filippo Leuteneggars «Arena», der auch im internationalen Vergleich unerreichten, weil von spektakulären Meinungskollisionen geprägten Debat-tensendung, die der begnadete Moderator und heutige Zürcher Stadtrat mit jeweils filmreif hochgezogenen Nasenflügeln im Stil eines Vollkontaktsportlers inszenierte.

Kurzum: Es ist eine grosse Menge Respekt vor unserer nationalen Sendeanstalt vorhanden, auch vor den Kollegen, unter denen es viele brillante Journalisten gibt. Bevor ich zur *Weltwoche* kam, dachte ich einen Moment lang sogar darüber nach, vielleicht zur SRG zu wechseln. Doch die Zeiten hatten sich geändert, und als nichthomosexueller weisser Mann, der keiner diskriminierten Randgruppe angehört und bürgerliche Bünzli-Ansichten vertritt, wären meine Chancen auf ein Jobangebot, wie ich mir ausrechnete, wohl ohnehin nicht sonderlich aussichtsreich gewesen. Das ändert allerdings nichts an meiner Anerkennung für diese Rundfunkanstalt, die es wie so viele Schweizer Institutionen trotz staatlicher Beteiligung besser macht als vergleichbare Einrichtungen des Auslands.

Wo liegt also das Problem? Um es kurz zu fassen: Die SRG ist auf die schiefe Bahn geraten. Sie ist zu gross und zu mächtig geworden. Sie wuchert über ihre angestammten terrestrischen Kanäle ins Digitale hinaus. Sie wildert im Internet mit Nachrichtenangeboten wie ein privates Medienhaus. Sie bekommt mittlerweile steuerähnliche Zwangsgebühren auch von Leuten, die ihre Programme gar nicht nutzen. Zuletzt hat die SRG mit Swisscom und Ringier eine ordnungspolitisch fragwürdige Vermarktungsgesellschaft gegründet, die Privates und Öffentlich-Rechtliches ungesund vermischt.



«Kampfsender der nationalen Einbetonierung.»

Mit dem Grössenrausch kommt die Verblendung. Generaldirektor Roger de Weck, einstige Edelfeder und ausgewiesener Journalist mit linker Einfärbung und unsachlicher Nähe zur EU, irrlichtert zurzeit durchs Land, um den Leuten anmassenden Unsinn zu erzählen, zum Beispiel, die SRG sei die letzte Bastion und Gralshüterin eines «unabhängigen Qualitätsjournalismus», wie ihn die privaten Verlage, die bald vom SVP-Milliardär Christoph Blocher gekauft würden, angeblich nicht mehr leisten können. Für de Weck ist die SRG nicht einfach ein staatlich konzessionierter Anbieter von Informationsleistungen, die der Markt nicht bereitstellt. Der zu rhetorischen Ausschweifungen neigende Schöngestirnet redet sei-

nen Rundfunk inzwischen zur einheitsstiftenden Identitätsklammer der Schweiz hoch, zur Garantin des nationalen Zusammenhalts, ohne die das Land zerfallen würde, zum ideologischen Schutzwall gegen Blocher, den de Weck schon als Kolumnist nicht leiden konnte.

Die Selbstüberhöhung ist grotesk und eine Ohrfeige an die private Konkurrenz. Die höhere Absurdität aber liegt darin, dass der bekennende Internationalist und EU-Beitrittsturbo de Weck mit seiner SRG zum Sänger der Abschottung und der geistigen Landesverteidigung gegen die Internetgiganten Google und Facebook geworden ist. Der SRG-Chef sieht sich als Winkelried im Medien-Weltkrieg gegen die verderblichen Einflüsse des Auslands und die SRG als Instrument der nationalen Einbunkerung im Service-public-Réduit. De Wecks skurrile Drehungen wären ein Thema für den Satiriker Viktor Giacobbo oder den einstigen Medienrebell Roger Schawinski, doch seit der Radiopirat von seinem früheren Joggingpartner de Weck zum Sender geholt wurde, ist er staatstreu und zahm wie ein Kätzchen.

De Wecks Kultur der barocken Masslosigkeit allerdings schlägt auf die SRG zurück. Vor allem unter Bürgerlichen regt sich Widerstand. Bei der SP überwiegt das Heimatgefühl mit entsprechender Beisshemmung, geniessen doch sozialdemokratische Parlamentarier wie Jacqueline Badran abonnierte Einladungen in den Diskussionsformaten. Für CVP, SVP und FDP allerdings entwickelt sich die SRG zum ordnungspolitischen Stör- und Sündenfall, der das einst sorgsam austarierte System der Mediens Schweiz aus dem Gleichgewicht bringt. Auch die Verleger machen mobil und verlangen, zu Recht, Werbeeinschränkungen sowie ein Verbot gegen die SRG, «presseähnliche» Angebote ins Internet zu stellen. Man will die SRG nicht abschaffen, aber einzäunen und auf ihren Kernauftrag zurückführen. Das ist richtig und nötig.

De Weck schwelgt derweil in Realitätsverlust. Oder pfeift er aus dem letzten Loch? In der Öffentlichkeit bezeichnet sich der oberste SRG-Funktionär gern als «Unternehmer», dem «niemand dreinreden» könne. Ausserdem sei die SRG ein «privater Konzern», der wie alle andern Schweizer Medienbetriebe ungeschützt den Marktkräften ausgeliefert sei. Solche eigenwilligen Selbstdefinitionen lassen darauf schliessen, dass in der Chefetage des mit steuerähnlichen Zwangsgebühren finanzierten Senders der Kontakt zur Wirklichkeit abgebrochen ist. Es ist Zeit, dass man die Traumtänzer am Leutschenbach wieder auf den Boden zurückholt. Wir brauchen keinen De-Weck-Kampfsender der nationalen Einbetonierung, kein auswucherndes staatliches Medienmonopol, das die Privaten erdrückt und jene Vielfalt gefährdet, welche die direkte Demokratie zu ihrem Funktionieren voraussetzt.

Wir behandeln  
viele Stars –  
am häufigsten  
den grauen und  
den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete  
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.







*Siegertyp:* Christian Wasserfallen. Seite 34



*Selbstverteidigungsgedanken:* Seite 42



*Auf der Couch:* Donald Trump. Seite 52



*Im goldenen Käfig:* Britney Spears. Seite 56


## Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 13 **Kommentar Stadt und Land**
- 13 **Im Auge** Corine Mauch, erste Zürcherin
- 14 **Energiepolitik** Märchentante
- 14 **Sport** Olympische Rechenispiele
- 15 **Amerika** Konservativer Flammenwerfer
- 15 **Medien** Service privé
- 16 **Europas brodelnde Banlieue**  
Zahlen und Fakten zur Migration
- 18 **Personenkontrolle** Sommaruga, Levrat, Bischof etc.
- 19 **Nachruf** Ernst Nolte
- 20 **Dachverband auf Abwegen**  
Die Economiesuisse bevorteilt die Exportwirtschaft
- 22 **«Politisch lief vieles richtig»**  
Heinz Karrer, Präsident der Economiesuisse
- 24 **Vom Tiger zum Kätzchen**  
Die Economiesuisse ist der verlängerte Arm von Bundesbern
- 26 **Die Deutschen** Oder so
- 26 **Wirtschaft** Volcker, Reagan, Thatcher
- 27 **Ausland** Merkels Burka
- 28 **Mörgeli** Flüchtlingslust, Flüchtlingsfrust
- 28 **Bodenmann** Ausländer zocken Giezendanner ab
- 29 **Medien** Viel Glück mit dem Staat
- 29 **Gesellschaft** Jammerlappen
- 30 **Darf man das?** / Leserbriefe

## Hintergrund

- 32 **Harte Landung**  
EU-Kommissare machen Druck auf die Schweiz
- 34 **Mann der dosierten Provokation**  
FDP-Politiker Christian Wasserfallen vor der Feuerprobe
- 36 **Finanzpolitik** Problematischer Geldsegen
- 37 **Justiz** Urteil im Fall Rudolf Elmer
- 38 **CVP Schweiz** Die Wendehälse suchen die Wende
- 40 **Kultur der Ausgrenzung**  
Denunzierung hat in Künstlerkreisen Tradition
- 42 **Bürger an den Waffen**  
Frauen und Jugendliche entdecken das Schiessen
- 44 **Fahrende** Zehn Millionen Franken für Roma
- 45 **Schweiz** Die Kunst der Pontoniere
- 46 **Finanzmarktaufsicht** Über dem Gesetz
- 48 **Der widerspenstige Samariter**  
Das weltweit einzigartige Werk von Guido A. Zäch
- 50 **Papas toller Vortrag**  
Eltern helfen ihren Kindern bei den Hausaufgaben
- 52 **American Psycho**  
Psychiater warnen vor Donald Trump
- 54 **Showdown in Merkels Heimat**  
Mecklenburg-Vorpommern wendet sich gegen die Kanzlerin
- 56 **Die bekannteste Unbekannte**  
Britney Spears plant ihr Comeback





PLANEN SIE EINEN  
UMBAU IM BAD?  
VERGESSEN SIE IHRE  
TRINKWASSER-  
LEITUNGEN NICHT!

Sind Ihre Wasserleitungen älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass die Rohre rostig sind oder der Wasserdruck nachlässt. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Unser ANROSAN macht Ihre Trinkwasserleitungen von innen wieder wie neu. Anorganisch und ohne den Einsatz von Epoxidharz. Denken Sie also bei der Umbauplanung auch an eine mögliche Sanierung der Trinkwasserleitungen.

**Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:**  
[www.naef-group.com/trinkwasser](http://www.naef-group.com/trinkwasser) oder auf der Gratis-Infoline **0800 48 00 48**.

**Naef**  
GROUP





«Risiko des Scheiterns»: Chefarzt Guido A. Zäch. Seite 48

## Spezial: Eidgenössisches Schwing- und Älplerfest 2016

58 Estavayer-le-Lac Olympic Games in Zwilchhosen

60 «Das Gefühl, man könne Bäume ausreissen»

Der amtierende Schwingerkönig Matthias Sempach will es noch einmal wissen

68 Königreich des Hosenlupfs

Alle drei Jahre kürt die Schweiz einen Monarchen

66 Regionen Innerschweizer Malaise

70 Kommerz Wer wird Millionär?

72 Statistik Erfolgsgeschichte in Zahlen

73 Glossar Schwingen für Anfänger

74 Helden Die Besten unter den Bösen

76 Erinnerungen Schwinger-Legende Ernst Schläpfer

77 Nachwuchs Geheimnisse des Sägemehls

78 Top 10

78 Kino «Demolition»

79 Jazz Miroslav Vitous

80 Namen Tränen der Rührung

81 Hochzeit Karolina Leppert, Domina (2)

81 Thiel Hängt ihn!

82 Wein Damilano Barolo Cannubi 2012

82 Zu Tisch Thomas Bühner, Spitzenkoch

83 Auto Audi Q7 3.0 TDI quattro S-Line

84 MvH trifft Thomas Herbert, Unternehmer

## Autoren in dieser Ausgabe

### Michael Hug



Der freie Journalist war von 2006 bis 2013 Chefredaktor der *Berner Zeitung* und bis Mitte 2015 Bundeshauskorrespondent.

Er porträtiert den Berner FDP-Politiker Christian Wasserfallen, der von verschiedener Seite unter Beschuss geraten ist. Seite 34

### Ernst Schläpfer



Als Doktor der Agrarwissenschaft gilt der zweifache Schwingerkönig (1980 und 1983) in seinem Sport als intellektueller

Überflieger. Im Essay erörtert der heutige Rektor des Berufsbildungszentrums in Schaffhausen die Entwicklungen im schweizerischen Volkssport. Seite 76

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHEN



**Die Baumesse.**  
**Wo man schaut, bevor man baut.**



Quelle: renggli-haus.ch

**modernisieren**  
**bauen**

**8.–11.9.2016**  
**Messe Zürich**

Do–So 10–18 | [bauen-modernisieren.ch](http://bauen-modernisieren.ch)

Patronat  
  
HEV Schweiz

Halle 6  
**EIGENHEIM**  
**MESSE** 



Bis zu 83% Rabatt!

# Jetzt Probe lesen, sparen und gewinnen!

Profitieren Sie beim grossen Verlags-Spezial gleich doppelt: Sie lesen Ihren Wunschtitel zum Vorzugspreis und gewinnen vielleicht schon bald eines von insgesamt fünf iPad Air 2. Wir wünschen Ihnen viel Glück!

**Grosser Wettbewerb**  
5x je ein iPad Air 2,  
9.7"-Retina-Display, 64 GB,  
Wi-Fi, spacegray

www.abo24.ch



37% sparen

Talentierte Fotoreporter im Dienste aussergewöhnlicher Bilder. 2 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 32.–\*



48% sparen

Wissen, was wichtig ist. 10 Ausgaben für nur Fr. 25.– statt Fr. 48.–\*



41% sparen

Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.– statt Fr. 25.50\*



43% sparen

«daheim» – Freude an der ursprünglichen Landschaft. 7 Ausgaben für nur Fr. 19.90 statt Fr. 34.90 \*



32% sparen

Das Magazin für Fitness und Ausdauersport. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 29.40\*



46% sparen

Unterhaltsam, spannend und nützlich. 12 Ausgaben für nur Fr. 25.– statt Fr. 46.80\*



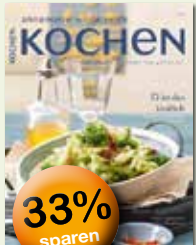
28% sparen

Der intelligente Freizeit-Spass mit sensationellen Preisen. 8 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 28.–\*



30% sparen

Das Schweizer Magazin über das Leben mit Enkelkindern. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 28.50\*



33% sparen

Geniessen mit Annemarie Wildeisen's KOCHEN. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 30.–\*



44% sparen

Das Magazin für ganzheitliches Leben. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 35.60\*



47% sparen

Das Schweizer Magazin rund um PC, Smartphone und Tablets. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 38.–\*



58% sparen

Schweizer Magazin für Wohnen, Architektur und Design. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 47.50\*



58% sparen

Lesen, was mich bewegt. 6 Ausgaben für nur Fr. 19.90 statt Fr. 40.20\*



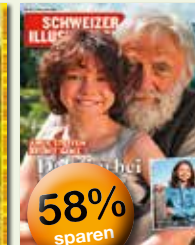
32% sparen

Das beliebte Kochmagazin der Schweiz. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 29.40\*



55% sparen

Outdoor- und Freizeittipps für die ganze Familie. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 44.40\*



58% sparen

Die grösste Familien- und People-Zeitschrift der Schweiz. 10 Ausgaben plus 2 x Style für nur Fr. 25.– statt Fr. 60.80\*



33% sparen

Das Magazin über das gute Leben auf dem Land. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.– statt Fr. 22.50\*



44% sparen

Das grösste Fashion- & Celebrity-Magazin der Schweiz. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 35.40\*



56% sparen

Relevante News und intelligente Unterhaltung. 10 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 45.–\*



83% sparen

Die grösste abonnierte Tageszeitung der Schweiz. 30 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 117.50\*



67% sparen

Mehr Lesespass für die ganze Familie. 12 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 60.–\*



41% sparen

Voller Einsatz für die Schweiz. 5 Ausgaben für nur Fr. 25.– statt Fr. 42.50\*



39% sparen

Das Magazin für Mütter und Väter in der Schweiz. 4 Ausgaben für nur Fr. 32.80\*



33% sparen

Das Magazin für Menschen mit Lebenserfahrung. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 30.–\*

## Ihr Profitier- und Gewinncoupon

✓ Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und dabei bis zu 83% sparen. Zusätzlich nehme ich automatisch am Gewinnspiel um ein iPad Air 2 teil!

Bitte gewünschte/r Titel ankreuzen:

- |   |  |  |
|---|--|--|
| <input type="checkbox"/> Animan                   | <input type="checkbox"/> KOCHEN                    | <input type="checkbox"/> Schweizer LandLiebe |
| <input type="checkbox"/> Beobachter               | <input type="checkbox"/> natürlich                 | <input type="checkbox"/> Style               |
| <input type="checkbox"/> Bioterra                 | <input type="checkbox"/> PCtipp                    | <input type="checkbox"/> SonntagsZeitung     |
| <input type="checkbox"/> Daheim (Reader's Digest) | <input type="checkbox"/> RAUM UND WOHNEN           | <input type="checkbox"/> Tages-Anzeiger      |
| <input type="checkbox"/> FIT for LIFE             | <input type="checkbox"/> Reader's Digest Schweiz   | <input type="checkbox"/> Tierwelt            |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost               | <input type="checkbox"/> Saisonküche               | <input type="checkbox"/> Weltwoche           |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost Super-Rätsel  | <input type="checkbox"/> SCHWEIZ Das Wandermagazin | <input type="checkbox"/> wir eltern          |
| <input type="checkbox"/> Grosseltern              | <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte    | <input type="checkbox"/> Zeitlupe            |

Ich wähle 2 Probeabos und erhalte somit einen 10-Franken-Gutschein von Migros.

Vorname

Name

Strasse, Nr.

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

Ja, ich bin damit einverstanden, dass mich künftig abo24.ch oder die beteiligten Verlage via E-Mail über weitere interessante Angebote informieren.

Teilnahmebedingungen: Jeder Coupon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsnahme kostenlos unter www.abo24.ch. Teilnahmeschluss ist der 31.12.2016. Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Preise werden nicht bar ausgezahlt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt.

\*Im Vergleich zum Einzelkauf. Gilt nur für Neuabonnenten in der Schweiz. (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten.)



Oder schneller gehts unter:

www.abo24.ch



## Stadt und Land

Von Christoph Mörgeli — Wer sich über die Bauern beklagt, tut es besser nicht mit vollem Mund. Das nationale Schwingfest könnte die urbane und die ländliche Schweiz wieder näher zusammenführen.



Modern und traditionell zugleich.

Im letzten Jahrhundert hat sich das politische und wirtschaftliche Gewicht deutlich vom Land in die Städte verschoben. Lediglich dank unserem föderalistischen Staatsaufbau dominieren die Zentren die Peripherie noch nicht nach Belieben. Gewisse Spannungen zwischen Stadt und Land sind dennoch nicht ausgeblieben. Während die urbanen Mitbürger kaum eine Ahnung von der Lebensgestaltung einer Bauernfamilie haben, macht sich die ländliche Bevölkerung wenig oder falsche Begriffe über die Sorgen und Nöte von Angestellten in den Städten und Agglomerationen.

In wirtschaftlicher Hinsicht besteht seit je ein Konflikt zwischen den Produzenten, die einen anständigen Preis für die Früchte ihrer Arbeit erzielen möchten, und den Konsumenten, welche die Nahrungsmittel möglichst billig einkaufen wollen. Immerhin muss der Durchschnittskonsument immer weniger Geld fürs Essen und Trinken ausgeben. Dem Bauernstand ist es innert zweihundert Jahren gelungen, eine explodierende Bevölkerung immer gesünder und immer billiger zu ernähren. Diese gewaltige Innovationsleistung von Kopf und Hand wird kaum je richtig gewürdigt. Der schnöde Dank dafür ist vielmehr ein brutales «Bauernsterben»: Existierten in der Schweiz 1985 noch fast 100 000 Landwirtschaftsbetriebe, sind es heute noch gut die Hälfte.

Die Einkommenssituation der Bauern konnte auch mit den Direktzahlungen nicht wirklich verbessert werden; der Milchpreis, den die Bauern derzeit noch erzielen, ist – gelinde gesagt – eine Schande. Das Vertrauen in die gegenwärtige Agrarpolitik, die aus einem kaum mehr durchschaubaren Geflecht von Staats- und Marktwirtschaft besteht, liegt am Boden. Dringend nötig wären verlässliche Rahmenbedingungen, also neben den Direktzahlungen mehr Handlungsspielraum und weniger bürokratische Auflagen für die Marktproduktion. Anerkennung verdienen die Bemühungen des Bauernverbandes, mehr Transparenz herzustellen, etwa mit gezielter Öffentlichkeitsarbeit und Hofeinladungen, um das Verständnis der Konsumenten zu fördern.

### Proportionen wahren

Ausser mit den wirtschaftlichen kämpft die Landwirtschaft auch mit psychologisch-gesellschaftlichen Problemen. Die Verlockungen von regelmässigen Arbeitszeiten in weniger anstrengenden, besser bezahlten Berufen in Stadtnähe sind real. Fast nur noch Ausländer verpflichten sich als landwirtschaftliche Hilfskräfte. Der Frauenmangel in der bäuerlichen Bevölkerung ist akut, die Fernsehendung «Bauer, ledig, sucht ...» ist für die Teilnehmenden oft mehr Notschrei als Unterhaltung.

Natürlich hat die bäuerliche Mischwirtschaft hierzulande wie in allen westlichen Staaten ihre Schattenseiten. Doch sollten wir bei aller Kritik die Proportionen wahren: Vier Milliarden Bundesausgaben für die Pflege des gesamten Schweizer Kulturlandes entsprechen gerade einmal der Hälfte jener Zahlungen, die wir jährlich in den öffentlichen Verkehr stecken. Die Rationalisierung und Mechanisierung findet nun mal an der Topografie unserer Berggebiete ihre Grenzen. Und die Produktivität der Landwirtschaft wird niemals mit jener von Industrie und Dienstleistungen Schritt halten können.

Das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest in Estavayer-le-Lac bietet eine ideale Gelegenheit zur Begegnung von Stadt und Land. Der Grossanlass ist modern und traditionell zugleich, vor allem aber der eindrückliche Beweis, dass das Bauerntum mehr ist als das, was sich in Franken und Rappen messen lässt: ein eindrückliches Zeugnis für freiheitliches Denken, unternehmerisches Handeln, familiären Zusammenhalt und die Pflege einer lebendigen ländlichen Kultur.

## Beste aller Städte



Corine Mauch, erste Zürcherin.

Gratulation, Frau Stadtpräsidentin, Ihr Zürich hat die Goldmedaille gewonnen in der, zugegeben, bloss imaginären Olympiade der lebenswertesten Städte der Welt, vor Wien und Genf. Die Nachricht erreichte das Stadthaus, kaum dass die Abfallberge und Uringerüche der Street Parade und ihrer 900 000 Raver beseitigt waren (wieder so eine mutmassliche Einschätzung, wahrscheinlich sind sämtliche 412 229 Einwohner mitgerechnet worden). Fast untergegangen im Sommerloch ist ein Problem, das an Gottfried Kellers Seldwyla-Zürich erinnert. Auch die Stadt der Museen, Galerien und Auktionshäuser leidet an einer Art Anti-Kultur-Ausschlag: Ihre Denkmäler, Standbilder und öffentlichen Fassaden werden von Verrostung, Übermalung und andern Verschandelungen heimgesucht. Leider erreicht die subversive Gegenwartskunst nie die Fantasie und den Witz des inzwischen ausstellungstauglichen Harald «der Sprayer» Naegeli. Wer springt der Bürgermeisterin bei mit den fehlenden 145 000 Franken, die ein Make-up verschlingen würde? Die studierte Ökologin und Agrarökonomin Corine Mauch, 55, die in den USA zur Welt kam und ihren amerikanischen Pass erst 2012 zurückgegeben hat, verfügt als ehemalige Abfall- und Umweltbeauftragte der Kleinstadt Uster über handfeste Erfahrung im Aufräumen. Das lebenswerte Zürich setzt 2016 ein Budget von 8,689 Milliarden Franken um, und der neunköpfige Stadtrat beschäftigt unter seinen 2818 Angestellten allein 80 Medienbeauftragte, die Probleme weglächeln und das Pfauenrad schlagen für ihren Arbeitgeber. Mit diesem journalistischen Putzpersonal liesse sich eine grössere Tageszeitung herstellen. Ein gewiefter Leserbriefschreiber hat vorgeschlagen, eine Medienbeauftragtenstelle zu streichen, schon wären die 145 000 Franken für die Denkmalreinigung eingespart. Unrealistisch, da die Bürokratie dem ungeschriebenen Gesetz des Wachstumszwangs gehorcht. Es bleibt der SP-Politikerin Mauch also nichts anderes, als mit dem Hut in der Hand am Paradeplatz zu sammeln. Ihre Wiederwahl wäre garantiert. Peter Hartmann

## Märchentante

Von Alex Reichmuth — Doris Leuthard wird die Geister, die sie rief, nicht mehr los.



Beim Wort genommen: Bundesrätin Leuthard.

Doris Leuthard blickte so sorgenvoll drein wie nur möglich. Sie wirkte wie eine Mutter, die den Kindern nach der Gutenachtgeschichte sagt, dass sie jetzt schlafen müssten. Sie sprach: «Die Initiative verlangt zu viel in zu kurzer Zeit.» Die Preise würden steigen, die Haushalte könnten weniger konsumieren, und die Unternehmen hätten weniger Spielraum. Den Ressourcenverbrauch wie gefordert bis 2050 um zwei Drittel zu verringern, sei darum nicht zu verantworten. Der Auftritt war letzte Woche, und es ging um die Initiative für eine grüne Wirtschaft.

### «Wo sehen Sie ein solches Monster?»

Zuvor war die CVP-Bundesrätin während Jahren als Märchentante durch das Land getingelt. Sie hatte der Bevölkerung das Blaue vom Himmel versprochen. Dass die Schweiz ohne Atomstrom auskommen könne. Dass sie bald auch kaum mehr Öl und Gas brauche. Und dass das alles ohne Verzicht gehe. Doris Leuthard sagte nicht, dass mit ihrer Energiewende die Preise steigen, die Haushalte weniger konsumieren können und die Unternehmen weniger Spielraum haben. Sondern machte alle, die Zweifel äusserten, lächerlich.

«Wo sehen Sie ein solches Monster?», spottete sie auf einem Podium über den Einwand der Moderators, ihre Energiestrategie gebäre ein Bürokratiemonster. «Kommen Sie, sagen Sie es mir, wo?» Als aber kürzlich der Ökofantast Bertrand Piccard mit seinem Solarflieger in Abu Dhabi landete, schwenkte Bundesrätin Leuthard ergeben eine Schweizer Fahne.

Nun wollen laut Umfrage 61 Prozent der Stimmberechtigten der Initiative für eine grüne Wirtschaft zustimmen. Man kann es ihnen nicht verübeln. Sie nehmen Leuthard nur beim Wort.

## Olympische Rechengespiele

Von Wolfgang Koydl — Wer war die erfolgreichste Nation in Rio? Die EU macht Amerika die Krone streitig, aber es war ganz jemand anderes.

Von allen olympischen Disziplinen ist sie die älteste: das Medaillenzählen. Kaum ist die letzte Entscheidung gefallen, wird überall alsbald addiert. Mancherorts reichen die Finger zweier Hände: So war die Schweiz hochofren über sieben Medaillen, zwei mehr als das bescheidene Minimalziel von fünfmal Edelmetall.

Dennoch schafft die Rechenkunst keine Klarheit. Das fängt bei der Reihenfolge an – von den USA mit 121-mal Gold, Silber oder Bronze bis hinab zu Österreich mit kläglich einmal Bronze. Aber schon bei Rang zwei wird es schwierig: Grossbritannien oder China? Die Chinesen haben 70 Auszeichnungen, die Briten nur 67. Trotzdem liegen sie auf Platz zwei, denn sie haben eine Goldmedaille mehr als China.

### Jamaika schlägt alle

In diesem Jahr wurde die Fundamentalarithmetik durch eine neue Disziplin bereichert: das Schönrechnen. Zwei Champions haben sich dabei besonders hervorgetan, die sich den ersten Platz auf dem Podest teilen: Grossbritannien und die Europäische Union.

So genügte der eurokritischen britischen Abgeordneten Heather Wheeler das gute Abschneiden von «Team GB» nicht. Sie liess lieber gleich das britische Weltreich wiederaufleben: «Empire goes for gold» betitelte sie ihren Tweet, in dem sie alle Ex-Kolonien zu-

sammenzählte. Das stolze Resultat: 396 Medaillen – dank «britischen» Stars wie Usain Bolt oder dem Marathonsieger Eliud Kipchoge aus Kenia. Pardon, British East Africa.

Das konnte die EU nicht auf sich sitzen lassen. Parlament und Bildungsminister Tibor Navracics erstaunten die Welt mit der Mitteilung (Hashtag «Stronger Together»), dass die EU mit 325 Medaillen der wahre Sieger der Spiele von Rio gewesen sei – wenn man die Medaillen aller Mitglieder zusammenrechnet, *Britain included*. Doch wie so vieles in der EU ist auch das eine Milchmädchenrechnung. Wäre sie mit einem Team angetreten anstatt mit 28 nationalen Mannschaften, hätte die EU pro Sportart nur höchstens drei Teilnehmer aufstellen können. Der Medaillensegen wäre selbst bei Hochleistungen aus rechnerischen Gründen sehr viel geringer ausgefallen.

Doch welches war nun wirklich die erfolgreichste Nation in Rio? Jamaika natürlich, dann folgen Kroatien und Neuseeland. Zu diesem Ergebnis kam die Finanzagentur Bloomberg. Sie setzte die Zahl der gewonnenen Medaillen in Relation zum Bruttoinlandsprodukt. So kamen die Jamaikaner auf 44 Medaillen, die USA auf weniger als eine – 0,67.

Schlummert da etwa eine Moral? Weniger arbeiten, mehr Sport treiben? Zumindest alle vier Jahre.



Medaillensegen: US-Kunstturnerin Simone Biles.



## Konservativer Flammenwerfer

Von *Stuart Grainger* — Donald Trumps neuer Wahlkampfmanager Stephen K. Bannon wird mit groben Attributen beschrieben. Wer ist der Mann, der Trump aus dem Umfragetief hieven soll?

Sanfterer Trump beleidigt Schwarze», lautete eine typische Schlagzeile nach der Rede, die Trump am Freitag vergangener Woche in Michigan gehalten hatte. Zum ersten Mal wandte er sich an die schwarzen Wähler. «Was habt ihr zu verlieren? Ihr lebt in Armut, eure Schulen taugen nichts, ihr habt keinen Job, 58 Prozent eurer Jugendlichen sind arbeitslos, was zum Teufel habt ihr zu verlieren?», erklärte Trump.

Die Reaktion der linksliberalen Medien war absehbar – genüsslich wurden Kommentare wie der von Hillary Clinton zitiert: «Unfassbar ignorant.» Und der schwarze Entertainer George Wallace sagte: «Ich würde ja gern mit Trump über die Armut plaudern, in der alle Schwarzen leben, aber ich kann mich nicht entscheiden, in welcher meiner Villen wir uns treffen werden.» Hat sich Trump wirklich einen Schnitzer geleistet? Oder zeigt sich da sein neuer Wahlkampfmanager Stephen K. Bannon, «der gefährlichste politische Macher in Amerika», der «Streetfighter und konservative Flammenwerfer»?

Bannon würde sich gegen diese Charakterisierung gewiss nicht wehren. «Steve hat kein Problem damit, ein scharfer Hund zu sein», sagt ein früherer Kollege. Bei Breitbart News, der rechten Nachrichten-Website, wo er bis vor kurzem Executive Chairman war, hiess er nur «Honigdachs» (nach einem aggressiven Raubtier).

### Das ganz grosse Ziel im Blick

«Honigdachs scheisst drauf», lautete sein Motto. Aber das stimmt nicht ganz. Es gibt eine Sache, die ihm wirklich am Herzen liegt – schon seit 1979, als er als Marineoffizier auf einem US-Kriegsschiff im Persischen Golf mit Entsetzen verfolgte, wie ungeschickt Präsident Jimmy Carter in der iranischen Geiselkrise agierte. «Man ahnte schon, dass er die Sache vermässeln würde», erklärte Bannon gegenüber Bloomberg. Was ihn richtig fuchsig macht, sind die Inkompetenz, die Korruption und die Dummheit des Washingtoner Establishments, dessen Sturz herbeizuführen er sich fest vorgenommen hat.

Aber zunächst musste er Geld verdienen. Nach dem Studium an der Harvard Business School landete er als Investmentbanker bei Goldman Sachs. Der Durchbruch kam später (er firmierte inzwischen als Bannon & Co., eine kleine Investmentbank, die sich auf die Unterhaltungsbranche spezialisierte) durch den Verkauf von Castle Rock Entertainment. Statt seiner Beraterprovision sicherte er sich einen Anteil an einem Paket von TV-Rechten, zu dem auch die damals wenig bekannte Serie «Seinfeld» gehörte.



*Scharfer Hund:* Wahlkämpfer Bannon.

Seitdem hatte er nie mehr Geldsorgen. Diese finanzielle Freiheit bot ihm die Chance, seine Mission zu verwirklichen: die Vernichtung seiner beiden Erzfeinde – der Linken und des konservativen Establishments, das er verachtet, weil es ihm nicht konservativ genug ist. Als Chef von Breitbart und als Radiomoderator wurde Bannon ein Propagandist der Tea-Party-Bewegung. Nachdem diese Gelegenheit, das republikanische Establishment zu erledigen, gescheitert war, bot sich in Gestalt von Donald Trump eine neue Chance. Breitbart hat Trumps Wahlkampf so leidenschaftlich unterstützt, dass die Website bei Kritikern inzwischen Trumpbart heisst.

Bannon kratzt das nicht. Längst hat er das ganz grosse Ziel im Blick. Über das Londoner Büro von Breitbart unterstützte er die Brexit-Bewegung, und in Amerika, davon ist er überzeugt, wird die gleiche Anti-Establishment-Stimmung zu einem noch heftigeren politischen Erdbeben führen. «Bannons Ernennung zu Trumps Wahlkampfmanager bedeutet Krieg, und alle wissen es», verkündete die politische Website The Hill. Das Washingtoner Establishment sollte gewarnt sein: Bannon verliert nicht gern Kriege.

*Stuart Grainger* ist ein Pseudonym. Der Autor hat mehrere Jahre mit Bannon zusammengearbeitet. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Service privé

Von *Philipp Gut* — Der SRG-Chef macht Stimmung gegen private Verlage. Mit Zwangsgebühren.

Die *Schweiz am Sonntag* berichtete in ihrer letzten Ausgabe über eine medienpolitische Lobbyoffensive von Roger de Weck, Generaldirektor der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG). In Spitzengesprächen mit Parteien, aber auch im Einzelabrieb mit nationalen Parlamentariern positionierte de Weck die SRG als «Bollwerk des Qualitätsjournalismus». Zugleich attackierte er die privaten Verlage: Diese könnten oder wollten kaum mehr hochstehenden Journalismus bieten. Um einen solchen auch in Zukunft zu gewährleisten, so gibt die *Schweiz am Sonntag* de Wecks Botschaft wieder, brauche es die «unabhängige» SRG.

Die durch Zwangsgebühren finanzierte SRG mit ihren quasistaatlichen Sendern als Garant eines unabhängigen Journalismus – das ist schon ziemlich gewagt. Doch de Weck geht noch weiter: Während viele Medienhäuser ihre journalistischen Kernprodukte abstiessen, gebe es nur noch «einen Käufer», so de Weck: SVP-Strategie Christoph Blocher.

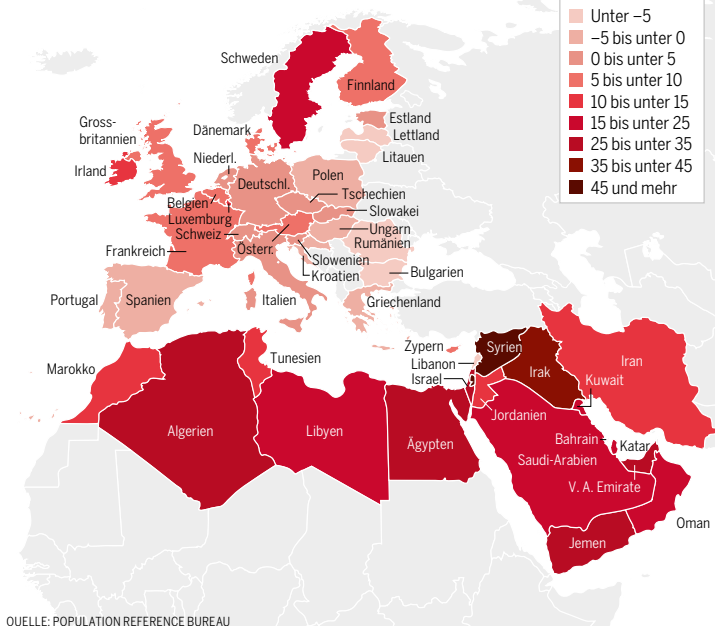
### Lobbyagenturen kassieren mit

Dass der SRG-Chef, der dank Gebührenzwang und dennoch kaum beschränkten Werbeeinnahmen über ein garantiertes Milliardenbudget verfügt, gegen private Medienhäuser und Investoren zu Felde zieht, ist das eine. Das andere ist die Tatsache, dass de Weck nicht nur seine private Meinung kundtut, sondern eine professionelle Agentur für sein Lobbying in eigener Sache einspannt – ebenfalls massgeblich finanziert durch Gebühren-gelder.

«Wir begleiten die SRG bei ihren Public-Affairs-Aktivitäten», verrät die Berner Agentur Furrer Hugli auf ihrer Website. Die SRG lässt sich das einiges kosten. Der Geschäftsbericht 2015 weist einen Betrag von 300 000 Franken aus. Doch das ist nicht alles. Auch die rätomanische RTR in Chur lässt sich von Furrer Hugli für ein «Kommunikations-Konzept» beraten. Mit welchem Betrag dieses zu Buche schlägt, konnte oder wollte die SRG bis Redaktionsschluss dieser Ausgabe nicht verraten. Ein Geheimnis bleibt vorerst auch, wie viel die SRG im Rahmen des neuen Vermarktungsunternehmens Admeira mit den Partnern Swisscom und Ringier für das Weibeln in eigener Sache ausgibt. Die Zahlen flössen in den Geschäftsbericht 2016 ein, teilt SRG-Sprecher Daniel Steiner mit. Klar ist nur: Auch hier kommt Furrer Hugli zum Zug.

## Demografisches Gefälle

Prognostizierte natürliche Bevölkerungsveränderung in Prozent, 2015 bis 2030

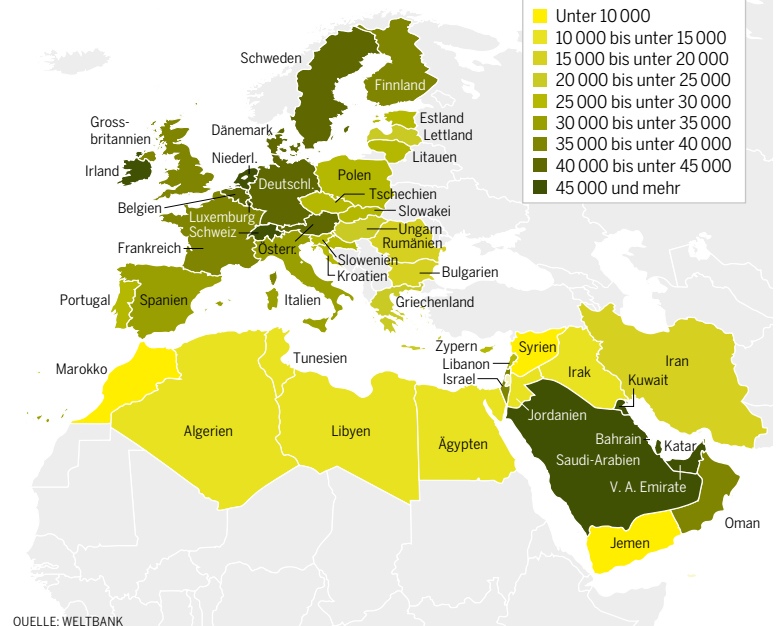


QUELLE: POPULATION REFERENCE BUREAU

Reiche und alte Menschen hier, Arme und Junge dort.

## Arm, reich, sehr reich

Bruttoinlandprodukt pro Kopf in US-Dollar, 2014



QUELLE: WELTBANK

Gegensätze, die Neid erzeugen.

## Zuwanderung

# Europas brodelnde Banlieue

Von Wolfgang Koydl — Die Migration aus dem Nahen Osten und Nordafrika wird in den nächsten Jahren dramatisch zunehmen. Zu diesem Ergebnis kommt eine brisante Studie, die das wahre Ausmass der Flüchtlingskrise dokumentiert.

Viele Grossstädte der Welt kennen das Problem, und die wenigsten Bürgermeister haben bislang eine Lösung dafür gefunden: reiche Viertel, die neben armen Quartieren liegen. Hier luxuriöse Villen, dort heruntergekommene *shantytowns*. Top-Jobs und teure Limousinen neben Arbeitslosigkeit und Eselskarren. Gegensätze, die Neid und böses Blut erzeugen.

Meist sind die Menschen in den besseren Gegenden arriviert und älter. Sie vertrauen dem Rechtsstaat und auf die Polizei, die ihnen Gewalt und Konflikte vom Leibe halten sollen. In den Slums hingegen regiert die Jugend. Von Polizei und Rechtsstaat erwarten sie schon lange nichts mehr; sie nehmen die Dinge in die eigenen Hände, oft auch mit Gewalt. Der Hauptunterschied zwischen beiden Welten: Die einen haben alles zu verlieren, die anderen alles zu gewinnen.

### Armut und Ignoranz

Was auf Metropolen zutrifft, gilt auch für die Geopolitik. Europas brodelnde Banlieue liegt gleich gegenüber, auf der anderen Seite des Mittelmeers: hier alternde, reiche und friedfertige Gesellschaften, dort Millionen von Jugendlichen ohne Job und ohne Perspektive, deren Frust sich in Gewalt entlädt. Immer mehr von ihnen zieht es in die reichen Viertel,

nach Europa: 4,8 Millionen waren es in den letzten anderthalb Jahrzehnten.

«Mena» nennt die Fachwelt diese Region. Sie umschreibt damit die neunzehn Staaten des Nahen Ostens und Nordafrikas von Marokko bis zum Iran, von Syrien bis zum Jemen. Hier leben 420 Millionen Menschen, bis 2030 werden es 100 Millionen mehr sein. An der Strasse von Gibraltar trennen sie nur wenige Kilometer von Europa. Nur unwesentlich mehr sind es von Syrien nach Zypern, von Tunesien nach Sizilien. Es ist wie beim Monopoly: Auch in der Weltpolitik liegt der Churer Kornplatz gleich um die Ecke vom Paradeplatz. Nur dass man kein Geld bekommt, wenn man über «Start» geht, sondern den Schlepper für den Trip bezahlt.

Der unabhängige deutsche Think-Tank Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung hat nun eine umfangreiche Studie über diese neunzehn Staaten vorgelegt, von denen acht zu den fünfzig instabilsten Ländern der Welt zählen und vier – Syrien, Libyen, der Irak und der Jemen – als gescheitert gelten. Sie untersucht, weshalb sich diese Weltregion einer Entwicklung widersetzt, die andere Länder anderswo auf dem Globus aus Armut und Ignoranz herausgeführt hat. Und sie beleuchtet, welche Folgen das für die europäischen Nachbarn hat.

Angesichts der Zahlen und Fakten werden sich die Europäer auf schlechte Nachrichten aus der Nachbarschaft einstellen müssen. Denn die Mena-Region ist ein Risikofaktor ersten Grades. Einmal, weil mit der weiteren Destabilisierung der Region die Zahl islamistischer Terrorakte in Europa zunehmen könnte, so die Studie. Zum anderen, weil bei der Ausweitung von Konfliktzonen mit wachsenden Flüchtlingszahlen zu rechnen ist, im schlimmsten Fall mit einer Verlagerung innerarabischer ethnischer und religiöser Konflikte in die europäische Gesellschaft.

### Dramatisches Wohlstandsgefälle

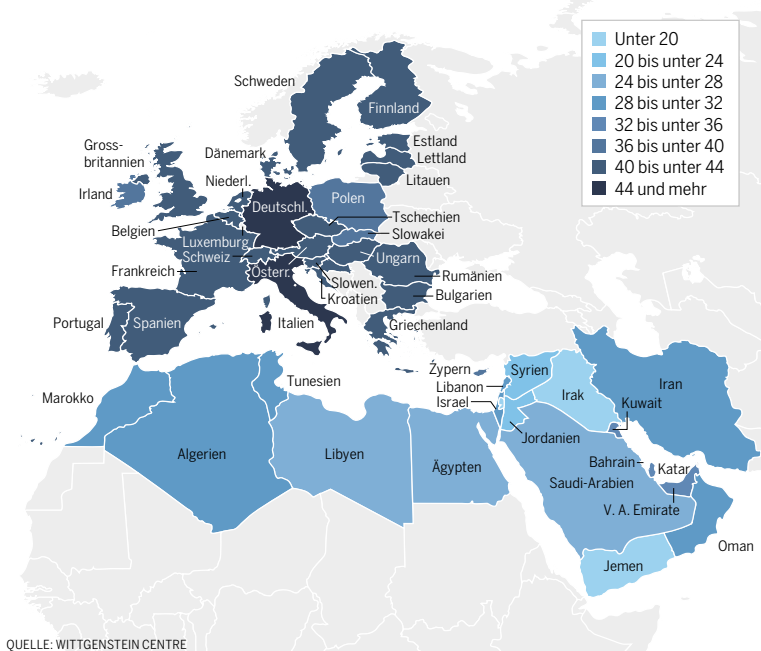
Aus all dem folgt vor allem eines: Die Migration aus dieser Weltgegend wird nicht abnehmen, sondern weiter anschwellen. Sogar in jenen Mena-Ländern, in denen derzeit Ruhe herrscht, ist die Zahl jener gross, die ihrer Heimat den Rücken kehren wollen: In Algerien und im Libanon etwa denkt mehr als die Hälfte der jungen Menschen zwischen 18 und 29 Jahren darüber nach, ihr Land zu verlassen. Die Richtung, die sie einschlagen wollen, ist klar: nach Europa.

Das ist so logisch wie die Tatsache, dass Wasser stets bergab fliesst. Belegt wird sie durch drei Karten, die die Bevölkerungsentwicklung, den Wohlstand und die Demogra-



## Jung im Süden, alt im Norden

Medianalter der Bevölkerung, 2015 bis 2020



*Jung, arbeitslos und ohne Perspektive.*

fen in Europa und in den Mena-Staaten illustrieren: reiche und alte Menschen hier, Arme und Junge dort. In den meisten Staaten der EU schrumpft die Zahl der Einwohner, oder sie stagniert auf dem heutigen niedrigen Niveau. Ausnahmen sind Schweden, Frankreich, Belgien und Grossbritannien. Doch dieses anscheinend positive Bild relativiert sich, wenn man bedenkt, dass die hohe Geburtenzahl hier den Migrantengemeinschaften zu verdanken ist.

Ganz anders die Situation in den Ländern des Nahen Ostens und Nordafrikas. Obwohl zwar auch dort die Fertilitätsrate in den letzten Jahren zurückgegangen ist, wächst die Bevölkerung dennoch weiter stark. Gerade in den beiden am stärksten von Kriegen heimgesuchten Ländern, dem Irak und Syrien, ist sie mit 35 beziehungsweise 45 Prozent am höchsten.

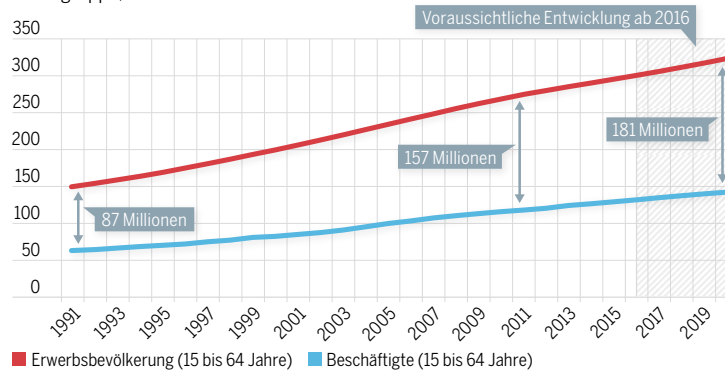
Besonders besorgniserregend ist, dass die Zahl der Menschen im erwerbsfähigen Alter deutlich schneller wächst als die Zahl der verfügbaren Arbeitsplätze: Nur 40 Prozent aller jungen Männer zwischen 20 und 29 Jahren findet einen Job. Die Schere öffnet sich immer weiter, wie die Grafik oben zeigt: Sind heute 157 Millionen von ihnen arbeitslos, so werden es in vier Jahren 181 Millionen sein. Bis 2030, so eine Studie der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO), werden jedes Jahr fünf Millionen neue Arbeitssuchende auf den Markt drängen. Dass sie keine Chance auf einen Job haben werden, liegt vor allem am Mangel an Privatunternehmen, die Arbeitsplätze schaf-

fen könnten. In den meisten Staaten gibt es Stellen nur beim Staat – entweder in der öffentlichen Verwaltung oder bei einem staatseigenen Betrieb.

Für Frauen sieht es noch schlechter aus. Die Berliner Studie betont, dass der Ausschluss der Frauen vom Arbeitsmarkt massgeblich für die schlechte gesamtwirtschaftliche Lage mitverantwortlich ist. Würden sie voll in den Markt integriert, würde dies das Bruttoinlandpro-

## Jobmangel – das grösste Problem Nordafrikas und des Nahen Ostens

Zahl der Menschen im Erwerbsalter (15 bis 64 Jahre) und Beschäftigte in dieser Altersgruppe, in Millionen



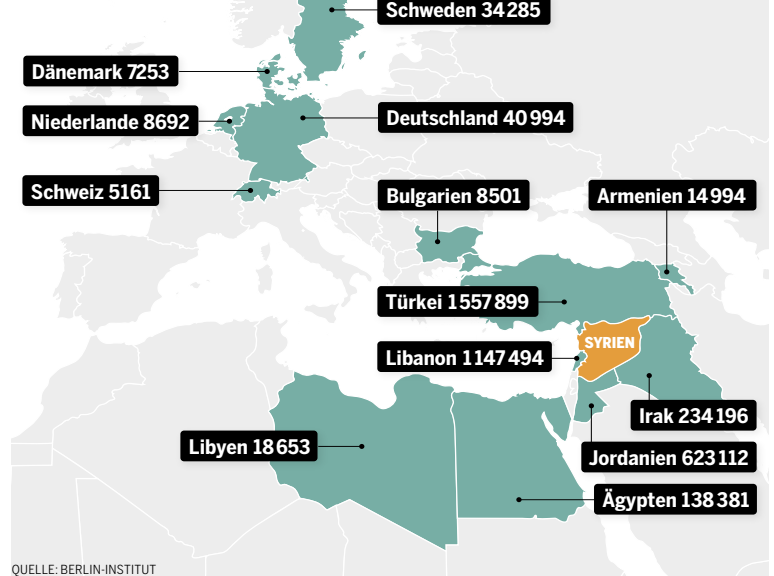
*Arbeitsstellen gibt es fast nur beim Staat.*

dukt (BIP) der Mena-Staaten im Jahr 2025 um drei Billionen Dollar gegenüber der prognostizierten Rate erhöhen.

Der Vergleich des wichtigsten Wirtschaftsindikators zeigt, weshalb Europa wie ein Magnet auf Migranten aus der Mena-Region wirkt: Das Wohlstandsgefälle ist dramatisch. Selbst die Armenhäuser der EU – Bulgarien, Rumänien und Griechenland – übertreffen mit ihrem BIP von mindestens 20 000 Dollar pro Kopf

## Flüchtlingspfade

Zahl der syrischen Flüchtlinge in unterschiedlichen Zielländern zum Ende des ersten Halbjahrs 2015



*Traumziel Europa.*

und Jahr die meisten Staaten des Nahen Ostens und Nordafrikas. Ausgenommen sind reiche Öl- und Gasstaaten wie Saudi-Arabien, Kuwait, Katar und die Arabischen Emirate, deren Pro-Kopf-BIP mit mehr als 45 000 Dollar mit den europäischen Wirtschaftslokomotiven Deutschland, Österreich, den Niederlanden, Dänemark und Schweden gleichzieht. Es ist aufschlussreich, aber nicht überraschend, dass die weitaus meisten Flüchtlinge eines dieser Länder – oder die Schweiz – als Ziel wählen.

## Auch am Golf gärt es

Aber auch Wohlstand und Stabilität der reichen arabischen Golfstaaten sind auf Sand gebaut. Bislang konnten sie sich das Wohlverhalten ihrer Bürger mit üppigen Leistungen wie Steuerbefreiung und kostenloser Gesundheitsvorsorge sowie gut dotierten, aber anspruchlosen staatlichen Jobs erkaufen. Der ruinöse Preiskampf ums Erdöl in den letzten Jahren hat aber zu einem Einbruch der Einnahmen geführt. Mit der Largesse von einst ist es vorbei, und auch in den Monarchien am Golf gärt es.

Wenigstens sind die Gesellschaften dort nicht so jung und damit so unberechenbar wie in anderen Mena-Ländern. Im Irak und im Jemen liegt das Medianalter bei unter 20 Jahren, andernorts bei kaum über 30 Jahren. Zum Vergleich: In der Europäischen Union liegt das Mittel zwischen 40 und 44 Jahren, mit steigender Tendenz in den kommenden Jahrzehnten.



## Personenkontrolle

### Sommaruga, Levrat, Bischof, Leuthard, Bärlocher, Wertli, Guldemann, Wyss, Bär, Humbel, Diethelm, Spirig, Müller, Schmid, Clavien

Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP), dauerbetroffene Justizministerin, kümmern die Versprechungen wenig, die sie ihrem politischen Lager gemacht hat. Eigentlich war geplant, dass sie bis spätestens Ende August ein Diskussionspapier zu einem Grundsatzentscheid für oder gegen einen Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative in den Bundesrat bringt. Rasa will die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) rückgängig machen. Wie man hört, will Sommaruga nun doch erst im Herbst darüber diskutieren. An der Seitenlinie stehen, wie bestellt und nicht abgeholt, die MEI-Gegner im Parlament um SP-Präsident **Christian Levrat** und CVP-Ständerat **Pirmin Bischof**, die mit ihrem Teil des Schlachtplans schon fast fertig sind: dem parlamentarischen Gegenvorschlag. (hmo)

Die CVP bewies beim Sommerparteitag ihr neues Selbstbewusstsein auch, indem sie Bundesrätin **Doris Leuthard** von einem parteifremden Journalisten interviewen liess. **Matthias Bärlocher**, Bundeshauskorrespondent von Radio 24, traute sich – wie Generalsekretärin **Béatrice Wertli** nachher gestand –, auch unabgesprochene Fragen zu stellen, so eine zu den Beziehungen mit der EU. Und die Bundesrätin, die bei der Gotthard-Eröffnung im Interview mit Bärlocher in Tränen ausgebrochen war, redete sich ins Feuer. Die Landesregierung solle mal einen Abgesandten aus Brüssel ausladen, wenn er ohne Lösung komme und die EU die Schweiz nur hinhalte, schimpfte sie im Kreis der Parteifreunde: «Es darf auch einmal scheppern.» (sär)

**Tim Guldemann**, 66, früherer Topdiplomats und seit den letzten Wahlen SP-Nationalrat, stürzte sich bei der SVP-Delegiertenversammlung unerschrocken in den politischen Nahkampf zur Verteidigung eines Rahmenvertrages mit der EU. Aber seinem in hochgestelztem Deutsch vorgetragenen Stück «Extrawurst mit Rösti» konnte fast niemand im Saal richtig folgen. Immerhin war mit dem Auftritt der Beweis erbracht, dass die Genossen definitiv die Bodenhaftung verloren haben. (hmo)

**Ursula Wyss**, 43, SP-Politikerin und Berner Gemeinderätin, die zur Krönung der eigenen Karriere gerne erste Berner Stadtpräsidentin würde, benennt die Ursache für die chaotischen Zustände in und um die Reithalle: die Polizei. Gerade bei der Reitschule müsse diese deeskalierend wirken und dürfe nicht zur



Nahkampf: Guldemann.



Beide Augen zudrücken: Ursula Wyss.



Auf Überrumpelung gesetzt: Barbara Bär.



«Problematische Passagen»: Müller.

Konfliktverschärfung beitragen, fand die ambitionierte Politikerin. Wyss' Worte darf man getrost dahingehend interpretieren, dass die Polizei beim Drogenhandel vor dem autonomen Jugendzentrum beide Augen zudrücken und obendrein mit stoischer Gelassenheit die Flaschen empfangen soll, die ihr die gewaltbereiten Chaoten entgegenschleudern. Es gibt einen klitzekleinen Schönheitsfehler bei dieser neuen Strategie: Sie entspricht schon lange dem tristen Polizeialltag in Bern. (hmo)

Zuerst heimlich alles aufgleisen, dann die Betroffenen vor vollendete Tatsachen setzen. Mit dieser Methode hat **Barbara Bär** (FDP) versucht, in Seelisberg ein Asylzentrum mit sechzig Plätzen durchzusetzen. Bekanntlich ist die Urner Regierungsrätin mit dieser Taktik gescheitert. Anscheinend war es aber nicht das erste Mal, dass Bär auf Überrumpelung gesetzt hat. Wie Urner Hausärzte berichten, ging sie als Gesundheitsdirektorin ähnlich vor im Zusammenhang mit einer neuen Grossgruppenpraxis, welche die Ärzteschaft des kleinen Kantons auf den Kopf zu stellen droht.



Gold, Silber oder Bronze: Ruth Humbel.

Während Monaten habe Bär zusammen mit den Initianten, zwei bis dahin ausserkantonaltätigen Ärzten, das Projekt in aller Stille aufgleist. Erst dann habe sie die heimische Ärzteschaft überfallmässig informiert. Bärs Departement betont zwar, die Regierungsrätin sei formell nicht in das Praxisprojekt involviert. Über informelle Kontakte äussert es sich beziehungsweise nicht. (are)

Die Erfolge der Schweizer Delegation an den Olympischen Spielen haben **Ruth Humbel** in Euphorie versetzt. Auf Tele Züri verlor die Aargauer CVP-Nationalrätin und ehemalige Spitzenorientierungsläuferin vor lauter Begeisterung kurzzeitig die Orientierung. Zuerst wollte Humbel **Heidi Diethelm** loben, die die erste Medaille geholt hatte. Doch deren Name fiel ihr partout nicht ein. Diese habe aber «im Schiessen Gold gemacht», erklärte Humbel, «äh ... Bronze gemacht». Weiter erwähnte die Nationalrätin «Nicole Spirig», die «zu Bronze gekommen» sei. Sie meinte offensichtlich Triathletin **Nicola Spirig**, die in Rio Silber gewonnen hatte. (are)

Ebenfalls nach Brasilien schweifte der Blick von **Felix E. Müller**, Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*. Der Medaillenspiegel zeige, «wie schlecht es um die arabische Welt steht», schrieb er in der letzten Ausgabe, offenbar auch fachkundig im Bereich Sexualwissenschaften: Die dortigen Jungen seien «ohne Jobs und voller sexueller Frustration». Auch bei Universitäten, Patenten und Start-ups seien die Araber schlicht Flaschen, so das Fazit von Innovationsforscher Müller. Der einzige globale Spitzenrang, auf dem «die jungen Araber» verharren, sei jener der Selbstmordattentäter, meinte Müller, nunmehr in der Rolle des Humoristen. Der Zürcher SVP-Kantonsrat **Claudio Schmid** intervenierte umgehend bei der Eidgenössischen Rassismuskommission. Und diese gab Schmid recht: «Der von Ihnen weitergeleitete Artikel enthält durchaus problematische Passagen, welche eine Gruppe von Menschen diffamierend herabsetzt.» (möö)

Niederlage für das Zürcher Unispital vor dem kantonalen Verwaltungsgericht: Das Konkurrenzverbot, das das Spital gegen einen ehemaligen leitenden Arzt durchsetzen wollte, ist rechtswidrig. Laut dem Gericht ist ein Konkurrenzverbot bei Ärzten ungültig, sofern diese beim alten Arbeitgeber nicht Einsicht in Geschäftsgeheimnisse hatten. Gesammelte Berufserfahrung und Kontakte zu Patienten alleine reichten nicht aus, um einem Arzt die Tätigkeit bei einem konkurrierenden Spital zu verbieten. Wie die *Weltwoche* weiss, handelt es sich bei dem betreffenden Arzt um den früheren Stellvertreter von **Pierre-Alain Clavien**, Leiter der Klinik für Viszeral- und Transplantationschirurgie. Clavien ist ein Pionier auf dem Gebiet der Organtransplantation und einer der Stars des Unispitals. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig. (are)

## Nachruf



«Geschichtsdenker»: Historiker Nolte.

**Ernst Nolte 1923–2016** — Vor dreissig Jahren beging der damals hochangesehene Historiker Ernst Nolte einen Tabubruch, der ihm von seinen Kritikern flugs als Kapitalverbrechen ausgelegt wurde. In einem Artikel über «Vergangenheit, die nicht vergehen will» warf er die Frage nach den Entstehungszusammenhängen des Nationalsozialismus auf. Er kam zum Schluss, dass die Nationalsozialisten eine mörderische Gegenbewegung zum mörderischen Kommunismus waren, den die Nazis gleichermaßen kopierten und bekämpften.

Diesen Befund überspitzte der provokationsfreudige Historiker dann allerdings in

einem brisanten Punkt: Er streute nämlich seine als rhetorische Frage getarnte Hypothese ein, wonach der «Klassenmord» der Kommunisten dem «Rassenmord» der Nazis vorausgegangen, der Völkermord an den Juden eine Reaktion gewesen sei auf den «Klassenmord» der Sowjets an der Bourgeoisie. Noltés Gegner stürzten sich mit verleumderischem Furor auf diesen Satz. Aus dem gefeierten Starhistoriker wurde ein Geächteter, der angeblich die Verbrechen Hitlers entschuldigen wollte. Hinter den Verunglimpfungen steckten viel Kollegenneid und Heuchelei. Später bedauerte Nolte trotzdem, ein äusserst freundlicher und sanft sprechender Mann von beeindruckender Gelehrsamkeit, in einem Gespräch mit dem Autor dieser Zeilen, dass er das Wort «Auschwitz» überhaupt verwendet hatte: «Ich hätte besser daran getan zu sagen: roter Terror, Vernichtung der Bourgeoisie. Denn das war gemeint: der bolschewistische Vernichtungswille, der sich damals gegen das bürgerliche Europa, gegen Deutschland richtete und einen Gegenimpuls auslöste. Diese Antwort mag noch verbrecherischer und unmenschlicher gewesen sein, aber es war gleichwohl eine Antwort. Dies zu verdrängen, war ein Hauptanliegen der Linksinтеллектуellen.»

Der «Geschichtsdenker» Nolte gehört, das zeigen auch die anerkennenden Nachrufe, zu den bedeutenden Historikern Nachkriegsdeutschlands. Sein Klassiker «Der Faschismus in seiner Epoche» ist bahnbrechend, eine Pflichtlektüre. Zuletzt befasste sich Nolte, wie immer klug, mit dem Islamismus. *Roger Köppel*

# Unter die Lupe genommen:

## Ihr Spezialist für WiFi und Internet.

Ob Bar, Restaurant, Hotel oder Schule - bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Für sämtliche Fragen zur Digitalisierung eines Gastronomie- oder Ausbildungsbetriebs liefern wir die Antworten.

Raphael Foucault  
Account Manager  
Hospitality & Education

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.  
Raphael Foucault | Tel. 044 578 78 78 | [business.upc.ch](http://business.upc.ch)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV





# Wie heimatmüde ist die Schweizer Wirtschaft?

Von Beat Gygi — Der Spitzenverband der Schweizer Wirtschaft schaut zu sehr auf die Exportwirtschaft und vernachlässigt wichtige Anliegen der Schweiz. Dabei wird versucht, möglichst nur die Vorteile der Zuwanderung zu beleuchten und die Nachteile auszublenden.

«Im politischen Tagesgeschäft kommt die volkswirtschaftliche Gesamtsicht oft zu kurz. Umso wichtiger ist ein ordnungspolitischer Rahmen, der als zuverlässiger Kompass für liberale, wirtschaftsfreundliche Entscheidungen dienen kann.»

Mit diesen Sätzen gibt der Spitzenwirtschaftsverband Economiesuisse zu verstehen, dass er sich als Ordnungshüter sieht, wenn es um Wirtschaftspolitik geht, als Kraft, die sich beim Engagement für einen starken Wirtschaftsstandort Schweiz an «liberalen marktwirtschaftlichen Grundsätzen» orientiert. Economiesuisse tritt sozusagen als Vertretung der Schweizer Wirtschaft auf, die das grosse Ganze im Auge behält, wenn andere vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen oder wenn sich die einzelnen Branchen und Firmen in kleinlichen Kämpfen um ihre Sonderinteressen zu verlieren drohen.

Wie sieht die Wirklichkeit aus? Tatsächlich gibt es viele Sonderinteressen in diesem Dachverband, in dem rund hundert Branchenverbände, zwanzig kantonale Handelskammern und Einzelunternehmen zusammengeschlossen sind. In der Summe umfasst er um die 100 000 Schweizer Firmen. Präsident Heinz Karrer und Direktorin Monika Rühl haben sich nach dem Eindruck etlicher Beobachter in jüngerer Zeit mit Kritik an Staatswachstum oder staatlicher Regulierung eher zurückgehalten, beispielsweise als sie zum Ärger des Gewerbeverbandes sagten, Economiesuisse wolle kein Referendum gegen die Energiestrategie 2050 unterstützen.

## Auseinandersetzung? Fehlanzeige

Doch bei einem Thema kam die Reaktion soeben scharf und blitzartig: Die vor gut einer Woche eingereichte Selbstbestimmungsinitiative der SVP wurde bereits am Tag der Einreichung als Angriff auf die Interessen der Wirtschaft kritisiert, das führe zum «Super-GAU». Der Verband schreibt an die Adresse der SVP: «Mit dieser Initiative greift die Partei frontal die Interessen der Wirtschaft an, sie gefährdet die starke Vernetzung der Schweiz mit der Weltwirtschaft und die Teilnahme unseres Landes am europäischen Binnenmarkt. Eine Annahme würde sich auf Hunderte von Wirtschaftsabkommen auswirken und zu einer anhaltenden Rechtsunsicherheit führen.»

Die Initiative mit dem Titel «Schweizer Recht statt fremde Richter» ist im Urteil der Economiesuisse eine Mogelpackung, die auf die Europäische Menschenrechtskonvention

(EMRK) ziele und gleichzeitig die wirtschaftlichen Interessen der Schweiz angreife. Künftige bilaterale oder multilaterale Abkommen mit Handelspartnern würden durch sie erschwert oder gar verunmöglicht.

Woher weiss man bei Economiesuisse das so genau? Hat sich die Verbandsführung bei ihrer Basis erkundigt, Unternehmen und Branchenverbände gefragt, was bei der Annahme der Selbstbestimmungsinitiative passieren würde? Nein, eine solche Auseinandersetzung hat es nicht gegeben. Fragt man bei Mitgliedsverbänden nach, erhält man zur Antwort, dass man noch nicht einschätzen könne, wie die eigenen Unternehmen betroffen wären und was die Folgen bei Annahme der Initiative wären. Beim Branchenverband Scienceindustries, der früheren Schweizerischen Gesellschaft für Chemische Industrie, hält sich die Leitung um Präsident Gottlieb Keller (Roche) und Geschäftsleiter

## Offensichtlich befindet sich Economiesuisse bereits in Phase drei: im Kampagnenmodus.

Beat Moser mit einem Urteil zurück. Scienceindustries vereinigt gut 250 Unternehmen in den Branchen Chemie, Pharma und Biotech sowie in anderen Industriezweigen und ist stark aufs Exportieren ausgerichtet.

Laut den Angaben hat der Vorstand die Selbstbestimmungsinitiative noch nicht besprochen, es sei zu früh, um bereits eine Einschätzung abzugeben. Man wolle sich genug Zeit nehmen, um die möglichen Auswirkungen einer allfälligen Einführung der Selbstbestimmungsvorlage zu untersuchen. Nach der Ansicht von Magdalena Martullo-Blocher, Chefin der Spezialchemiegruppe Ems, Vorstandsmitglied von Scienceindustries und SVP-Nationalrätin, ist die Entrüstung von Economiesuisse überhaupt nicht nachvollziehbar. Die genannten Beispiele bezögen sich denn auch auf gar nicht konkret vorliegendes Recht, wie eben die Umsetzung der Masseneinwanderung oder die Ernährungssouveränitätsinitiative, die noch nicht einmal als Abstimmungsvorlage vorhanden sei. Die Volksinitiative als «brandgefährlich und unberechenbar» zu bezeichnen, werde gerade der wirtschaftsfreundlichen Einstellung des Schweizervolkes nicht gerecht.

Auch der Branchenverband Swissmem, in dem die Maschinen-, Elektro- und Metall-

industrie zusammengefasst sind, will die Vorlage zuerst genauer studieren, bevor man mit einem Urteil an die Öffentlichkeit gelangt. Dies ist insofern bemerkenswert, als Swissmem die Politik des Dachverbandes stark prägt. Hans Hess, seit 2010 als Nachfolger von Johann Schneider-Ammann Präsident von Swissmem und daneben Vizepräsident von Economiesuisse, und Swissmem-Direktor Peter Dietrich forcieren seit längerem Kampagnen zugunsten der bilateralen Verträge Schweiz-EU, die auch die Ebene des Dachverbandes prägen.

## Debatte verunmöglicht

Aus dieser Sicht ist es erst recht aufsehenerregend, dass Economiesuisse schon zum jetzigen Zeitpunkt mit einer derart vernichtenden Beurteilung der Selbstbestimmungsinitiative an die Öffentlichkeit getreten ist. Die Organisation hat damit eine Richtung eingeschlagen, an der sich die Mitglieder wohl oder übel orientieren müssen, wie bei einem Kommando von oben nach unten. Für den Spitzenverband wird es nach dieser Aktion schwierig sein, sich künftig überhaupt noch auf eine breite und eingehende Debatte einzulassen, da er seine Linie ja bereits mit greller Farbe gezogen hat. Das wird deutlich, wenn man sich die normale Vorgehensweise des Dachverbandes in der politischen Arbeit vergegenwärtigt.

Economiesuisse unterscheidet drei Phasen. Wenn eine Forderung, Vorlage oder Initiative lanciert wird, die wirtschaftspolitisch von Bedeutung ist, schaltet der Verband sozusagen die Phase eins ein: Seine Fachexperten prüfen die Ausgangslage, tragen Fakten zusammen und tauschen sich mit Fachkommissionen und Verwaltung aus. Im Grunde genommen wäre die Einreichung der Selbstbestimmungsinitiative der Anlass, in diese Phase eins einzutreten. Die zweite Phase ist öffentlich bereits besser sichtbar: Wenn eine Vorlage in die Vernehmlassung geht, wird die politische Arbeit von Economiesuisse energischer. Unter dem Titel «Feinarbeit im Bundeshaus» geht es um die Einflussnahme auf Politiker, Kommissionen, Parlament und schliesslich auf die Öffentlichkeit. Anschliessend wird im Hinblick auf Schlussabstimmungen im Parlament und allenfalls daraus folgende Abstimmungen an der Urne irgendwann auf Phase drei geschaltet, nach dem Motto: «Umschalten in den Kampagnenmodus». Etwa acht Wochen vor der Volksabstimmung wird eine Kampagne



«Um jeden Preis»: Economiesuisse-Direktorin Monika Rühl, Präsident Heinz Karrer.

von Economiesuisse öffentlich sichtbar, in Printmedien, im Internet, durch Versandaktionen, Veranstaltungen oder sonstige Aktionen. «Nun werden die Botschaften zugespitzt: Es geht nicht länger um Kompromisse, sondern nur noch um ein Ja oder Nein», heisst es beim Verband.

Offensichtlich befindet sich Economiesuisse heute mit Blick auf die Selbstbestimmungsinitiative also bereits in Phase drei: im Kampagnenmodus, den Mitgliedsverbänden weit voraus. Aber auch wichtigen Debatten ist der Verband enteilt, er verpasst es nämlich, bei der Besprechung einiger für die Schweiz grundlegender Themen dabei zu sein:

**1 — Die Rolle und Qualität internationaler Instanzen:** Wie der Publizist und frühere Präsident des liberalen Instituts Robert Nef vor einer Woche in der *Weltwoche* darlegte, wird das Völkerrecht, also internationales Recht, gerne überschätzt. Völkerrecht sei oft «das, was schlecht legitimierte Funktionäre in wenig transparenten Verfahren für allgemeinverbindlich erklären, um sich dann auf nationaler Ebene doch nicht daran zu halten». Der Ersatz der eidgenössischen und kantonalen Gesetzgebung durch internationale Normen und Vereinbarungen, die dann von internationalen Gerichten angewendet und direkt in die Freiheit der Schweizer eingreifen würden, müsse frühzeitig durch politisches Engagement und wissenschaftliche Kritik bewusst gemacht werden. Will sich die Economiesuisse nicht daran beteiligen?

**2 — Die Mitwirkung der Schweiz in internationalen Gremien:** Wenn Verwaltungsfachleute die Schweiz in internationalen Gremien vertreten, können sie von den Bürgern oft kaum kontrolliert werden. Bundesräte und Spitzenbeamte haben viel Spielraum bei der Beihilfe zur Produktion von internationalem Recht. Dass die Schweiz in der OECD, die auf dem Einstimmigkeitsprinzip beruht, nicht Nein gesagt hat zur Koordination der Steuersysteme und zur Einschränkung des Steuerwettbewerbs, ist aus Bürger- und Unternehmenssicht schwierig verständlich. Da liegt es nahe, dass sich die Bürger «zu Hause» mehr Kontrollmöglichkeiten wünschen – die nun von Economiesuisse als schädlich kritisiert werden.

Umfangreiche Untersuchungen, unter anderem vom Schweizer Ökonomen Bruno S. Frey und von Gebhard Kirchgässner sowie ihres deutschen Kollegen und «Wirtschaftsweisen» Lars Feld zeigen, dass die direkte Demokratie Politiker und Verwaltung zwingt, stärker auf die Anliegen der Bürger einzugehen und dass das wirtschaftliche Niveau eines Landes durch Volksabstimmungen günstig beeinflusst wird. Wenn das Volk mitreden kann, ist das also auch gut für die Wirtschaft. Warum wehrt sich



Economiesuisse also derart gegen die Kontrolle von internationalem Recht durch das Volk? Sind ausländische Anliegen wichtiger? In den Führungsetagen der grösseren Schweizer Unternehmen macht der Anteil der Ausländer laut dem jährlich aktualisierten «Schilling-Report» bei Konzernchefs rund 43 Prozent aus, in den grossen Konzernen rund 65 Prozent. Bei den Verwaltungsratspräsidenten stammt gut ein Viertel aus dem Ausland. Die zahlende Mitgliedsbasis von Economiesuisse vertritt also stark eine ausländische Optik.

### Zum Nachteil der Einheimischen

Demgegenüber ist aus Konzernen, die im Ausland Niederlassungen unterhalten, oft zu hören, sie kämen auch ohne bestimmte internationale Verträge zurecht, sie seien ja bereits in den ausländischen Märkten etabliert. «Wir müssen die Bilateralen um jeden Preis schützen», heisst es bei Economiesuisse und fast wortgleich beim Unterverband Swissmem, sonst sei die Exportindustrie gefährdet. Damit wird klar: Es geht um die Exportindustrie. Internationale Verträge und Völkerrecht sind eher für Firmen wichtig, die aus der Schweiz exportieren wollen.

Der Begriff «Export» ist in politischen Debatten eine Trumpfkarte. Damit lässt sich in der Politik leicht eine Umverteilung zugunsten der Exportindustrie durchsetzen. Eine Stützung des Euro-Franken-Wechselkurses hilft den Exporteuren und schwächt jene, die mit dem Franken im Ausland etwas kaufen wollen. Noch brisanter ist das «Schützen der Bilateralen». Im Vordergrund steht die Erhaltung der Personenfreizügigkeit, die Wirtschaftsverbände versuchen, möglichst nur

### Dank freier Zuwanderung kommen hiesige Firmen günstiger zu Arbeitskräften.

die Vorteile der Zuwanderung zu beleuchten und die Nachteile auszublenden. Die Nachteile zeigen sich etwa darin, dass die Infrastruktur ausgebaut werden muss oder dass flankierende Massnahmen an den Arbeitsmärkten zu Mindestlöhnen, immer komplizierteren Vorschriften und stellenweise höherer Arbeitslosigkeit unter Einheimischen führen.

Wenn hiesige Firmen dank freier Zuwanderung entsprechend günstiger zu Arbeitskräften kommen, führt das am Arbeitsmarkt und in der öffentlichen Infrastruktur zu Kosten, die zwar nicht sehr auffällig, den Schweizer Bürgern aber nicht gleichgültig sind und auf die auch ein Wirtschaftsdachverband achten müsste, wenn er die volkswirtschaftliche Gesamtsicht wahren will – jedenfalls wenn Economiesuisse auch dem Wortteil «suisse» gerecht werden will. ○



«Selbstverständnis als verlässlicher Vertragspartner»: Economiesuisse-Präsident Karrer.

## Wirtschaft

# «Politisch lief vieles richtig»

Von Beat Gygi und Roger Köppel — Heinz Karrer, Präsident von Economiesuisse, wehrt sich. Der Vorwurf, sein Verband gewichte kurzfristige Konzern- höher als Landesinteressen, sei falsch.

Herr Karrer, Economiesuisse hat mit heftiger Kritik auf die Einreichung der Selbstbestimmungsinitiative reagiert. Warum schlagen Sie heute schon einen Ton an, wie er für Abstimmungskampagnen typisch ist?

Die Wirtschaft ist von dieser Initiative massiv betroffen. Das wollten wir frühzeitig in die Debatte einbringen, denn das war in der politischen Öffentlichkeit noch kaum ein Thema. Bisher standen vor allem die Menschenrechte im Fokus, weniger das Wirtschaftsvölkerrecht.

Was kritisieren Sie an der Selbstbestimmungsinitiative genau?

Die Initiative hätte negative Folgen für die Rechtssicherheit des Wirtschaftsstandortes Schweiz. Sie betrifft Hunderte von Wirtschaftsabkommen, da sie rückwirkend gilt. Schon kleine Differenzen wären Anlass für eine Neuaushandlung oder Kündigung. Was wir mit anderen Staaten vereinbart haben, könnte plötzlich nicht mehr gelten. Damit verabschieden wir uns von unserem bisherigen Selbstverständnis als verlässlicher Vertragspartner.

Finden Sie es schädlich, wenn die Schweizer

Bürger über die Anwendung von internationalem Recht bestimmen können?

Nein, überhaupt nicht. Aber hier geht es nicht nur um Anwendungsfragen im Streitfall. Die Volksinitiative sieht die Neuaushandlung oder Kündigung bestehender Abkommen vor, wenn diese in Widerspruch mit der Schweizer Verfassung stehen. Dies würde beispielsweise das Landverkehrsabkommen mit der EU betreffen oder potenziell auch die WTO, Investitionsschutzabkommen oder Freihandelsabkommen. Interessanterweise wäre das Volk bei einer Kündigung dann nicht mehr gefragt – das bei Abkommen, die durch eine Volksabstimmung angenommen wurden. Das wäre eine umfassende Abkehr von bereits vom Volk angenommenen Verträgen.

Die Bundesverfassung stellt gleich an den Anfang die Wahrung der Unabhängigkeit des Landes, die direkte Demokratie als die Souveränität und Selbstbestimmung von Volk und Ständen: Was ist so schlimm an einer Initiative, die diese Grundwerte ins Zentrum rückt?

Diese Initiative würde diesen Grundwerten mehr schaden als nützen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Das Landverkehrsabkommen mit der EU wurde vom Volk deutlich angenom-

men, obwohl es einen Widerspruch mit dem Alpenschutzartikel in der Bundesverfassung gibt. Dieser Widerspruch wurde vom Volk abgesegnet. Bei einer Annahme der Volksinitiative wäre nun das Abkommen neu zu verhandeln oder zu kündigen. Ausserdem garantiert das Völkerrecht eben gerade die Souveränität kleiner Staaten wie der Schweiz gegenüber grossen und mächtigen Staaten.

**Sehen Sie kein Problem darin, dass zusehends Recht, das zum Beispiel ausländische Gerichtsinstanzen setzen, über unsere Verfassung gestellt wird?**

Hier müssen Sie konkrete Beispiele nennen. Wenn in unserem System ein Abkommen zu Entscheidungen führt, die dem Volk nicht passen, so kann es eine Volksinitiative zu dessen Kündigung einreichen. Das ist transparenter als die nun vorliegende Initiative mit unbekanntem Auswirkungen und rechtlichen Unklarheiten in Bezug auf bestehende Abkommen.

**Und wieso eigentlich ist dies ein Thema für Economiesuisse?**

Weil die Schweiz eine Exportnation ist – notabene eine der erfolgreichsten. Wir haben im Wirtschaftsvölkerrecht erstklassige Rahmenbedingungen. Ohne diese hätten Schweizer Unternehmen – KMU und auch multinationale Unternehmen – schlechtere Bedingungen beim Zugang zu ausländischen Märkten. Im Gegenteil: Wir sollten danach streben, die Marktzutrittsbedingungen zu verbessern.

**Welche internationalen Verträge dürften Ihrer Ansicht nach nicht einer Volksabstimmung unterzogen werden?**

In unserer Direktdemokratie soll über wichtige Themen abgestimmt werden. Bei unbestrittenen Abkommen – oder bei solchen, die nicht einmal Gesetzescharakter haben – würden Volksabstimmungen zu einem Leerlauf führen. So hat denn das Volk auch die SVP-Initiative «Staatsverträge vors Volk» abgelehnt – mit 75 Prozent. Auch wir waren dagegen.

**Welche Massnahmen sehen Sie stattdessen, um schädliches ausländisches Recht von der Schweiz fernzuhalten?**

Wir haben dafür sicher ausreichende Instrumente, das müsste man aber anhand eines konkreten Falles beurteilen. Wenn ein Abkommen zu negativen Auswirkungen führen würde, kann eine Volksinitiative zu dessen Kündigung lanciert werden.

**Ist die Zahl von Volksabstimmungen in der Schweiz Ihrer Ansicht nach eher zu hoch?**

Jedenfalls hat sie in den vergangenen Jahren stark zugenommen. Und damit auch die Beteiligung der Bevölkerung am politischen Entscheidungsprozess. Das ist grundsätzlich positiv. Wenn aber Volksinitiativen und Referenden nur noch dem politischen Marketing und dem permanenten Wahlkampf

der etablierten Parteien dienen, entsprechen sie nicht mehr dem ursprünglichen Sinn und Zweck. Letztlich sagt das Volk, wenn es zu viel ist. Es lehnt die Initiativen ab.

**Also wurden die Interessen der Wirtschaft nicht ungenügend berücksichtigt?**

Mehrheitlich nicht, obwohl wirtschaftsfeindliche Vorlagen in den vergangenen Jahren en vogue waren. Die meisten dieser Vorlagen hat das Stimmvolk aber durchschaut und versenkt. Schön wäre es natürlich, wenn Initianten oder Referendumsführer frühzeitig das Gespräch mit der Wirtschaft suchen und die Konsequenzen für die Wirtschaft sorgfältig ausloten würden, bevor sie aktiv werden.

**Der Erfolg der Schweiz auch als Wirtschafts-**

---

**«Was wir mit anderen Staaten vereinbart haben, könnte plötzlich nicht mehr gelten.»**

---

**standort beruht darauf, dass wir unsere Rahmenbedingungen selber bestimmen und über alles abstimmen können, was uns betrifft. Einverstanden?**

Der wirtschaftliche Erfolg der Schweiz zeigt, dass in unserem föderalistischen Staat politisch vieles richtig lief. Trotzdem teile ich Ihre Begründung nicht uneingeschränkt, denn starke Volkswirtschaften gibt es auch in parlamentarischen Demokratien. Unabhängig davon: Gute wirtschaftliche Rahmenbedingungen sind nicht gottgegeben. Dafür müssen wir uns Tag für Tag einsetzen. Umverteilungs- oder Abschottungsgelüste und Etatismus sind permanente Herausforderungen für eine nachhaltige, zukunftsorientierte und liberale Wirtschaftspolitik eines international vernetzten Standortes.

**Was sagen Sie zur Kritik, dass Economiesuisse nicht mehr die langfristigen wirtschaftspolitischen Interessen der Schweiz im Blick hat, sondern eher die kurzfristigen Interessen von Konzernen, die in der Mehrzahl von ausländischen Managern gesteuert werden, die naturgemäss nicht so viel wissen über die Schweiz?**

Sie ist unangebracht. Aus zwei Gründen. Erstens: Wir vertreten insgesamt 100 000 Schweizer Unternehmen aus allen Branchen mit zwei Millionen Arbeitsplätzen in der Schweiz. Dazu gehören grosse und kleine Unternehmen ebenso wie regional, national und international tätige. Und wir setzen uns seit je für langfristig optimale Rahmenbedingungen für den Wirtschaftsstandort Schweiz ein. Zweitens: Die allermeisten Unternehmerinnen und Unternehmer sind hier gesellschaftlich, kulturell und politisch verwurzelt. In den vergangenen Monaten haben sich immer mehr von ihnen bereit erklärt, stärker in den Dialog mit der Bevölkerung zu treten und eine Art «Botschafterrolle» für die Wirtschaft zu übernehmen.

**Was unternehmen Sie, um diesen Managern**

**die Staatsform der Schweiz zu erklären, die ziemlich einzigartig dasteht in der Welt?**

Eine ehrenamtliche Tätigkeit in unseren Gremien wie auch in den Gremien der rund 100 angeschlossenen Mitgliedverbände und 20 Handelskammern fördert das Verständnis für die Mechanismen und die Kultur unseres politischen Systems. Wenn wir Investoren und Manager mit ausländischen Wurzeln treffen, sprechen wir häufig über unsere Staatsform. Übrigens äussern sich diese Unternehmer lobend und sind häufig beeindruckt, wie wir Schweizer unser Land gemeinsam regieren.

**Welches sind die wichtigsten Mitgliedsverbände innerhalb von Economiesuisse?**

Die grössten Mitgliedverbände sind im Vorstand vertreten. Er besteht aus fast 70 Personen.

**Wie viele Wochenstunden setzen Sie für Economiesuisse ein?**

Das variiert extrem stark und ist auch abhängig von der politischen und medialen Agenda. Ich mache keine Arbeitszeiterfassung, ich setze immer mindestens so viel Zeit ein, wie für den Erfolg des Verbandes notwendig ist.

**Sehen Sie Ihre gegenwärtigen Tätigkeiten in Unternehmen als geeignete Basis an für Ihre Führungsrolle bei Economiesuisse?**

Das müssen unsere Gremien beurteilen. Auf jeden Fall helfen mir meine beruflichen Erfahrungen in den verschiedensten Branchen, bei kleinen und grossen, nationalen und internationalen Unternehmen, das Amt auszuüben. Gegenwärtig habe ich neben dem Präsidium von Economiesuisse sechs weitere Mandate.

**Von welchen Zielen der SVP distanziert sich Economiesuisse?**

Wir haben in der binnenmarktorientierten Wirtschaftspolitik viele Gemeinsamkeiten mit der SVP, etwa bei Finanz- und Steuerfragen oder bei der Energie- und Umweltpolitik. In anderen Dossiers haben wir grundlegend unterschiedliche Haltungen: etwa in der Landwirtschaftspolitik oder in der Aussenwirtschaftspolitik. Wir engagieren uns klar für eine liberale marktwirtschaftliche Ordnung und für offene Märkte. Das verträgt sich schlecht mit Protektionismus und Abschottung.

**Was ist das wichtigste Buch in Ihrer Bibliothek?**

Ich habe kein wichtigstes Buch in meiner Bibliothek. Aber ich habe viele interessante Bücher wie beispielsweise «Die tintenblauen Eidgenossen» von Peter von Matt, Peter Scholl-Latours «Die Welt aus den Fugen», «Mandela. Mein Gefangener, mein Freund» von Christo Brand, «Der höchste Berg Traum und Albtraum Everest» von Walter Lückler oder «Lords of Finance» von Liaquat Ahamed.

**Welcher Politiker oder Ökonom, lebend oder tot, kommt Ihrer aktuellen wirtschaftspolitischen Einstellung am nächsten?**

Ich orientiere mich nicht an einem Politiker oder einem Ökonomen, sondern lasse mich von verschiedenen Persönlichkeiten inspirieren.



# Vom Tiger zum Kätzchen

Von Christoph Mörgeli — Der Schweizerische Handels- und Industrieverein (Vorort) vertrat einst mutig die Interessen des Landes und der Schweizer Bevölkerung. Seine Exponenten waren Patrioten und Mahner. Die heutige Economiesuisse funktioniert als verlängerter Arm von Bundesbern.

Der 1870 gegründete Schweizerische Handels- und Industrieverein besann sich bewusst auf die alten Eidgenossen; er wechselte anfänglich im «Vorort-System» alle zwei Jahre Präsidium und Kantonssitz. So traditionell und knorrig geht's beim Nachfolgeverband Economiesuisse nicht mehr zu. Schon der Name tönt süß wie Zuckerwasser. Seit sich der Handels- und Industrieverein im Jahr 2000 mit der Abstimmungsagentur «Wirtschaftsförderung» zur Economiesuisse vereinigt hat, können Politiker, Beamte und Linke entspannt zurücklehnen. In den Schweizer Grosskonzernen und damit auch in der Economiesuisse geben Ausländer den Ton an und verpulvern viele Millionen für Abstimmungskämpfe, die mit der Wirtschaft nichts zu tun haben – so geschehen bei Uno-Beitritt, bewaffneten Auslandeinsätzen oder Schengen/Dublin. Für die Bilateralen bestellte man beim SP-Werber Hermann Strittmatter gefällige Apfelbäumchen-Plakate.

Heute, speziell seit der «Abzocker»-Initiative, sitzt den Managern im Wirtschaftsdachverband die Angst vor der Demokratie im Nacken. Die Selbstbestimmungsinitiative der SVP, so liess Economiesuisse verlauten, sei ein «Super-GAU», ein «Angriff auf die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK), also auf die Menschenrechte in Europa», «ein unverhältnismässiger Eingriff in unsere Verfassung mit unklaren Folgen», denn: «Hunderte von bestehenden Wirtschaftsabkommen wären negativ betroffen.» Das wäre tatsächlich schlimm. Schlimm darum, weil nach dieser Logik Hunderte von Wirtschaftsabkommen abgeschlossen worden wären, die gegen unsere Bundesverfassung verstossen.

## Gegen «überstaatliche Institutionen»

Die derzeit im «Haus der Wirtschaft» herrschende Verfassungsmüdigkeit und Volksverachtung muss beunruhigen. In besseren Zeiten hat der Direktor des Handels- und Industrievereins noch festgehalten: «Eine Verfassung, die dem Willen des Volkes nicht entspricht, wird auf die Dauer kaum Bestand haben.» Gerhard Winterberger setzte nicht auf die Europäische Menschenrechtskonvention, sondern auf «wachen Bürgersinn, Leidenschaft für den Staat, föderalistischen Staatsaufbau, direkte Demokratie und Bekenntnis zur kleinstaatlichen Freiheit». Und er lobte an unseren Ahnen deren «harte Rücksichtslosigkeit allen fremden, die Souveränität

und Integrität der Eidgenossenschaft tangierenden Ansprüchen gegenüber». Wie wenn der mächtige Vorort-Direktor den von der EU geforderten Rahmenvertrag vorausgesehen hätte, warnte er vor jeder Integration, «wenn mit der Form des Zusammenschlusses Hegemoniebestrebungen verbunden werden». Denn «an die Stelle der Selbstverantwortlichkeit der einzelnen Bürger [...] würde eine der Kontrolle der Staatsbürger nicht zugängliche Verantwortlichkeit überstaatlicher Institutionen treten». Dies werde «den schweizerischen Staatswillen, unsere Institutionen aushöhlen und unsere politische Lebensform schliesslich auslöschen».

Politische Überlegungen müssten «vor kurzfristigen ökonomischen Erwägungen und schwächlichem Opportunitätsdenken den Vorrang haben». An dieser Stelle erinnerte der kämpferische Wirtschaftsgeneral 1963

## Den Managern in der Economiesuisse sitzt die Angst vor der Demokratie im Nacken.

sogar an landesverräterische Gestalten aus der Geschichte wie den Basler Peter Ochs oder den Berner Karl Albrecht von Frising. Vielleicht hat Gerhard Winterberger bereits an seine Nachfolger in der Economiesuisse gedacht, als er schrieb: «In politisch überaus naiver Weise wird erwartet, dass die hohen Ziele Europas die Aufgabe unserer Eigenstaatlichkeit wert seien.» Er sah ein solch unpatriotisches Denken als Folge «einer mangelnden eigenen heimatlichen Verwurzelung in Gemeinde und



«Super-GAU».

Kanton», als Fehlen «einer geistigen und politischen Heimat».

Die Personenfreizügigkeit – heute bei Economiesuisse ein fast unantastbares Dogma – beurteilte Winterberger durchwegs negativ: «Das Problem der Überfremdung wird sich im Zusammenhang mit der europäischen Integration verschärfen. Von dieser Seite her droht der schweizerischen Eigenart die grösste Gefahr.» Die volle Personenfreizügigkeit müsse «den Anfang des Untergangs der Schweizerischen Eidgenossenschaft bedeuten». Gerhard Winterberger stellte sich eine «regelrechte, durchaus friedliche Invasion von Ausländern» vor: 200 000 Deutsche beispielsweise könnten «politisch und geistig niemals völlig assimiliert werden». Heute ist die Anzahl der Deutschen in der Schweiz fast doppelt so hoch. Immerhin dürfte Winterberger feststellen, dass es sich bei ihnen bezüglich Assimilierung um eine verhältnismässig problemlose Ausländergruppe handelt. Auch Vorortsssekretär Bernhard Wehrli warnte 1960 in der NZZ, eine gesunde Wirtschaft eines gesunden Staates dürfe nicht derart auf Ausländer angewiesen sein, dass dieser einen wesentlichen Teil des Produktionsprozesses aus eigener Kraft nicht mehr zu leisten vermöge.

## Zur Waffe greifen und scharf laden

Heinrich Homberger, Vorort-Direktor und im Zweiten Weltkrieg hervorragender Wirtschaftsunterhändler im Ausland, sagte 1948 aufgrund reicher Erfahrungen: «Die Schweiz vertritt bewusst und konsequent das bilaterale System der Handelsvertragspolitik, weil im bilateralen Gespräch sich wirkliche Lösungen finden lassen, im Gegensatz zu den multilateralen Debattierkreisen, die sich noch jedes Mal totgelaufen haben.» Handelsbehinderungen des Auslandes könnten die Schweiz zwingen, «zur Waffe der Einfuhrkontingentierung» zu greifen und «scharf zu laden», auch wenn schliesslich «nicht geschossen» würde: «Es ist mit der Verteidigung der Wirtschaft wie mit der Verteidigung des Landes mit militärischen Mitteln: Sie bringt unvermeidlicherweise Opfer mit sich.»

Ende 1943 warnte Minister Hans Sulzer, Präsident des Vororts, laut und deutlich vor dem zerstörerischen politischen Linkskurs: «Nicht ohne schwere Sorge müssen wir heute leider in weiten Schichten unseres Volkes und nicht zuletzt bei einer Reihe unserer gesetzgebenden Behörden eine zunehmend feindliche Einstellung zu Kapital und Unternehmertum, eine zunehmende Tendenz zur



«Für unsere Unabhängigkeit ist uns keine Mühe zu gross»: Bundespräsident Wetter (3. v. r.), General Guisan (Mitte).

gefesselten Wirtschaft, zum Staatssozialismus mit seinen wohlstandshemmenden Auswirkungen feststellen.»

Der frühere Vizepräsident der heutigen Economiesuisse sprach 1941 auf dem Rütli in heiligem Ernst: «Der ehrwürdige Bundesbrief von 1291 weist den Weg. Er nennt als Zweck des Bundes: Schutz von Freiheit und Unabhängigkeit nach aussen. Aufrechterhaltung von Ordnung und Gerechtigkeit im Innern. Das Erbe der Väter gilt es zu wahren. Dieses Erbe ist unser Vaterland, frei, schön und liebenswert. Dieses schweizerische Vaterland haben wir zu pflegen, zu erhalten und unsern Kindern einst so frei und unabhängig zu übergeben, wie wir es von unsern Vätern übernommen haben.» Die hiesige Demokratie sei «kein Fremdwuchs», «niemand verwechsle fremde Einrichtungen mit unserem schweizerischen Volksstaat». Ernst Wetter, mittlerweile Schweizer Bundespräsident, beschwor vor der Nation die Verteidigung von Verfassung, Recht und Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen: «Dafür ist jeder Schweizer wehrpflichtig, dafür stehen unsere Söhne und unsere Brüder unter den Waffen, dafür bringen wir auch schwere Opfer materieller Art. Denn für unsere Freiheit, unsere Unabhängigkeit ist uns nichts zu viel, keine Mühe zu gross, keine

Entbehrung zu hart.» Alfred Frey, über Jahrzehnte profiliertester Kopf des Vorortes, kämpfte 1913 im Nationalrat gegen die Verletzung der Souveränität durch einen Gottard-Staatsvertrag mit Deutschland und Italien. Frey beurteilte diesen als Frucht eines

---

**«Niemand verwechsle fremde Einrichtungen mit unserem schweizerischen Volksstaat.»**

---

«bedenklichen Mangels an Selbstvertrauen» und verweigerte sich der «Unterwerfung unter ein Joch, das sich die Schweiz selbst zu zimmern im Begriffe steht». Es war dem Wirtschaftsverband gleichgültig, ob dieser Vertrag den SBB ein bisschen schade oder sogar Gewinn bringe, ob der Lötschberg oder der Splügen davon profitiere: «Die Entscheidung über den Vertrag», sprach Frey im mäuschenstillen Parlamentssaal, «muss von rein vaterländischen Gesichtspunkten erfolgen.»

**Zufriedenes Schnurren**

Schon ganz an den Anfängen der unvergleichlichen Erfolgsgeschichte der Schweizer Wirtschaft und deren politischer Sammlung standen den Mut zur Eigenständigkeit und ein

kämpferischer Patriotismus. Den Anstoss zum Schweizerischen Handels- und Industrieverein gab 1869 ein Rundschreiben der Glarner Handelskommission, die sich wunderte, dass sich nicht längst ein Wirtschaftsverband gebildet habe, um «die wichtigsten Interessen des Vaterlandes und der einzelnen Kantone zu wahren». Das Schaffhauser Handelsdirektorium wurde damals noch konkreter: «Eine Vereinigung tut angesichts der fortwährenden Bestrebungen des Auslandes, unsere Industrie zu schädigen und zu beeinträchtigen, doppelt not.»

Noch immer toben die meisten Kriege nicht auf Schlachtfeldern, sondern in der Wirtschaft. Unser Finanzplatz steht unter Dauerbeschuss der weltweiten Konkurrenz, und die Amerikaner befehlen, ob eine chinesische Firma das Schweizer Unternehmen Syngenta kaufen darf. Dass man im unbarmherzigen Kampf ums wirtschaftliche Überleben auch heute gelegentlich die Tigerkrallen zeigen müsste, hat die Economiesuisse längst vergessen. Angeblich ausschliesslich von gutmeinenden ausländischen Freunden umgeben, schnurrt sie zufrieden wie ein Kätzchen. Ihre Funktionäre fauchen höchstens gegen jene, die das politische Gedankengut der erfolgreichen Schweizer Wirtschaftspioniere noch immer hochhalten. ○



## Oder so

Von Henryk M. Broder —  
Antworten könnten die  
Bevölkerung verunsichern.



Nachdem Thomas de Maizière, als Innenminister zuständig für die öffentliche Sicherheit, ein Fussball-Länderspiel zwischen Deutschland und Holland im letzten Moment ab-

gelen liess, gab er in einer Pressekonferenz die Gründe für diese Entscheidung bekannt. Er sagte: «Was war der Hintergrund der Gefährdung? Was hätte passieren können? Ich verstehe diese Fragen. Verstehen Sie bitte, dass ich darauf keine Antwort geben möchte. Warum? Ein Teil dieser Antworten würde die Bevölkerung verunsichern. Ein Teil dieser Antworten würde unser Verhalten in Zukunft erschweren. Denn wir werden auch in Zukunft solche Entscheidungen zu treffen haben [...] Ich bitte die deutsche Öffentlichkeit um einen Vertrauensvorschuss [...] gegenüber den Sicherheitsbehörden, dass wir gute Gründe hatten, das so zu entscheiden.»

Das war am 18. November 2015. Seitdem gab es Terroranschläge mit Toten und Verletzten, nicht irgendwo weit weg hinter den Karawanen, sondern mitten in Deutschland. In München, Würzburg, Ansbach, Reutlingen. Alle wurden zuerst «Einzeltätern» zugeschrieben, die sich «spontan» radikalisiert hatten, oder zu «Beziehungstaten» erklärt. Inzwischen weiss man: Mindestens zwei der «Einzeltäter» wurden «geführt», hatten Verbindungen zu «terroristischen Strukturen». Elf Monate nach der denkwürdigen Pressekonferenz steht fest: Der Terror ist in Deutschland angekommen. Und nun bittet die deutsche Regierung die Bevölkerung wieder um einen «Vertrauensvorschuss». Zum ersten Mal seit dem Ende des Kalten Krieges legt sie ein «Konzept Zivile Verteidigung» vor, in dem die Bevölkerung angehalten wird, «einen individuellen Vorrat an Lebensmitteln von zehn Tagen vorzuhalten».

Das Timing sei reiner «Zufall», erklärt der Sprecher des Innenministers, und habe nicht «mit einem besonderen Bedrohungsszenario» zu tun. Der Innenminister spricht in Wenn-Sätzen: «Wenn wir ganz grosse Unglücke hätten, bei Stromausfall über Wochen, wenn Trinkwasser vergiftet ist, oder wenn Lebensmittel vergiftet sind, wenn Öl und Gas nicht mehr geliefert werden oder so...» Wie schon vor elf Monaten, kann der Innenminister die Fragen verstehen. Er will sie aber nicht beantworten. Es könnte die Bevölkerung verunsichern.

## Volcker, Reagan, Thatcher

Von Kurt Schiltknecht — Die derzeitige Geld- und Wirtschaftspolitik ist von einer verhängnisvollen Mutlosigkeit geprägt. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt: Nur beherztes Handeln löst die Probleme.

Die Diskussionen rund um den Brexit zeigen, wie sehr die Wirtschaftspolitiker im kurzfristigen Denken verhaftet sind. Zuerst diente die Möglichkeit eines Brexit der amerikanischen Notenbank als Argument gegen eine Zinserhöhung. Nach dem Brexit beschloss dann die britische Notenbank eine noch expansivere Geldpolitik. Den EU-Bürokraten lieferte der Brexit zumindest ein neues Argument, weshalb der zaghafte Konjunkturaufschwung wieder erlahmen könnte.

Niemand wird bestreiten, dass sich wegen des Brexit das britische Wirtschaftswachstum verlangsamen wird. Die Verunsicherung über die Ausgestaltung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen Grossbritannien und der EU wird vor allem die Investitionstätigkeit der internationalen Konzerne in Grossbritannien in Mitleidenschaft ziehen. Da die Bürokraten der EU kein Interesse an einem für beide Seiten vorteilhaften Abkommen haben – ein solches könnte eine Einladung an andere Länder zu einem EU-Austritt sein –, werden die Anpassungskosten für die britische Wirtschaft etwas höher als nötig ausfallen.

In der Vergangenheit hat allerdings die private Wirtschaft eine beeindruckende Anpassungsfähigkeit gezeigt. Deshalb war es überflüssig, den Anpassungsprozess mit einem weiteren Liquiditätsschub erleichtern zu wollen. Leider ist die britische Notenbank nicht die einzige, die glaubt, mit geldpolitischen Mitteln alle Wachstumsstörungen aus der Welt räumen zu müssen und zu können. Diesem Irrglauben huldigten die Notenbanken bereits in den 1960er und 1970er Jahren. Er ist also nicht neu. Die Gemeinsamkeiten zwischen damals und heute sind, abgesehen von einer unterschiedlichen Inflationsentwicklung, frappant. In beiden Perioden stagnierte das Wirtschaftswachstum, und die Arbeitslosigkeit erreichte Rekordwerte. Das Wachstum reagierte kaum mehr auf monetäre Impulse. Die These wurde in die Welt gesetzt, dass das ausbleibende Wachstum und die Arbeitslosigkeit eine unausweichliche Folge des technischen Fortschrittes seien. Deshalb müssten Massnahmen gegen eine säkulare Stagnation ergriffen werden. Diese These, die damals genauso falsch war wie heute, erlebt eine Renaissance.

Bis sich vor fünfzig Jahren die Einsicht durchsetzte, dass die Stagnation die Folge der aktivistischen Geld- und Fiskalpolitik, der

Schuldenwirtschaft, des Ausuferns der staatlichen Aktivitäten und der Unsicherheit über die künftige Wirtschaftspolitik war, dauerte es lange. Doch selbst dann schoben die meisten Notenbanken und Regierungen aus Furcht, eine restriktivere Politik könnte die Arbeitslosigkeit noch weiter in die Höhe treiben, die Lösung der Probleme immer weiter hinaus.

### Zinsen von 20 Prozent

Die Situation änderte sich 1979, als Paul Volcker Chef der amerikanischen Notenbank wurde. Er hatte den Mut, die Zinsen trotz steigender Arbeitslosigkeit und einer Rezession auf rund 20 Prozent zu erhöhen. Sein Mut wurde belohnt. Die Inflation war Geschichte. Als kurz danach der amerikanische Präsident Ronald Reagan die staatlichen Aktivitäten redimensionierte, waren so stabile Rahmenbedingungen geschaffen, dass

die USA in der Folge die längste Wachstumsperiode erlebten.

Was die Weltwirtschaft heute brauchte, wären Leute wie Paul Volcker, Ronald Reagan oder Margaret Thatcher. Persönlichkeiten, die die Probleme beim Namen nennen und sich nicht fürchten, diese unter Inkaufnahme einer Rezession anzupacken. Heute wollen die Politiker nicht einmal zugeben,



dass ein Teil der überschuldeten Länder bankrott ist. Sie glauben sogar, dies mit Käufen maroder Staatspapiere verheimlichen zu können. Die Regierungen können auch nicht zugeben, dass die Euro-Währung in der heutigen Form gescheitert ist und zurzeit nur noch der deutschen Wirtschaft Vorteile bringt. Die Politiker wagen es auch nicht, marode Banken, die sich das notwendige Eigenkapital nicht beschaffen können, vorübergehend zu verstaatlichen. Doch ohne ein gesundes Bankensystem ist ein Aufschwung schwierig.

Statt mit harten und unpopulären Massnahmen klare Leitplanken für die Unternehmen und Konsumenten zu schaffen, dominiert die Angst. Viel lieber, als über die Lösung der fundamentalen Probleme zu sprechen, referieren die Wirtschaftspolitiker über die langfristig betrachtet, unbedeutenden Kosten des Brexit. Inzwischen haben die Bürger begriffen, dass es für eine Lösung neue, mutigere Köpfe braucht. Doch die, die sich in den grossen Ländern bisher dafür anpreisen, sind wohl die Letzten, die die Probleme aus der Welt schaffen können.

# Merkels Burka

Von Hansrudolf Kamer — Regierung und Opposition in Deutschland streiten im Wahlkampfmodus. Sicherheit, Terror und Verschleierung stehen im Fokus. Merkel lässt die Nation über ihre Absichten rätseln.



Noch bewegt sich die deutsche Politik im Sommerloch, doch der Herbst kündigt sich an. Nach Ansicht von Bodo Ramelow in Thüringen, Deutschlands einzigem

Ministerpräsidenten der Linken, fühlt sich die CDU neuerdings wieder ihrer alten Blut-und-Boden-Weltsicht verpflichtet, weil sie die Doppelstaatsbürgerschaft und das Burkaverbot zu Streitthemen macht.

Dass sich die Alt-Kommunisten mit Ausnahme ihrer Ikone Sahra Wagenknecht als Toleranzhüter gerieren, ist immerhin erfreulich. Es zeigt, dass sie aus der Vergangenheit etwas gelernt haben. Doch ist Verschleierung ein bewährtes Mittel der meisten Politiker. So erstaunt es nicht, dass auch die deutsche Spezies die Burka als Politik-Knetmasse entdeckt haben. Nikab, Burka und all die andern Varianten eignen sich besonders gut fürs Schattenboxen.

Die deutsche Flüchtlingspolitik trägt Merkels Unterschrift. Sie ist mit ihr eng verbunden, und die Partei kann weder diese Politik noch vermutlich ihre Protagonistin loswerden. So verbirgt Angela Merkel ihre Absicht, im nächsten Jahr noch einmal als Spitzenkandidatin anzutreten. Etwas barsch, wie es einer langjährigen Autoritätsperson gebührt, beschied sie einer Fernsehbefragerin im Sommer: «Es wird gesagt, wenn es notwendig ist, was notwendig ist.»

## Symbol böser Absichten

So kurz, so gut. Dass dann bald einmal Spekulationen in den deutschen Himmel schossen, sie werde nicht mehr kommen und statt ihr Horst Seehofer, der Chef der CSU in Bayern, war wohl unvermeidlich. Was Merkels Flüchtlingspolitik betrifft, so ist Seehofer ein Kritiker der ersten Stunde. Und einen andern gibt es nicht, der aus dem Stand die Kanzlerin beerben könnte. Sie hat ihre präsumtiven Nachfolger alle abserviert.

Die Burka ist das Symbol böser Absichten. Zitat: «Vollverschleierte Frauen sind Insassen eines Textilgefängnisses, in das Männer sie für den Hofgang in der Öffentlichkeit gesteckt haben.» Und Politik mit Symbolen zu betreiben, ist in Deutschland ein schwerwiegender Vorwurf. Er suggeriert fehlende

Ernsthaftigkeit und erst noch die Möglichkeit, eine andere, substanzielle Art zu politisieren. Symbole sind aber wichtig und im Falle der CDU auch sehr ernst, denn sie braucht etwas, um Merkels Grenzöffnungsfiasco in den Hintergrund zu drängen. Die Burka drängt sich auf.

Merkel kann das Ablenkungsmanöver nicht selber bewerkstelligen. So tritt der Innenminister Thomas de Maizière an, der nun immer häufiger sein Gesicht zeigt und die Burka nicht vollständig, aber ziemlich überall «im öffentlichen Raum» verbieten will. Mit der Burka am Körper, so argumentiert auch Merkel, sei Integration in Deutschland nicht möglich.

Deutschland erlebte in den Sommermonaten in kurzer Abfolge Gewalttaten, die von Medien prominent aufgemacht wurden und bei denen immer zuerst der Terrorismus-Verdacht geäußert wurde. Dieser Reflex steht in Zusammenhang mit der Flüchtlingswelle, nicht weil Flüchtlinge per se unter Verdacht stehen, sondern weil angesichts der Massen die Kontrolle verlorengegangen ist.

Ein Zielkonflikt ist unübersehbar. Die Flüchtlinge sollen Deutsche werden und auf dem Weg dahin der deutschen Lebensweise einer offenen Gesellschaft huldigen, will sagen, sich aus dem «Stoffgefängnis» befreien. Dazu gehört die Möglichkeit, den deutschen

Pass zu erwerben und auch den seines Herkunftslandes zu behalten.

Das passte einigen Innenministern der Länder nicht. Sie wittern mangelnde Loyalität und verlangen nun: «Der Doppelpass muss weg!» Wer mit einem zweiten Pass in der Tasche herumrenne, werde sich nie integrieren. Der Doppelpass – im Fussball eine schöne und oft erfolgreiche Spielvariante – sei die Weigerung, dazuzugehören. Die Entscheidung für Deutschland müsse unzweideutig sein.

De Maizière braucht etwas Gangbares. Er empfiehlt eine Gesichtserkennungssoftware bei den Videokameras auf Bahnhöfen und Flugplätzen. Sollte ein Verdächtiger auftauchen, werde das sofort gemeldet. Ausserdem soll es ein Rucksackverbot geben. Am Oktoberfest in München sind Rucksäcke bereits tabu. De Maizière erklärte, nur wenn man das Fest abgesagt hätte, wäre das eine Einschränkung der Freiheit.

Dass sich die Behörden Sorgen machen, ist erwiesen. Neben Burka, Doppelpass und Rucksäcken ist nun auch wieder Vorratslagerung für den Katastrophenfall angesagt. Nahrung für zehn Tage und Trinkwasser (zwei Liter pro Tag und Person) für fünf. Zwar sei, heisst es beruhigend, ein Angriff auf das Territorium Deutschlands, der eine konventionelle Landesverteidigung erfordere, unwahrscheinlich. Aber eben: auszuschliessen ist nichts.

Die Debatte lodert weiter wie die sommerlichen Waldbrände in Kalifornien. Es nützt wenig, wenn daran erinnert wird, die Anschläge in Paris, Istanbul und Nizza hätten nichts mit Rucksäcken zu tun gehabt. Die Attentäter trugen auch keine Burka.



**Zielkonflikt:** deutsche Kanzlerin Merkel an einer Bundespressekonferenz.



## Flüchtlingslust, Flüchtlingsfrust

Von Christoph Mörgeli

**R**io ist vorbei. Jetzt kommt Como. Quoten-Bolzer Jonas Projer zog es mit seiner Polit-Sendung «Arena» Richtung Süden. Alles lief wie am Schnürchen. Doris Fiala hatte ihre Teilnahme bereits zugesagt. Sie hätte uns erklärt, dass es im Herbst kälter wird. Doch jetzt wird's nichts mit der Direktübertragung aus dem Flüchtlingscamp jenseits der Grenze. Obwohl SRF auch einmal CNN spielen wollte. Besser so. Denn die Not der in Como gestrandeten Afrikaner mit ihren schicken Turnschuhen und neusten Handys schreit nicht gerade zum Himmel. Und eine Katastrophenstimmung bringt nicht einmal das Schweizer Fernsehen hin, wenn die Immigranten über die eintönige Küche jammern.

Die Ressortverteilung im Bundesrat zeigt erfreuliche Wirkung. Dem Finanzminister Ueli Maurer untersteht das Grenzschutzkorps, das nicht mehr einfach jeden ins Land lässt. Kollegin Simonetta Sommaruga drängte ebenfalls ins Finanzressort. Doch die Bürgerlichen haben gerade noch realisiert, dass dann die SP die Geldströme direkt in die Soziallöcher von Genosse Innenminister Alain Berset hätte lenken können. Guy Parmelin erklärte sich gerne bereit, Sommarugas Flüchtlingsdepartement zu übernehmen, wenn sie zum Militär wechsle. Da behielt sie lieber die Justiz.

Italien lässt die Asylbewerber ins Land und verspricht, sie konsequenter zu registrieren. Die Mafia kassiert fröhlich mit, bei den Schleppern wie bei den EU-Beiträgen. Die Balkanroute ist geschlossen, Österreich mauert, Frankreich kontrolliert den Süden, und Deutschland verschärft die Kontrollen an der Schweizer Grenze. Niemand zwingt uns, die falschen Flüchtlinge ins Land zu lassen. Nur unsere Medien drücken auf die Tränendrüse. Der *Tages-Anzeiger* provoziert bewusst den Showdown der linken Moralisten Sommaruga gegen den rechten Realisten Ueli Maurer. Der *Tagi* ruft nach einem Gesamtbundesrat, der Maurers strengerem Grenzregime Grenzen setzt. Und faselt von «in der Kritik stehenden Grenzwachtern».

Dabei gibt es eine solche Kritik nur im TAMedienhaus. Zu unserem Glück kommuniziert der politisch Verantwortliche über das Grenzschutzkorps lieber mit den italienischen Behörden als mit den hiesigen Presseleuten. Auch wenn diese jetzt frustriert jammern und klagen – Ueli Maurer hat keine Lust. Keine Lust auf die Journalisten. Und keine Lust auf die Scheinflüchtlinge.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Ausländer zocken Giezendanner ab

Von Peter Bodenmann — Lastwagen wurden in der EU zwischen 1997 und 2011 durchschnittlich 12 000 Euro zu teuer verkauft.



Das Dumme und die Dummen: In der Schweiz waren die Lastwagen noch viel teurer.

**I**n der EU leben heute 508 Millionen Menschen. Wenn die Briten rausgehen – was gar nicht so sicher ist –, werden es immer noch mehr als 400 Millionen sein. Und somit immer noch fünfzigmal mehr Einwohner als in der Schweiz.

Von 1997 bis 2011 gab es in der EU ein Kartell der Lastwagenhersteller. Im Durchschnitt bezahlte jeder kleine und mittlere Fuhrhalter 12 000 Euro zu viel pro Lastwagen.

Der kumulierte Schaden beträgt, vorsichtig geschätzt, 100 Milliarden Franken. Davon profitiert haben erstens die Hersteller. Und zweitens die ganz Grossen der Branche. Sie bekamen Rabatte von bis zu dreissig Prozent.

Jetzt müssen die Lastwagenhersteller Bussen von 2,9 Milliarden Euro bezahlen. Den Kartellbrüdern drohen Klagen all jener Unternehmen, die zu viel bezahlt haben.

Die Preise für Lastwagen und Busse waren in der Schweiz viel höher als in der EU, obwohl bei uns die baugleichen Untersätze wie in Deutschland über die Strassen rollen. Und sind es immer noch.

Vorsichtig geschätzt, haben die Schweizer Transportunternehmer in den letzten zwanzig Jahren rund 7 Milliarden zu viel für ihre Lastwagen bezahlt. Und diese Kosten auf die Betriebe und Haushalte abgewälzt. Die Dummen sind immer die Letzten in der Wertabschöpfungskette.

Adrian Amstutz ist der Präsident der Astag. Adrian Amstutz prangert regelmässig in der «Arena» alle tatsächlichen oder frei erfundenen Missstände im Ausländerbereich an.

Mercedes, MAN, Volvo, Scania und Co. sind alles Ausländer. Ausgerechnet jetzt schweigt Astag-Amstutz. Genau wie der Dauer-Polteri Giezendanner, der sich ausnehmen liess und lässt wie eine Weihnachtsgans.

Statt den ausländischen Lastwagenherstellern mit Sammelklagen und politischen Vorstössen an den Karren zu fahren, verteidigt Amstutz die gefährlichen Gefahrguttransporte ausländischer Transporteure über den mehr als 2000 Meter hohen Simplonpass.

Die Wettbewerbshüter der Schweiz sind lahme Enten, die von der SVP kontrollierte Astag eine Gefangene in den Händen ausländischer Hersteller und Importeure.

Ist wenigstens der Bund mit seinen Betrieben ein Vorreiter in Sachen «mehr Markt» und «mehr Effizienz»? Im Gegenteil: Die Armee lässt für mehr als 200 000 Franken pro Fahrzeug die alten Duro-Lastwägelchen retrofitten. Dieses Geschenk machte Ueli Maurer vor seinem Sprung in das Finanzdepartement einem ausländischen Rüstungskonzern.

Etwas mehr Ausländerfeindlichkeit am richtigen Ort würde nicht schaden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Viel Glück mit dem Staat

Von Kurt W. Zimmermann — Der neue Präsident der Schweizer Verleger kennt seinen besten Widersacher bestens.

Drei Monate lang war Pietro Supino in diesem Sommer Student. Im kalifornischen Silicon Valley machte er sich kundig über die neusten Medientrends. Als er zurückkam, war der Student Präsident.

Im Juni gab es eine Präsidiumssitzung des Verlegerverbandes. Supino, der VR-Präsident von Tamedia, fehlte aus kalifornischen Gründen. In Abwesenheit wurde er vom Gremium einstimmig zum neuen Präsidenten der Verleger erkoren. Die definitive Wahl Ende September ist nur noch Formsache.

Oberverleger wird mit Pietro Supino der weitaus erfolgreichste Mann seiner Branche. Kommerziell agiert er in einer anderen Welt als seine Mitbewerber. Allein in den letzten fünf Jahren hat Tamedia kumuliert 940 Millionen Franken Reingewinn gemacht. Das ist weit mehr, als die anderen 1500 Verlage des Landes in diesem Zeitraum gemeinsam verdienen.

Ein Hauptgrund für Supinos starke Zahlen ist sein striktes Kostenmanagement. In den letzten zehn Jahren hat Tamedia beispielsweise im Print 300 journalistische Stellen abgebaut. Das hat ihm auf den Redaktionen den Ruf eines skrupellosen Sparteufels eingetragen. Der Ruf ist nicht sehr berechtigt. Denn zugleich hat Tamedia rund 150 Stellen für Online-Journalisten neu geschaffen.

Tamedia ist mit einem Umsatz von gegen 1,1 Milliarden Franken das grösste Verlagshaus im Land. Zudem ist man in Österreich, Luxemburg und Dänemark mit Zeitungen und digitalen Angeboten aktiv. Der neue Verleger-Präsident argumentiert damit aus der Position eines industriellen Schwergewichts. Das unterscheidet ihn von seinem Vorgänger Hanspeter Lebrument, dem Regionalverleger aus Chur, der zwar prächtig poltern konnte, aber immer in den Schuhen des Platzhirschs aus der Provinz stecken blieb.

Für die Verleger ist Supino darum eine ideale Wahl. Er kann sich auf Augenhöhe mit den Widersachern seiner Branche auseinandersetzen. Widersacher sind der Staat und die Staatsunternehmen.

«Der Staat behindert die Medienvielfalt», sagt Supino. Dieser Satz wird seine Amtszeit prägen.

Da ist zuerst einmal die Post. Sie verdient mit der Zustellung der Zeitungen einen hübschen Deckungsbeitrag und will nun noch höhere Preise durchsetzen. Warum, so Supinos Gegenposition, muss ein staatlicher Betreiber des Service public Geld mit privaten Informationsangeboten verdienen?



Starke Zahlen: Verlagsmanager Supino.

Dann ist da natürlich der Service public der SRG. Supino war bereits im letzten Jahr der lauteste Kämpfer gegen die Werbeallianz Admeira von SRG und Swisscom, die auch den Privatverleger Ringier ins Boot holten. Supinos harte Haltung gegen diese staatlich organisierte «Wettbewerbsverzerrung» war einer der Hauptgründe dafür, dass Ringier darauf aus dem Verlegerverband austrat.

Die SRG wird weiterhin zuvorderst auf Supinos Watchlist stehen. «Wie sollen wir für unsere Online-Informationen Geld verlangen», sagt er etwa, «wenn die SRG das alles gratis macht?»

Gratis kann die SRG dies erst recht bieten, seit sie neuerdings eine Zwangsabgabe von allen Haushalten und Unternehmen einziehen darf. Mit solch finanzieller Muskelkraft wird die SRG darum auch in den kommenden Jahren ihr digitales Angebot von Text bis Videos auszubauen versuchen – gegen die privaten Angebote. Man kann Ordnungspolitiker Supino dabei nur viel Glück wünschen, wenn er die steuerfinanzierte Medienexpansion der SRG einbremsen will.

Immerhin weiss Supino, mit wem er sich einlässt. 1991 wurde er Verwaltungsrat von Tamedia. Sein erster Personalentscheid war im gleichen Jahr die Wahl eines neuen Chefredaktors des *Tages-Anzeigers*. Der Mann hiess Roger de Weck.

# Jammerlappen

Von Beatrice Schlag — Ein Selbstversuch für Mutige.

Nichts ist unerfreulicher als Mitmenschen, die dauernd klagen. Über die Kollegen, das Wetter, den überfüllten Zug, die langsame Bedienung. Kaum öffnen sie den Mund, fällt irgendein Gejammer heraus, eine Mäkelei, eine Kritik an irgendwem oder irgendwas. Merken diese Leute nicht, dass sie das Schnöden nicht nur unattraktiv, sondern ausgesprochen lästig macht? Gott sei Dank, denkt man, dass man selber nicht so ist, sondern viel positiver. Oder zumindest rücksichtsvoll genug, seinen inneren Jammerlappen meist für sich zu behalten. Wirklich? Seit ich über den Versuch des australischen Autors Michael Dawson las, sich das Klagen abzugewöhnen, bin ich einigermaßen verunsichert. Der Selbsttest ist ganz einfach. Tragen Sie ein Gummiband über dem Handgelenk. Sobald Sie sich beim Nörgeln erwischen, kommt das Gummiband ans andere Handgelenk. Wiederholen Sie das so lange, bis das Gummiband drei Wochen lang über dem gleichen Handgelenk bleibt.

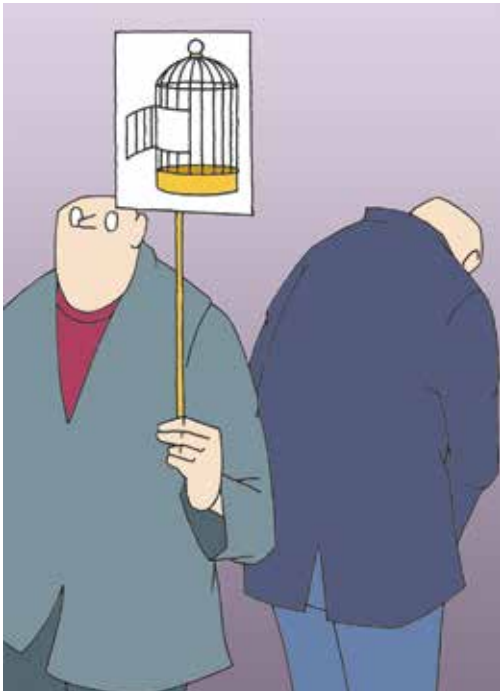


Der Erfinder des Tests ist ein amerikanischer New-Age-Pastor, den Dawson nur vom Hörensagen kannte. Er selber hat mit New Age nichts am Hut. Aber die Idee faszinierte ihn. Die ersten Gummiband-Tage waren eine Katastrophe: «Nicht zu klagen, ist beinhart. Wie oft du das tust, merkst du erst, wenn du damit aufhören willst. Denn die Meckerei ist ein zentraler Punkt von Unterhaltungen. Geteilte Klagen verbinden. Also sind sie durchaus nicht nur negativ.» Was Dawson mehr interessierte als positiv oder negativ war die Frage, ob es ihm gelang, sich so unter Kontrolle zu bringen, dass er auch Negatives sagen konnte, ohne dass es nach Kritik klang. Der Test wurde zur Parforce-Tour in Konzentration: «Plötzlich merkst du, wie achtlos du dahergeredet hast.» Sechs Monate brauchte der Australier, bis er drei nörgelfreie Wochen hintereinander schaffte. Der Versuch, sagt er, habe ihn ruhiger und vor allem kontrollierter gemacht, obwohl er sich auch davor für einen kontrollierten Menschen gehalten habe: «Wer es ausprobieren will, wird verstehen, was ich meine. Wenn man den Autopiloten ausschaltet, merkt man erst, wie schlaff die Muskeln geworden sind, die man zum Fliegen braucht. Aber nach ein paar Wochen Training wird der Flug deutlich interessanter.»



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die einem entgegenkommende Person darauf aufmerksam machen, dass sie ihren Hosenschlitz offen trägt?

*Erwin Lori, Watt*

Wenn die Ihnen entgegenkommende Person männlich ist, werden Sie für den Hinweis Dank ernten. Als Frau von einem Mann oder als Mann von einer Frau gesagt zu bekommen, dass man mit offener Hose herumspaziert, löst hingegen mehr Schamgefühl als Dankbarkeit aus. Deswegen würde ich den wohlgemeinten Wink Geschlechtsgenossen vorbehalten.

*Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Es ist wohl nicht gerade sozial, wenn Frau Sommaruga Gäste anlockt, die oft die lange Reise nicht überleben.» *Hanspeter Lüthi*

### Hochgradig hilflose HelferIn

Nr. 33 – «Sturzbetroffen»; Editorial von Roger Köppel zur Migrationspolitik von Bundesrätin Simonetta Sommaruga

Mir fehlt zwar der innerpsychologische Aspekt dieser völlig quer in der Zuwanderungslandschaft stehenden Frau, denn sie ist nicht in der Lage, zu erkennen, wie neurotisch sie funktioniert: Sie ist eine hochgradig hilflose HelferIn, die wohl bald vor ihrem eigenen emotionalen Ruin steht und daher völlig fehl am Platz ist. Man müsste die Schweizer Bürger vor dieser Patientin schützen. Hat sie nämlich weiterhin freie Hand und ihre Mitarbeiter in ihren Helferzwängen weiter wie bisher unter ihrer Fuchtel, würde sie bald die gesamte Schweiz mit in ihren persönlichen Abgrund reissen. Gutmenschen funktionieren alle nach demselben Prinzip: Sie beziehen ihren pathologisch verschütteten Selbstwert daraus, dass sie anderen helfen müssen. Sie brauchen also Menschen, denen es schlechter geht als ihnen selber. Frau Sommaruga pflegt ihre eigene Seelennot auf Kosten der schweizerischen Allgemeinheit, und diese bezahlt sie auch noch dafür. Schlimmer noch: Wir schauen sogar noch zu, wie sie ihren Posten als völlig untaugliche und in jedem Fall misslingende Selbsttherapie missbraucht! Sie würde wohl eher die Alpen abtragen lassen, um ganz Afrika aufnehmen zu können, als dass sie sich eingestehen könnte, dass sie für sich Hilfe braucht und nicht ihre Asylforderer aus kriegsfreien Ländern. Diese zwar auch, aber rein pragmatische, indem man sie geordnet dorthin zurückschickt, wo man mit demselben Geld zehnmal mehr Menschen helfen könnte. Dort könnte man diese hier sinnlos herumlungern den jungen Männer aktiv mit einbinden, das Land aufzubauen und weiterzubringen. Mit den nötigen Druckmitteln gegenüber den dort ubiquitär vorhandenen, völlig korrupten Herrscherclans sollte dies möglich sein. Aber es gehört ja zur Krux eines hilflosen Helfers, wie amtlich dekoriert auch immer, dass er dazu einfach nicht in der Lage ist! *Hanna Willimann, Basel*

Bundesrätin Sommaruga weint sich in der Presse aus, während sie alle Gäste in der Schweiz aufnimmt – weitgehend ungeprüft. So ungefähr wie ihr grosses Vorbild Frau Merkel. Wenn diesen Menschen das gelobte Land Schweiz vorgetäuscht wird, ist es doch klar, dass sie sich zu einem grossen Prozentsatz mittels Schleppern auf den Weg machen. Es ist wohl nicht gerade sozial, wenn Frau Sommaruga Gäste anlockt, die oft die lange Reise nicht überleben. Hat sie wohl auch manchmal ein dumpfes Gefühl bei dieser Anlockungsart, die Tote erzeugen kann? *Hanspeter Lüthi, Nänikon*



*Helferzwänge*: Bundesrätin Sommaruga (l.).

Dass ein falscher Asylant aus Afrika mehr Geld von der Schweiz bekommt als ein AHV-Rentner ohne Ergänzungsleistungen, finde ich wirklich einen Skandal. In dieser schwierigen Zeit braucht es Politiker, die mit kühlem Kopf und Verstand die Politik unseres Landes gestalten. Frau Sommaruga zerstört unsere Sozialwerke und treibt unser Land in den Ruin. Das muss verhindert werden. *H.Bünteli, Zürich*

Die Fehler der Politiker muss zunehmend unsere Unter- und Mittelschicht begleichen. Das naive Menschenrechtsverständnis schwächt nicht nur uns, sondern auch die Länder, aus denen die Wirtschaftsmigranten kommen. Unsere Aufgabe wäre, mit allen Mitteln, insbesondere der Wegweisung, die Regierungen zu zwingen, eigene Arbeitskräfte einzusetzen und endlich funktionierende Staaten aufzubauen. *Edith Loosli, Dällikon*

### Sommerliche Sonderschichten

Nr. 33 – «Der Sonnenschutzfaktor der SRG»; Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Im Sommer sind einige Sendungen von SRF nicht im Programm, darunter «Rundschau», «Arena» oder «Kassensturz». Diese Tatsache hat Kurt W. Zimmermann in der letzten *Weltwoche* zu einem polemischen Artikel bewogen. Wörtlich: Statt ihrem Informationsauftrag nachzukommen, seien die SRF-Journalisten «reglos auf dem Rücken» am Strand gelegen. Der Terror in Nizza, der Putsch in der Türkei, die Anschläge in Bayern, das ganze brisante Weltgeschehen fand

für die SRF-Journalistinnen und -Journalisten nicht statt, denn «sie waren am Strand, an der Adria, auf Mallorca und an der Côte d'Azur». Die Aussagen von Kurt W. Zimmermann sind unwahr und boshaft. Das Gegenteil ist der Fall. Ob beim Terroranschlag in Nizza, beim Putschversuch in der Türkei, beim Brexit oder beim blutigen Amoklauf von München: SRF war rasch und mit vielen Sondersendungen und verlängerten Newssendungen on air. Engagierte Journalistinnen und Journalisten haben für das Publikum Sonderschichten geleistet, haben während der Nacht Spezialsendungen für den Morgen danach produziert, haben für die «Tagesschau» und «10 vor 10» fundiert und mit Engagement das Geschehen in monothematischen Sendungen aufbereitet. Viele Mitarbeitende haben ihre Ferien unterbrochen, wie zum Beispiel Moderator Jonas Projer, der trotz «Arena»-freier Zeit für eine Türkei-Sondersendung im Studio stand. Zimmermann hat in einem Punkt recht: Es gehört zum Auftrag von SRF, jederzeit qualitativ hochstehenden Informationsjournalismus zu gewährleisten. Das war auch im brisanten Sommer 2016 der Fall. *Tristan Brenn, Chefredaktor TV, Schweizer Radio und Fernsehen, Zürich*

#### Nur Leerlauf, Herr Professor?

Nr. 32 – «Leerlauf statt Selbstbestimmung»; Andreas Kley zur Selbstbestimmungsinitiative

Andreas Kley verweist am Ende seiner Ausführungen auf Art. 5 Abs. 4 unserer Bundesverfassung mit folgendem Wortlaut: «Bund und Kantone beachten das Völkerrecht.» Diese Formulierung lasse es zu, dass die Schweiz das Völkerrecht auch einmal nicht beachten könne. Wann und wie dies geschehen dürfe, präzisiert Kley nicht näher, erlaubt sich zum Schluss seiner Ausführungen jedoch die Bemerkung, dass die Initiative «Schweizer Recht statt fremde Richter» keinen Nutzen irgendwelcher Art stifte. Hier irrt Kley. Art. 56a der Initiative präzisiert nämlich klar, was bei einem Widerspruch zu geschehen hat. «Bund und Kantone gehen keine völkerrechtlichen Verpflichtungen ein, die der Bundesverfassung widersprechen. Im Fall eines Widerspruchs sorgen sie für eine Anpassung der völkerrechtlichen Verpflichtungen an die Vorgaben der Bundesverfassung, nötigenfalls durch Kündigung der betreffenden völkerrechtlichen Verträge. Vorbehalten bleiben die zwingenden Bestimmungen des Völkerrechts.» Selbst der von Kley behauptete Konstruktionsfehler der Initiative bei sogenannten gemischten völkerrechtlichen Verträgen besteht nicht. Die neue Übergangsbestimmung Art. 197 Ziff. 12 löst dieses Problem mit folgendem Text: «Mit Annahme [der Initiative] durch Volk und Stände werden die Artikel 5 Absätze 1 und 4, 56a und 190 auf alle bestehenden und künftigen völkerrechtlichen Verpflichtungen des Bundes und der Kantone anwendbar.» Nur Leerlauf, Herr Professor? *Wolfgang Sidler, Luzern*

#### Seelisberg sagt «Gott sei Dank»

Nr. 32 – «Aufstand über dem Rütli»; Alex Reichmuth über den Widerstand gegen eine Asylunterkunft in Seelisberg

Seelisberg inklusive Agglomeration darf heute nach über zwei Wochen Hickhack-Polemik einen vernünftigen Vorschlag realisieren. Zum Glück gab es einige Stimmen aus der eigenen Bevölkerung, die an die Vernunft appelliert haben. Sie sind Gott sei Dank von der Regierung gehört und gelöst worden. Seelisberg-Bevölkerung sei Dank! Der Politikerin Barbara Bär (FDP) sei Dank! Sie forderte uns heraus, darüber nachzudenken, was klug und vernünftig ist. Machten Menschen keine Fehler, hätten wir ja schweizweit, ja weltweit Frieden. Danken wir fehlbaren Menschen dafür, dass sie uns die Gelegenheit bieten, der eigenen Wertschätzung wieder zu vertrauen. Den Nächsten zu respektieren und zu würdigen, ist in der Verfassung des Kantons Uri als Grundrecht in Art. 10 erwähnt: «Die Würde des Menschen ist unantastbar.» Eine Chance für das naturverbundene Seelisberg, das auch allen Menschen treu verbunden ist – offen, aufrichtig, respektvoll und friedlich. Möge das Haus, das in den Schlagzeilen als Hotel «Löwen» bekanntgeworden ist, ein Haus des Friedens, der Zuversicht und Nächstenliebe werden. *Irene Zwyszig, Seelisberg*

#### Skandaltradition

Nr. 32 – «Bibis Israel»; Pierre Heumann über den israelischen Ministerpräsidenten

Dem Artikel gelingt es auf beeindruckende Weise, über die Person des Ministerpräsidenten Netanjahu durch kurzes Überfliegen von real existierenden Spannungsfeldern Israels eine gerissene PR-Aktion zu platzieren. Die israelische Wirtschaft boomt nur, weil das American Israel Public Affairs Committee, die zwar immer mehr an Einfluss verlierende mächtige US-amerikanische Israel-Lobby, massive Spenden schickt. Die Armee kann nur spitze sein, weil die US-Politik Milliarden ein-

schiesst. Und Deutschland über das sich selbst erschöpfende Holocaust-Geschäftsmodell modernste U-Boote spendiert. Steuerbefreite NGOs in den USA finanzieren israelische Siedlungen mit hohen Millionenspenden. Spenden gehen auch an die Verteidigung jüdischer Extremisten vor Gericht. So wurde auch der Mörder von Rabin mit solchen Geldern unterstützt. Auch Bibi steht in der Skandaltradition hoher israelischer Politiker, entweder durch Korruption wie Ehud Olmert und frühere Minister oder durch unsägliche Sexualdelikte wie der ehemalige Staatspräsident Mosche Katzav oder andere Politiker. Wenn Bibi die iranische Atombombe verständlicherweise verhindern will, lässt Heumann Informationen darüber vermissen, dass Israel mit amerikanischer Unterstützung Atommacht ist und über 120 atomare Waffen besitzt und internationale Verträge nicht unterzeichnet. Beeindruckend, wie israelische Strategen in einem Gebirgsresort in Colorado mit dem stellvertretenden US-Verteidigungsminister und später korrupten Weltbank-Präsidenten Paul Wolfowitz sowie Richard Perle, Sicherheitsberater von George W. Bush, langfristig den Angriff auf den Irak planten und dann die grosse Lüge der Massenvernichtungswaffen Saddam Husseins in einer Märchenstunde bei der Uno erfanden. Auch ist es Bibi nicht gelungen, die verbliebenen Milliarden der Holocaust-Opfer bei israelischen Banken den Berechtigten zuzuführen. Aber der World Jewish Congress erpresste nur den schweizerischen Finanzplatz und führte diesen international vor. Die israelischen Banken wurden inzestuös verschont. Erfreulich ist, dass sich in Israel immer mehr wichtige Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft und Zivilgesellschaft für den Frieden engagieren. Sie arbeiten für eine Zukunft des Friedens im Nahen Osten – und nicht der Polit-Zauberer Bibi. Für ihn gilt: weniger PR und mehr Moral. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

#### Sprachgefühl

Nr. 33 – «Murks ohne Ende»; Horst Haider Munske zur Rechtschreibreform

Als ich den Zürcher Linguisten Horst Sitta, einen der Reformer, mit der Neuschreibung «Du tust mir Not» (statt wie bisher «Du tust mir not» = «Ich brauche Dich») konfrontierte, die nach meinem Sprachgefühl bedeutete: «Du tust mir etwas zuleide», zäumte er die Mähre am Schwanz auf. Er habe sämtliche Büchereien umsonst durchpflügt, um die von mir unterstellte Bedeutung zu finden. Ergo stünde der neuen Schreibweise nichts im Wege, im Gegenteil, diese könnte leichter gelernt werden. Sein Vorgänger auf dem Lehrstuhl, mein hochverehrter Rudolf Hotzenköcherle, dreht sich seither im Grabe um.

*Hans Rudolf Wehrli, Mitglied Schweizer Orthographische Konferenz (SOK), Remetschwil*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





Evangelium vom institutionellen Abkommen: Ex-Chefunterhändler Rossier (l.), Aussenminister Burkhalter.

## Harte Landung

Die EU-Kommissare wollen der Schweiz wieder die Unionsbürgerschaft aufzwingen. Das würde der Armutsmigration aus Europa Tür und Tor öffnen.

Von Hubert Mooser

Das für Bundesrat und Parlament wichtigste aussenpolitische Geschäft, die Pflege der Beziehung zur Europäischen Union, wird seit einigen Wochen aus dem Keller des Verteidigungsdepartementes im Bundeshaus Ost orchestriert. Hier hatte man früher das Schweizer EU-Integrationsbüro versteckt, bevor es – in den Rang einer Direktion für europäische

«Die EU ist seit dem Brexit etwas weniger flexibel. Der Spielraum ist enger geworden.»

Angelegenheiten erhoben – an den Amtssitz von Aussenminister Didier Burkhalter im Bundeshaus West verlegt wurde. Hier hat jetzt Staatssekretär Jacques de Watteville Quartier bezogen, nachdem sein Nachfolger im Staats-

sekretariat für internationale Finanzfragen (SIF), Jörg Gasser, sein neues Amt angetreten und de Wattevilles Büro im Bernerhof in Beschlag genommen hatte.

Der französisch parlierende Topdiplomate und Nachfahre einer Berner Patrizierfamilie hätte eigentlich das Pensionsalter erreicht, der Bundesrat hat ihn jedoch damit beauftragt, die Verhandlungen mit der EU noch eine Weile weiterzuführen und zu koordinieren. Das tut er von nun an aus den «Katakomben» des VBS heraus – was aber gut zum aktuellen Lauf der Ereignisse an der EU-Front passt.

Die Stimmung auf Schweizer Seite ist im Keller. Und de Watteville drückt sich gegenüber der *Weltwoche* diplomatisch noch sehr zurückhaltend aus, wenn er sagt: «Die EU ist seit dem Brexit etwas weniger flexibel. Der Spielraum ist enger geworden.» Wenn es stimmt,

was Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) vor einer Woche im Bundesrat mit der üblichen bedeutungsschwangeren Miene andeutete und in einem von Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann und Aussenminister Didier Burkhalter mitunterzeichneten Papier verdichtet hat, dann steckt der EU-Karren tief im Morast.

### Burkhalter schürte falsche Hoffnungen

Die Justizministerin berichtete ihren Kollegen, die EU-Unterhändler hätten bei den letzten Verhandlungsrunden plötzlich wieder das Thema «Übernahme der Unionsbürgerschaft» aufgebracht, wie mehrere Quellen bestätigen. Diese EU-Richtlinie hat es in sich. Sie würde den EU-Bürgern in der Schweiz fast die gleichen Rechte einräumen wie Schweizern. Und sie würde der Armutsmigration aus ganz

Europa Tür und Tor öffnen. Das ist auch deshalb brisant, weil die Übernahme der Unionsbürgerschaft die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative konterkarieren würde. Beim institutionellen Rahmenvertrag pochen die EU-Unterhändler weiter auf eine Vorrangstellung des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) als oberste Gerichtsinstanz in Streitfällen. Was die Richter in Luxemburg entscheiden, soll für die Schweiz und die EU als rechtlich bindend gelten. Und obendrein verlangen die EU-Unterhändler jetzt auch unverblümt eine politische Verknüpfung der Frage zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative mit den Verhandlungen zu einem Rahmenvertrag.

Der Bundesrat war schon vorher in der EU-Politik kein geeinter Klub. Was Sommaruga dem Gremium nun aufsuchte, schürt zusätzlich das Misstrauen der Kollegen, insbesondere gegen den von Burkhalter gepushten Rahmenvertrag. «Zieht die EU tatsächlich ein Powerplay auf, oder haben die Schweizer Diplomaten den Bundesrat nicht korrekt informiert?», fragen sich einzelne Bundesräte. Es mutet jedenfalls seltsam an, dass Burkhalters Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) in den letzten Wochen wiederholt betonte, die Verhandlungen zu einem Rahmenabkommen seien weit fortgeschritten.

### Chefunterhändler nimmt den Hut

«Weit fortgeschritten» wäre etwas anderes als die von Sommaruga geschilderte Situation. Faktisch bedeutet diese den Rückfall auf Positionen, die man im Frühjahr 2013 überwunden zu haben glaubte. Unionsbürgerschaft, fremde Richter, all das wurde von Burkhalter und seinem damaligen Chefunterhändler, Staatssekretär Yves Rossier, schön- und weggeredet.

Dass der Chefdiplomat, der die Verhandlungen zu einem Rahmenabkommen in Schuss brachte, jetzt geht oder gehen muss, wie es in Bern heisst, überrascht darum nicht wirklich. Das EDA bestätigte letzte Woche einen Bericht des *Tages-Anzeigers*, dass sich der EDA-Staatssekretär abseilt und auf einen etwas ruhigeren Botschafterposten nach Spanien wechseln will.

Richtig traurig ist niemand, dass Rossier abtritt. Das biete die Chance zu einem Neuanfang, findet FDP-Ständerätin Karin Keller-Sutter. Der Chefdiplomat manövrierte sich mit seinem gradlinigen und unverblümtten Kommunikationsstil ins Abseits. Am Schluss entzog ihm der Bundesrat das Dossier. De Watteville nimmt ihn in Schutz: «Er hat bei den Verhandlungen zu einem Rahmenabkommen wichtige Arbeit geleistet», sagt der derzeitige Chefunterhändler.

Aber Rossier hat die Situation auch schöner dargestellt, als sie sich heute präsentiert. Um das zu verstehen, muss man drei Jahre zurück-

blenden. Ende 2012 waren die Verhandlungen zwischen der EU und der Schweiz zu einem Rahmenabkommen festgefahren, und die EU liess die Muskeln spielen: Ohne neues Rahmenabkommen keine neuen bilateralen Verträge, drohte der damalige EU-Chefkommissar José Manuel Barroso. Brüssel verlangt von der Schweiz, dass sie in allen bilateralen Vertragsbeziehungen EU-Recht dynamisch übernehmen muss. Die EU will eine Überwachungsinstanz und im Streitfall den Europäischen Gerichtshof als Schlichtungsbehörde.

Rossier, frisch im Amt als EDA-Staatssekretär, übernahm den Job als Chefunterhändler und führte die Verhandlungen auf unkonventionelle Art. Bei mehreren Treffen mit seinem

### Yves Rossier manövrierte sich mit seinem unverblümtten Kommunikationsstil ins Abseits.

EU-Amtskollegen David O'Sullivan im Frühjahr 2013, die auch in Freiburger Bistros stattfanden, brachte er das Eis zum Schmelzen und die Verhandlungen ins Rollen. Rossier machte dafür jedoch Konzessionen, die der Bundesrat so nicht absegnet hatte. Die Landesregierung hatte in dem von ihr beschlossenen Mandat festgehalten, das Rahmenabkommen dürfe nur für neue bilaterale Verträge mit der EU gelten. Rossier machte der EU das Zugeständnis, dass der institutionelle Rahmenvertrag auch auf die bestehenden Verträge anwendbar ist.

In einem vertraulichen Aussprachepapier des EDA wurde der Bundesrat 2013 darüber



«Wichtige Arbeit»: Staatssekretär de Watteville.

informiert, was Rossiers Sololauf für Folgen haben könnte: zum Beispiel die Unionsbürgerschaft. Die Übernahme dieser Richtlinie würde bedeuten, dass sich auch Nichterwerbstätige aus der EU jederzeit in der Schweiz niederlassen und alle Sozialleistungen beanspruchen dürfen. Der Handlungsspielraum der Schweiz in der Migrations- und Sozialpolitik würde markant abnehmen.

Kaum sickerten diese Pläne durch, gab Rossier sofort Entwarnung: Die Übernahme der Unionsbürgerschaft sei kein Thema bei den laufenden Gesprächen mit O'Sullivan. Während Aussenminister Burkhalter die Rolle des EuGH beim institutionellen Konstrukt mit der EU verharmloste: Die Entscheide des EuGH seien für die Schweiz rechtlich nicht bindend. Sicherheitshalber zogen Bundesrat, Parlament und die Parteien trotzdem «rote Linien», welche die Schweizer Unterhändler nicht überschreiten dürften. Also keine Übernahme der Unionsbürgerschaft, keine fremden Richter usw.

### Treue Anhänger fallen vom Glauben ab

Es war für die Landesregierung eine harte Landung, als sie nun feststellen musste, dass die Unionsbürgerschaft jetzt entgegen den Beteuerungen Rossiers ein Thema ist und die EU auch bei der Bedeutung der EuGH-Entscheidung keinen Millimeter von ihrer Position abrückt. Und nun jammern hinter den Kulissen alle: Chefunterhändler de Watteville habe bei europapolitischen Klausuren manchmal nebenbei darauf hingewiesen, dass die EU gewisse Forderungen in den Raum stelle – ohne aber ausführlich darüber zu informieren, betonen gutinformierte Kreise. Bei den europapolitischen Klausuren sei der Gesamtbundesrat selten detailliert über den Inhalt der laufenden Verhandlungen informiert worden.

Ein Abbruch der Übung wäre angesichts der Entwicklung angezeigt. Stattdessen predigt de Watteville weiter das Evangelium vom institutionellen Abkommen mit der EU, wie am letzten Samstag vor den Delegierten der SVP in Wettingen. Aber selbst die treuesten Anhänger fallen inzwischen vom Glauben ab. Ständerätin Karin Keller-Sutter warf Ende Juni bei einem Treffen zwischen einer Delegation des Ständerates und Mitgliedern des EuGH die Frage auf, ob es denkbar wäre, dass der EuGH in einer Rechtsfrage eine unverbindliche Stellungnahme abgebe. «Der Präsident des EuGH hat klipp und klar geantwortet: <C'est exclu, Madame!> Dies verstosse gegen die EU-Verfassung und sei deshalb nicht möglich», sagt die FDP-Politikerin. Damit habe sich das Thema wohl von selbst erledigt. Aus dem Bundesrat kommen aber weiterhin andere Signale, obwohl die Landesregierung von der EU seit Wochen und Monaten vorgeführt wird. ○



# Mann der dosierten Provokation

Schon als Gymnasiast stand Christian Wasserfallen mit seinen wirtschaftsfreundlichen Ansichten einsam in der Landschaft. Wie sein Vater Kurt, legendärer Polizeidirektor der Stadt Bern, ist der FDP-Politiker ein «Stachel im Fleisch von Rot-Grün». Nun steht er als ACS-Präsident vor der Feuerprobe. *Von Michael Hug*

Wenn ein Politiker offen kommuniziert, bedeutet das noch lange nicht, dass seine Botschaften auch ankommen. Als Christian Wasserfallen nach der Rücktrittsankündigung von FDP-Präsident Philipp Müller auf allen Kanälen als Kronprinz gehandelt wurde, legte er die Karten auf den Tisch: Er müsse sich die Sache gut überlegen, den zeitlichen Aufwand abschätzen, andere Optionen prüfen und werde im Februar bekanntgeben, ob er sich zur Verfügung stelle.

So war es. Wasserfallen erklärte am 7. Februar seinen Verzicht und begründete ihn mit seinem Alter, seiner Lebenssituation und legte – ungewöhnlich genug – offen, dass für ihn auch eine Kandidatur als Berner Regierungsrat in zwei Jahren eine Option ist. Dass der Berner Freisinnige mit 35 Jahren nicht all seine Engagements zugunsten eines Vollzeitjobs als Parteichef aufgeben und mit Mitte vierzig vor der grossen Leere stehen wollte, mag dem Klischee vom karrieregeilen Politiker widersprechen, aber es war die nüchtern abgewogene Begründung eines Mannes, der mit grosser Wahrscheinlichkeit Präsident geworden wäre, wenn er sich denn zur Verfügung gestellt hätte.

Sechs Monate später gilt der schlaksige Maschineningenieur gerade als «Dauerverlierer», «Ämtlisammler» und Karrierist. Bei der Ausmarchung um das Fraktionspräsidium habe er gegen Ignazio Cassis den Kürzeren gezogen. Als es um das Parteipräsidium ging, habe er nach Bekanntgabe der Kandidatur von Petra Gössi das Handtuch geschmissen. Und jetzt – Anlass der düsteren Prophezeiungen ist ein Machtkampf beim Automobil-Club der Schweiz (ACS) – drohe ihm die nächste Pleite.

## Putsch der Basis drohte

Dieser Automobil-Club der Schweiz war einmal das noble Pendant zum Touring-Club Schweiz (TCS). Mittlerweile hat er sich konsequent in die politische Bedeutungslosigkeit manövriert und organisiert zur Hauptsache gesellige Anlässe. Im Abstimmungskampf für die Milchkuh-Initiative beschränkte sich das Engagement des ACS im Wesentlichen auf ein Statement seines Präsidenten im Werbematerial. Die Zeiten, in denen wenigstens dies etwas bewirkt hätte, sind allerdings längst vorbei.

Der Unmut schwelte schon lange, aber erst als der selbstherrliche «Zentralvorstand» in Bern realisierte, dass ihm ein Putsch der Basis drohte, wurde er aktiv. Mit einer Verschiebung der entscheidenden Versammlung in letzter

Minute versuchte er, sein Schicksal abzuwenden. Jene 13 von 19 Verbandssektionen, die einen Neuanfang wollten, führten die Delegiertenversammlung trotzdem durch und wählten Christian Wasserfallen ohne Gegenstimme als neuen Präsidenten. Nun berief sich die Berner Seilschaft auf formale Fehler, trat unter reger Anteilnahme eine Kampagne gegen Wasserfallen los und weigerte sich, die Zügel abzugeben. Am 16. September findet eine weitere Versammlung statt, an der das alte Führungspersonal bezeichnenderweise mit dem Schaffhauser Nationalrat Thomas Hurter antritt, der in der SVP-Fraktion seit seinem Doppelspiel bei der Bundesratswahl im Abseits steht. Danach dürfte der Spuk beendet sein. Die *Berner Zeitung* rechnete vergangene Woche trocken vor, dass sich aufgrund der Anzahl Delegierter eine Mehrheit von über 60 Prozent für Wasserfallen aussprechen wird, während auf Hurter weniger als 20 Prozent der Stimmen entfallen. Nur bei 20 Prozent ist demzufolge unklar, welchem Lager sie zuzuordnen sind.

Wasserfallen selbst ist weniger optimistisch. Sogar wenn die Mehrheiten klar seien, drohe dem ACS die Abspaltung jener drei Sektionen, die gemäss ihren Verlautbarungen zu einer Zusammenarbeit mit ihm nicht bereit seien. Zudem werde der Verband durch die Straf-

## Er will im fairen Wettkampf als Ritter ohne Fehl und Tadel als Sieger aus der Wortschlacht gehen.

anzeigen noch bis weit ins nächste Jahr lahmgelegt. All dies veranlasse ihn zu einer «neuen Lagebeurteilung», bevor er sich endgültig entscheide.

Trotzdem wäre es eine Überraschung, wenn Wasserfallen den eingeschlagenen Weg nicht zu Ende ginge. Wenn er sich in den zwölf Jahren seiner parlamentarischen Tätigkeit ein Markenzeichen erarbeitet hat, dann ist es die sachlich-nüchterne Geradlinigkeit, mit der er politisiert: immer korrekt, immer freundlich im Ton, aber ohne Konzessionen an politische Modeströmungen. Als das Parlament in heller Aufregung über das Reaktorunglück in Fukushima die Energiepolitik umkremelte, verteidigte er ungerührt die Atomkraft. In der Medienpolitik legt er sich mit der mächtigen SRG an. Die «No Billag»-Initiative ist ihm zu radikal, aber als Vizepräsident der rechts-

bürgerlichen Aktion Medienfreiheit und Verwaltungsrat des Privatsenders Radio Bern 1 kämpft er im Nationalrat für eine Beschränkung der staatlichen Sender auf einen enger gefassten Auftrag und ein Mitspracherecht des Parlaments bei der Konzession. Obwohl im links-grünen Berner Länggassquartier zu Hause, hält er auch in der engeren Heimat mit seiner Meinung zum städtischen Heiligtum Reitschule nicht zurück. Am autofreien Sonntag im Quartier besucht er das Bergrennen am Gurnigel und fährt mit offensichtlichem Vergnügen unmittelbar nach Aufhebung der Verkehrssperren mit seinem schnittigen Peugeot RCZR in der Strasse vor.

## Nibelungentreue zu Markwalder

Wasserfallen ist Städter durch und durch. Aufgewachsen in einem «stinknormalen Sechsfamilienhaus» in der Berner Elfenu, ausgebildet an der Manuel-Schule und am Kirchenfeld-Gymnasium, ist er mit den links-grünen Glaubenssätzen des urbanen Establishments seit der Jugendzeit vertraut. Auf Debatten bereitet er sich akribisch vor, stets im Bemühen, die Widersprüche seiner Kontrahenten mit unromantischen Fakten zu kontern. Schon mit Mitte zwanzig kreuzte er auf öffentlichen Podien mit der damaligen SP-Ständerätin Simonetta Sommaruga die Klängen, die er bis heute respektvoll als härteste Gegnerin bezeichnet. Wasserfallen ist ein Mann der dosierten Provokation, kein Hauden, der sich mit Leidenschaft ins Getümmel stürzt. Er will im sportlich-fairen Wettkampf als Ritter ohne Fehl und Tadel als Sieger aus der Wortschlacht gehen. Einer seiner liebsten Sätze lautet: «Ich darf behaupten, dass ich am Morgen in den Spiegel schauen kann.»

Zu diesem persönlichen Ehrenkodex passt auch seine Nibelungentreue zu Ratskollegin Christa Markwalder. Obwohl die Nationalratspräsidentin in grösstmöglicher innerparteilicher Distanz am linken Rand des freisinnigen Spektrums politisiert und den EU-Beitritt befürwortet, betont er die «mindestens 90 Prozent Übereinstimmung» mit ihr, hält die Meinungsunterschiede «in der einen oder anderen Frage» für normal und twittert regelmässig Bilder, die die beiden gegensätzlichen FDP-Parlamentarier einträchtig zusammen zeigen. Als Markwalder mit der aufgebauchten «Kasachstan-Affäre» unter Druck gesetzt wurde, verteidigte Wasserfallen sie wie ein Löwe. Umgekehrt kann auch



*Politischer Sportsgeist:* Christian Wasserfallen.

er im aktuellen Gezerre um den ACS auf ihre Loyalität zählen.

Unvorstellbar, dass Wasserfallen öffentlich über persönliche Anfeindungen jammern würde. Aber spurlos gehen sie nicht an ihm vorbei. Bloss reagiert er darauf mit einem Reflex, den die sturmerprobte Familie Wasserfallen seit eh und je praktiziert: Rückzug und Abschottung. Den Wunsch, auch ein Gespräch mit seiner charismatischen Mutter Margret zu führen, schlug Wasserfallen nach interner Rücksprache postwendend aus. Misstrauisch, das familiäre Umfeld könnte in den ACS-Streit hineingezogen werden, liess man die Tür in der Elfenau geschlossen.

Als Mitte der neunziger Jahre die Auseinandersetzung um die Reitschule ihren Höhepunkt erreichte und Wasserfallen ein Teenager war, fand vor genau dieser Tür eine Demonstration gegen seinen Vater Kurt statt. Der freisinnige Berner Polizeidirektor und Nationalrat war damals das reaktionäre Feindbild der Bewegten. Er galt als Hardliner, verbissen und knochenhart. Sein erklärtes Vorbild war der New Yorker Bürgermeister Rudy Giuliani. Er

unterband Demonstrationen rigoros, selbst diejenige der Frauen nach der Nichtwahl Christiane Brunners auf dem Bundesplatz. Er wettete gegen «linke Gutmenschen» und räumte unter Getöse den Vorplatz der Reitschule. Die Empörung schien dem bärbeisigen und schlagfertigen Haudegen wenig anzuhaben, obwohl er auch öffentlich aufs gröbste angegriffen wurde. Er bezeichnete sich selbst nicht ohne Stolz als «Stachel im Fleisch von Rot-Grün». Wie viel Respekt er sich mit seiner scheinbar unerschütterlichen Standhaftigkeit erworben hatte, wurde deutlich, als er 2006 mit nur 59 Jahren überraschend im Amt verstarb. Die Nachrufe überschlugen sich förmlich mit Hymnen auf seine menschlichen Qualitäten und seinen politischen Sportsgeist.

#### **Aufnahmen aus Eritrea**

Sport spielt auch im Leben des Christian Wasserfallen eine tragende Rolle. Einmal wöchentlich trainiert er Unihockey. Nach wie vor pilgert er regelmässig ins Stade de Suisse zu YB und in den Eishockeytempel des SC Bern, in

dem die atemberaubendste Sport-Show der Stadt geboten wird. Dazugekommen ist das Fotografieren, das Wasserfallen ebenfalls ambitioniert betreibt. Mit seiner Systemkamera schießt er so gute Bilder, dass der *Blick* im Frühling seine Aufnahmen aus Eritrea veröffentlichte. Seine Website zeigt auf über 1000 Bildern der Fotogalerie nicht den Politiker Wasserfallen, sondern dessen Impressionen von Reisen aus der ganzen Welt. Und eine Auswahl von 83 Aufnahmen, die er gleich selbst als «starke Bilder» deklariert.

Mit Bildern ist er aufgewachsen. Das erste Pressebild zeigt ihn zusammen mit seinem Vater nach dessen Wahl in die Stadtregierung. Es war in mehrfacher Hinsicht ein denkwürdiger Tag. Auf nationaler Ebene wurde an diesem 6. Dezember 1992 der EWR abgelehnt, auf städtischer kam die nunmehr ein Vierteljahrhundert andauernde links-grüne Mehrheit an die Macht. Die darauffolgenden Jahre in der innerstädtischen Trutzburg haben die Familie zweifellos zusammengeschweisst und geprägt. Schon als Gymnasiast stand Wasserfallen junior mit seinen wirtschaftsfreundlichen





**Bärbeissiger Haudegen:** Kurt Wasserfallen mit Sohn Christian, Anfang der 1990er Jahre.

Ansichten ziemlich einsam in der Landschaft. Das anschliessende Physikstudium brach er nach zwei Semestern ab, weil es ihm zu theorie-lastig war. Stattdessen studierte er an der Fachhochschule Burgdorf Maschinenbau. Seine Diplomarbeit schrieb er über das «ultraschallgestützte Schleifen unter Verwendung sehr hoher Drehzahlen». Noch heute redet er sich in Fahrt, wenn er das Verfahren einem Laien erklärt. Bis vor kurzem arbeitete er mit einem Teilzeitpensum von 20 Prozent am Zentrum für angewandte Fertigungstechnik und beriet Firmen der Maschinenindustrie. Nun ist er ganz Berufspolitiker und verdient mit seinen politischen Mandaten exakt 188 700 Franken im Jahr, wie er auf seiner Website öffentlich deklariert. Ebenso gut wie als Politiker könnte man ihn sich aber als Ingenieur in einem KMU vorstellen, das Präzisionsteile herstellt. Als einer der Ersten hatte er in seiner Ausbildung die sogenannte Passerelle vom Gymnasium über ein Industriepraktikum an die Fachhochschule genutzt. Inzwischen präsidiert er den Interessenverband dieser Fachhochschulabsolventen.

#### Mehr Medienpräsenz als Fraktionschefs

Seine politische Laufbahn verlief bisher konstant. Obschon im November 2000 auf dem siebten Ersatzplatz gelandet, konnte er bereits während der Legislatur in den Berner Stadtrat nachrutschen. Drei Jahre später trat er als Jungfreisinniger bei den Nationalratswahlen an. 2007 war er auch dank cleverer Medienarbeit über die neuen Gratiszeitungen bereits so bekannt, dass er den Sprung ins Parlament schaffte. Weniger glatt lief es bei seinem älteren Bruder Peter. Der Historiker wurde zwar für die SVP in den Berner Stadtrat gewählt,

überwarf sich dort aber mit dem Instinkt-Politiker Erich Hess und trat wieder aus. Er hatte offenbar mehr vom aufbrausenden Temperament seines Vaters mit in die Wiege gelegt bekommen und nahm das politische Geschäft zu persönlich. Heute hat er sich aus der Politik zurückgezogen. Sein abgeklärter Bruder betont hingegen, dass der Gegner von heute im schweizerischen Politbetrieb der Verbündete von morgen sein kann. Auch Christian Wasserfallens langjährige Lebenspartnerin Alexandra Thalhammer, Senior Consultant bei der PR-Agentur Burson-Marsteller, ist als FDP-Stadträtin politisch aktiv. Seine Mutter Margret, eine Mittsechzigerin von zupacken-

#### Wasserfallen betont, dass der Gegner von heute der Verbündete von morgen sein kann.

der Art, die regelmässig an den Spielen des SC Bern anzutreffen ist, liess nach einem kurzen Gastspiel ebenfalls die Finger von der Politik.

Hingegen ist es eher verfrüht, Christian Wasserfallen abzuschreiben. Im letzten halben Jahr verzeichnet die Schweizer Medien-datenbank über 800 Artikel, in denen sein Name erwähnt wird. Damit sorgte er für mehr Gesprächsstoff als die Fraktionschefs der vier Bundesratsparteien. Das besagt zwar inhaltlich wenig, aber wenigstens in den politisch dürftigen Kategorien von «Verlierern» und «Siegern» deutet es nach wie vor eher auf Letztere.

Michael Hug war 2006–2013 Chefredaktor der *Berner Zeitung*.

## Problematischer Geldsegen

**Trotz Überschuss macht Finanzminister Maurer keine grossen Luftsprünge.** Von Huber Mooser

In bester Schweizer Tradition konnte der neue eidgenössische Säckelmeister Ueli Maurer (SVP) dem Gesamtbundesrat am Mittwoch berichten, dass entgegen den Erwartungen auch in diesem Jahr der Bundeshaushalt keine roten Zahlen schreiben wird, sondern einen Überschuss von 1,7 Milliarden Franken. Der Finanzminister begründet den unerwarteten Geldsegen mit «Sondereffekten». Viele Schweizer Unternehmen hätten Steuern vorausbezahlt. Aber auch ohne Sondereffekte wird der Bund schwarze Zahlen schreiben, wie ebenfalls aus Maurers Hochrechnung hervorgeht. Das freut den Finanzminister, erleichtert ihm aber nicht unbedingt die Arbeit bei der Realisierung seines grossen Zieles: den Bundeshaushalt auch in den kommenden Jahren im Gleichgewicht zu halten. Da rechnet Maurer mit Defiziten.

Vor der Sommerpause verabschiedete der Bundesrat deshalb ein von ihm mit Hochdruck vorangetriebenes Stabilisierungsprogramm, das bis 2019 Kürzungen von bis zu einer Milliarde Franken pro Jahr vorsieht. Und Maurer kündigte hinterher sofort ein weiteres Sparprogramm an – weil er im Asylwesen, in der Altersvorsorge oder bei der Armee mit erheblichen Mehrausgaben rechnet; auf der anderen Seite drohen Mindereinnahmen als Folge der umstrittenen Unternehmenssteuerreform III. Das gute Ergebnis 2016 könnte aber neue Begehrlichkeiten im Parlament wecken und Maurers künftige Sparbemühungen in Frage stellen. SP-Präsident Christian Levrat und seine Genossen geisseln seit Monaten die Pläne des Finanzministers. Dabei würde der Bund mit dem Stabilisierungsprogramm nicht wirklich sparen. Es geht in erster Linie darum, das Ausgabenwachstum etwas abzubremsen. Nur schon der Personalbestand des Bundes steigt zwischen 2017 und 2019 trotz Sparprogramm steil an, wie ein von Maurers Departement erstellter Stellenplan zeigt. Insgesamt wächst die schon heute personell überdotierte Bundesverwaltung bis Ende 2019 um über 900 Stellen, das bedeutet jährliche Mehrausgaben von über 100 Millionen Franken.

Der Überschuss 2016 könnte ausserdem die schon länger anhaltende Kontroverse über eine Aufweichung der Schuldenbremse zusätzlich anheizen. Das Instrument gilt als Erfolgsgeschichte. Der Bund konnte seit dessen Einführung die Staatsverschuldung von 124 auf 104 Milliarden reduzieren. Und Maurer will, dass es so weitergeht – auch wenn er dafür als Finanzminister übervorsichtig budgetieren muss. ○

# «Ein gewöhnlicher Krimineller»

Das Zürcher Obergericht hat Rudolf Elmer wegen Drohung, Nötigung und Urkundenfälschung verurteilt. Vom Vorwurf der Bankgeheimnisverletzung wurde der Ex-Banker freigesprochen. Trotzdem entzauberte das Gericht den falschen Whistleblower als Manipulator. *Von Alex Baur*

Nach der Hauptverhandlung vom letzten Juni liess Ex-Banker Rudolf Elmer einmal mehr seine Beziehungen zu den Medien spielen. Am 31. Juli lancierte die *Sonntagszeitung*, gross aufgemacht auf der Titelseite, einen vermeintlichen «Justizskandal»: Die Staatsanwaltschaft soll der Verteidigung im prominenten «Whistleblower-Fall» Dokumente vorenthalten haben, die Elmers Unschuld beweisen sollten. Das Blatt orakelte von 3,2 Millionen Franken Entschädigung für Elmer. Letzte Woche doppelte SRF mit einem fast zweistündigen Dok-Film nach, der an Einseitigkeit kaum zu übertreffen war und Elmer als Kämpfer gegen eine durch und durch korrupte Bankenwelt feierte.

Doch für einmal verfehlte das publizistische Sperrfeuer seine Wirkung. Gleich zur Eröffnung des Strafurteils in der Causa Elmer am letzten Dienstag stellte Präsident Peter Marti klar: Das Zürcher Obergericht lässt sich von der tendenziösen, im Fall der *Sonntagszeitung* haltlosen und von Elmer selber initiierten Litigation-PR (prozessbegleitende Öffentlichkeitsarbeit) nicht beirren. Zwar wurde der Angeklagte in zweiter Instanz vom Vorwurf der Bankgeheimnisverletzung freigesprochen. Was bleibt, ist eine bedingte Gefängnisstrafe wegen Nötigung, Drohung und Urkundenfälschung. Und doch entzauberte das Gericht den vermeintlichen Whistleblower.

Nachdem Rudolf Elmer Ende 2002 von der Bank Bär auf den Cayman Islands entlassen worden war, führte er einen vorerst verdeckten und später öffentlichen Feldzug gegen seinen Arbeitgeber. Diversen Journalisten und Steuerämtern in der halben Welt stellte er CDs mit Kundendaten zu, die er aus dem Steuerparadies in der Karibik hatte mitlaufen lassen. Später verbreitete er die Daten via Wikileaks. Elmer wollte die Bank erklärermassen unter Druck setzen, und das gelang ihm auch.

2011 erkaufte sich die Bank Bär das Still-schweigen – das Obergericht sprach von «Stillhalteprämie» – des rachsüchtigen Gefeuerten mit einer Zahlung von 700 000 Franken. Elmer überschrieb das Geld auf seine Tochter – und verfrachtete es auf ein Offshore-Konstrukt in einem britischen Fiskalparadies. Das hinderte den Ex-Banker aber nicht daran, wie das Obergericht bemerkte, bei Bedarf grössere Beträge aus dem vermeintlichen Vermögen der Tochter abzuheben.

Nicht nur linke Journalisten feiern Elmer seit Jahren kritiklos als Whistleblower, der angeblich kriminelle Machenschaften der Bank

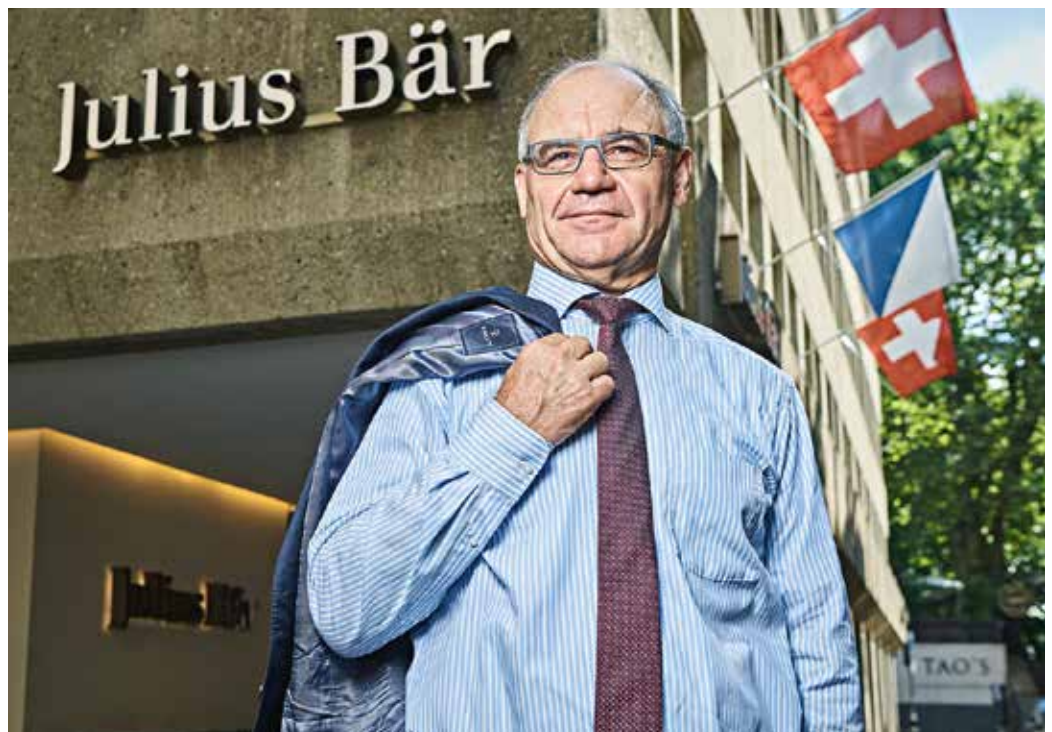
Bär im Offshore-Business aufgedeckt haben soll. Tatsache ist: Bislang wurde kein einziger Fall bekannt, der wegen der Elmer-Daten zu einer Verurteilung geführt hätte. Der geschasste Banker hat auch keine Praktik der Steueroptimierung aufgedeckt, welche nicht schon lange bekannt gewesen wäre. Der einzige «Skandal», den er zum Platzen brachte, erwies sich vor Obergericht als plumpe Täuschung. Mit einem «Dokument», das er selber gefälscht hatte, gaukelte Elmer eine korrupte Verbindung der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel zur Bank Bär vor.

## «Sie sind kein Whistleblower»

Weil Rudolf Elmer zur fraglichen Zeit formell von einer Tochtergesellschaft der Bank Bär auf den Cayman Islands angestellt war, gelangte das Obergericht zu einem Freispruch bezüglich des Schweizer Bankgeheimnisses. Für Elmer galten die Gesetze der Cayman Islands. Das wurde aber erst im Berufungsprozess klar, zumal Elmer im Hinblick auf die geforderte Abgangsentchädigung zuvor stets behauptete, er sei direkt dem Mutterhaus in Zürich unterstellt gewesen. Diese Version änderte Elmer erst, nachdem er die geforderte Entschädigung eingestrichen hatte. Die Strafuntersuchung war deshalb zwingend.

Für das Obergericht war «völlig klar», dass Rudolf Elmer seine Geheimhaltungspflicht gegenüber der ausländischen Bank in grober Weise verletzt hatte. Da ein Strafantrag aus den Cayman Islands fehlt, bleibt er straffrei. Durch rechtswidriges und schuldhaftes Verhalten habe der Angeklagte aber die Einleitung des Strafverfahrens verursacht, weshalb er einen grossen Teil der Prozesskosten (rund 350 000 Franken) übernehmen muss. Dieser Betrag soll mit dem Geld beglichen werden, das Elmer lediglich dem Schein nach auf seine Tochter übertragen habe, um einen Zugriff der Justiz zu vereiteln. Dieses Manöver beraube ihn jeder Glaubwürdigkeit.

In einem Schlusswort sagte es der Gerichtspräsident Marti dem Ex-Banker frank und frei ins Gesicht: «Sie sind kein Whistleblower, sondern ein ganz gewöhnlicher, nur auf seinen eigenen Vorteil bedachter Krimineller.» Und damit es auch keiner überhörte, sagte Richter Marti den Satz gleich zweimal. Jahrelang habe Elmer vom System profitiert, das er heute verdamme. Geschickt habe er die Medien für seine Zwecke instrumentalisiert. Zeichen für eine innere Umkehr seien nicht erkennbar, den Anlass für den «perfiden und feigen» Kreuzzug gegen die Bank gab vielmehr eine narzisstische Kränkung. Rudolf Elmer war bei einer erhofften Beförderung übergangen worden. ○



Die Medien für seine Zwecke instrumentalisiert: Ex-Banker Elmer.



# Eine schwierige Marke

«Die Zukunft beginnt jetzt!», glaubt die CVP Schweiz. Die Partei, die seit vierzig Jahren Wähler und Macht verliert, hofft auf ihren neuen Präsidenten Gerhard Pfister. Der Zuger Nationalrat, der auf eine «bürgerliche Trendwende» setzt, ist der wichtigste Politiker der Schweiz. Von Markus Schär und Wieslaw Smetek (Illustration)

Über den sattgrünen Hügeln rund um Appenzell hängen Wolken, aber die Welt ist in Ordnung. Die Musikanten tragen Hackbrett und Alphörner herbei. Der *Schlorziflade* steht auf den Tischen bereit. Und alt Bundesrätin Ruth Metzler küsst, wen immer sie in der Turnhalle voller Parteifreunde noch kennt. Erstmals kommt die CVP Schweiz in ihren Kanton; dabei ist der kleinste Stand «so deckungsgleich mit der CVP wie kein anderer», wie der Landammann bei der Begrüssung schwärmt. «Bisher gehörten alle Nationalräte und alle Ständeräte aus Appenzell der CVP an. Das soll uns einmal einer nachmachen.»

Aber die CVP-Familie ist nicht nach Appenzell gepilgert, um sich zu feiern, sondern um sich zu fragen: Wie kann die Partei verhindern, dass sie – wie seit vierzig Jahren ständig – Wähler einbüsst und Macht verliert? «Die Zukunft beginnt jetzt!», lautet zwar das Motto des Sommerparteitags. Um den Kurs in diese bessere Zukunft debattiert die Partei aber erst. Der Reporter stellt deshalb die naheliegende Frage: «Wozu braucht es die CVP noch?»

Daniel Fässler, Nationalrat und Landammann Appenzell Innerrhoden: «Es ist keine Haltung, die Wählerverluste als unabwendbar hinzunehmen und unseren Auftrag als erfüllt anzusehen. Wir spielen eine wichtige Rolle, aber nicht, indem wir das Einmitten zum Programm machen. Wir müssen für unsere Werte einstehen, und diese sind in Gottes Namen im christlichen Glauben verankert.»

## «Milieupartei»

Bei seiner Wiederwahl als einziger Appenzeller Nationalrat im Oktober 2015 machte Daniel Fässler, mit nur einem Sozialdemokraten als Gegner, 77 Prozent der Stimmen – kein Wunder, denn die Katholiken stellen 78 Prozent der knapp 16 000 Einwohner. Solche Verhältnisse herrschten bis vor einem Vierteljahrhundert auch in den sieben katholischen Kantonen, die den Liberalismus 1847 im Sonderbundskrieg bekämpften und den Bundesstaat von 1848 noch jahrzehntelang ablehnten: in den «Stammlanden» Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis. Bis 1945 hielt die Katholikenpartei in diesen Kantonen alle Ständeratssitze.

Die unangefochtene Stellung behauptete sie, weil sie als «Milieupartei» ihre widerstreitenden Flügel, die Konservativen und die Christlichsozialen, intern im Kompromiss versöhnte. So prägten «ausgerechnet die

katholisch-konservativen Kritiker des Bundesstaates» die politische Kultur des Ausgleichs und des Konsenses im Land, wie Michael Hermann in seinem neuen Buch «Was die Schweiz zusammenhält» schreibt. Den grössten Coup schaffte die Katholikenpartei 1959, als sie die Zauberformel für den Bundesrat ausheckte: Ihre zwei Vertreter konnten danach 44 Jahre lang entweder mit den zwei Freisinnigen oder mit den zwei Sozialdemokraten die Mehrheit bilden.

Gerade wegen dieses Integrationserfolgs verlor allerdings der Katholizismus seine politische Bedeutung. Seit dem Ende des Kalten Krieges wählen immer mehr Schweizer nicht aufgrund ihres Milieus, sondern ziehen «aufgeräumte» Parteien vor, wie sie Michael Hermann nennt, also Parteien, in denen Gleichgesinnte zusammenfinden. Zu einer Polarisierung führte vor allem die Europafrage, 1992 zugespitzt von SP-Präsident Peter Bodenmann, Sohn eines mächtigen CVP-Politikers, und SVP-Vordenker Christoph Blocher, Sohn eines reformierten Pfarrers. Zu Zehntausenden wechselten seither in den Stamm-

---

**«Wer es sich leichtmachen will, soll halt in Gottes Namen eine andere Partei wählen.»**

---

landen gutkatholische Wähler von der CVP zur SVP – weil die konservativen Werte schwerer wogen als die konfessionellen. Seit 1975 sank der Wähleranteil der Christlichdemokratischen Volkspartei, wie sie seit 1970 heisst, stetig von 21 unter 12 Prozent. Und in Schwyz hält jetzt die SVP beide Ständeratssitze. Wie will die CVP den Niedergang in die Bedeutungslosigkeit verhindern?

«Das C ist eine schwierige Marke», sagt Präsident Gerhard Pfister in seiner Rede, «aber das C ist eine Marke. Andere Parteien wären froh, sie hätten wenigstens eine.» Das C sei in der Politik eine Herausforderung, manchmal eine Überforderung: «Das ist nicht leicht. Aber wer es sich leichtmachen will, soll halt in Gottes Namen eine andere Partei wählen.» Der gescheite Zuger Nationalrat traute sich als Einziger zu, die CVP in die Zukunft zu führen. Und die Partei musste es ihm mangels Alternativen zutrauen – ausgerechnet ihrem am weitesten rechts stehenden Parlamentarier. Wie macht Gerhard Pfister seinen schwierigen Job?

Walter Thurnherr, Bundeskanzler: «Wir müssen uns fragen, wie wir zusammenleben und miteinander umgehen, auch, wie viel Toleranz wir gegenüber Intoleranten üben. Dabei leiten uns Werte, nicht unbedingt christliche, aber von unserem christlichen Hintergrund bestimmte: direkte Demokratie, Föderalismus, Subsidiarität.»

«Die erste Rede eines Parteipräsidenten seit Jahren, die zitierfähige Sätze hergibt», sagt ein prominentes Parteimitglied nach dem Auftritt von Gerhard Pfister, der Standing Ovations erntete. Der neue Präsident will eine Debatte darüber anstossen, wo die CVP – und mit ihr die Schweiz – stehe und wohin sie gehe. Dabei gibt er Anstösse zum Programm und zur Positionierung seiner Partei, so tiefschürfend wie scharfzüngig.

## «Wir sind zu lange tolerant gewesen»

Was das Programm angeht, glaubt Gerhard Pfister: «Entweder wird Europa wieder christdemokratisch, oder Europa wird scheitern.» Die EU verrate die Werte ihrer christdemokratischen Gründer; die Schweizer Christdemokraten sollten sie verteidigen. Die Katholikenpartei, die bei Wahlen auch gerne Muslime aufstellt (immerhin noch Leute, die etwas glauben!), müsse deshalb daran erinnern, «worauf unsere westliche Gesellschaft aufbaut, nämlich auch auf christlichen Werten». Und sie müsse gegen Leute angehen, «die sich im Namen einer Religion gegen unsere Werte und unsere Gesellschaft wenden», auch gegen Pubertierende, die der Lehrerin die Hand nicht geben. Wer das tun dürfe, könne Frauen den Respekt auch sonst verweigern: «Wir sind zu lange tolerant gewesen zu denen, die Intoleranz wollen.»

Zur Positionierung schrieb Gerhard Pfister schon ein Jahr vor seiner Wahl im *Schweizer Monat*, die drei bürgerlichen Parteien CVP, FDP und SVP hätten sich in den letzten zwanzig Jahren voneinander entfremdet: «Ich bin überzeugt: zum Schaden der Schweiz.» Sie müssten deshalb in einer «bürgerlichen Trendwende» wieder zusammenfinden. Ob dies gelingt, hängt von der CVP ab. Sie spielt die entscheidende Rolle – aber nicht mehr, wie in den letzten acht Jahren, nur als Zünglein an der Waage zwischen Linken und Rechten, sondern als klar bürgerliche und doch eigenständige Kraft. Das heisst: Gerhard Pfister ist gegenwärtig der wichtigste Politiker des Landes.



«Wir sind die Partei, die die Vielfalt will.»

Brigitte Häberli-Koller, Ständerätin Thurgau: «Es braucht die CVP je länger, je mehr, um – zusammen mit den anderen bürgerlichen Parteien – Lösungen für so wichtige Fragen zu erreichen wie die Beziehung zur EU, die Altersvorsorge oder die Finanzen. Es braucht für den Zusammenhalt dieses Landes eine Partei, die ein breites Spektrum aktivieren und motivieren kann, bürgerlich, aber mit sozialem Gewissen.»

Der Niedergang der CVP muss nicht zwangsläufig weitergehen, auch wenn die Kirchgänger und damit die «CVP-Häuser» aussterben. Wie er sich aufhalten lässt, zeigt der Präsident persönlich: Der Vorstand der CVP Zug beschloss, jedes seiner Mitglieder müsse innert einem Jahr fünf Parteigänger anwerben – «Und es gelang». Die Junge CVP Zug erzielte bei den Nationalratswahlen gar das beste Resultat aller Jungparteien landes-

weit: «In Zürich hätte ihr Anteil für zwei Sitze gereicht.»

«Wir sind die Partei, die die Vielfalt will und nicht die Einfalt», sagt Gerhard Pfister. Aber vor allem: eine klar bürgerliche Politik. Das wollen übrigens auch die Wähler: Gemäss Selects-Umfrage verorteten sich 2011 die CVP-Wähler zu 14 Prozent links, zu 47 Prozent in der Mitte und zu 39 Prozent rechts, 2015 jedoch nur noch zu 34 Prozent in der Mitte, zu 49 Prozent rechts davon. Und die meisten der wenigen Neugewählten, wie Nationalrätin Andrea Gmür-Schönenberger (LU) und vor allem die Ständeräte Erich Ettlin (OW), Peter Hegglin (ZG) und Beat Rieder (VS), weisen ein «rechteres» Profil auf als der perfekt eingemittete Durchschnitt der Kandidierenden.

Der Ständerat – die Kammer des Föderalismus und der Subsidiarität! – bleibt denn auch die Machtbasis der CVP. Mit dreizehn zumeist guten

Köpfen kann sie die Mehrheit mit der FDP (13) oder der SP (12) suchen. Im Nationalrat halten SVP und FDP eine knappe Mehrheit, notfalls ohne CVP; im Ständerat aber geht kaum etwas ohne sie. Das wird sich jetzt bei wichtigen Vorlagen weisen, zuerst bei der Altersvorsorge. «Die SVP müsste ihre Radikalisierung einschränken, die FDP ihren Machtanspruch, die CVP ihre programmatische Beliebigkeit», schrieb Gerhard Pfister in seinen «Gedanken zu einer bürgerlichen Trendwende». So liessen sich Lösungen erarbeiten, die das Land voranbringen, also beim Volk an der Urne durchkommen.

Draussen drücken die Wolken auf Appenzell, aber der Hackbrettler spielt auf. Und der Reporter geniesst doch noch, was ihm die Ehefrau beim letzten Aufenthalt in Appenzell verbot, weil es ihr darob grauste: *Südwooscht* mit *Chääschnöpfli* und *Öpfelmues*. Die eigenwillige Kombination schmeckt prima. ○



# Kultur der Ausgrenzung

Komiker Andreas Thiel beendet seine Bühnenkarriere und sieht sich als Opfer einer Rufmordkampagne. Er ist nicht der erste Schweizer Künstler, der unter die Räder kommt. Denunzierung und Verleumdung haben in hiesigen Künstlerkreisen Tradition. *Von Rico Bandle*

Er war zwei Tage lang der meistgelesene Artikel auf dem Online-Portal der *Neuen Zürcher Zeitung*. Komiker Andreas Thiel begründete in einem Interview, weshalb er seine Bühnenkarriere in der Schweiz unfreiwillig beendet: Nach seiner Koran-Kritik in der *Weltwoche* habe eine Verleumdungskampagne gegen ihn eingesetzt, er habe Engagements verloren, die Zuschauer seien ausgeblieben. «Die Theaterzene verhält sich [...] wie ein Lynch-Mob, der jeden Verdächtigten sofort steinigt», sagte er. «Wenn Menschen an eine Steinigung geraten, begeben sie sich sofort alle auf die Seite der Steinwerfer. Denn das ist die sichere Seite.»

Im Nachgang des Artikels wurde ihm tatsächlich auf bössartige Weise Rassismus unterstellt, trotzdem kann man Thiel entgegenhalten, dass die Ausgrenzung nicht so stark gewesen sein kann, wie er im Interview glauben macht: Er durfte weiterhin im Schweizer Fernsehen auftreten, auch konnte er sein Programm auf vielen Bühnen ungehindert zeigen, sieht man vom Polizeischutz ab, den er nach der Publikation des Koran-Artikels benötigte. Zudem: Wenn das Publikum ausbleibt, muss man die Gründe vielleicht auch bei sich selbst suchen. Doch in einem Punkt hat er zweifellos recht: Abweichler in der Kunstszene müssen sich in der Schweiz in Acht nehmen – vor den eigenen Kollegen. Dünkel, Ausgrenzung und Denunziation sind in der Szene besonders verbreitet, und das nicht erst in der heutigen Zeit.

## Man liess die Autorin ausschaffen

Ein besonders perfider Fall betraf die deutsch-jüdische Autorin Victoria Wolff. Ende Juni 1939, also kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, musste die in die Schweiz geflüchtete Schriftstellerin das Land verlassen – der Schweizerische Schriftstellerverband (SSV), wie er damals hiess, hatte sie bei der Fremdenpolizei verpetzt. Wolff war bereits 1933 mit ihren zwei Kindern nach Ascona übersiedelt, verfügte über eine gültige Aufenthaltsbewilligung, aber nur über eine beschränkte Arbeitsgenehmigung. Das Schreiben von Büchern war ihr erlaubt, nicht aber von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln. Dass sie trotzdem, meist unter Pseudonym, für hiesige Publikationen schrieb, goutierten die missgünstigen Schweizer Kollegen überhaupt nicht. Wolff habe mit ihrer Arbeit «ihren Aufenthalt in der Schweiz dazu benützt, um den schweizerischen Schriftstellern ernsthaft Konkurrenz zu machen und

sich in unerwünschter Weise in unser literarisches Leben einzumischen», monierte der Schriftstellerverein. Nach einer abenteuerlichen Flucht über Frankreich, Spanien und Portugal schaffte sie es in die USA, wo sie zu einer gefragten Drehbuchautorin wurde.

Der Fall Victoria Wolff ist nur ein Beispiel von vielen in den 1930er Jahren. Der Bund hatte den SSV in das Entscheidungsverfahren über das Aufenthaltsrecht von Autoren einbezogen und hielt sich in der Regel an dessen Gutachten und Empfehlungen. Prominenten



*Rechtswähler entfremden:* Raphael Urweider.

Schriftstellern wurde meist zugestanden, sich auch in der Schweiz schreiberisch zu betätigen, weniger prominente erhielten ein Berufsverbot, sofern ihnen überhaupt eine Aufenthaltsbewilligung gewährt wurde.

Der Zeitgeist damals, auch unter Intellektuellen, war nationalistisch geprägt, der Begriff der geistigen Landesverteidigung machte die Runde – angesichts der Kriegsgefahr war dies eine verständliche und auch vernünftige Haltung. Aber wehe, jemand wich ab, wie zum Beispiel Ferdinand Rieser, Besitzer und Direktor des Schauspielhauses Zürich.

Zu den grössten Feinden des widerspenstigen Schauspielhauses gehörten neben den nazifreundlichen Frontisten die einheimischen Künstler. Rieser führte das Theater ganz ohne Subventionen, holte zum Teil Künstler direkt aus dem Konzentrationslager nach Zürich, baute das legendäre Ensemble mit Schauspielern wie Therese Giehse, Heinrich Gretler oder Wolfgang Langhoff auf. Der mächtige Literaturprofessor Walter Muschg (Halbbruder von

Schriftsteller Adolf Muschg) protestierte, das Schauspielhaus müsse «zu einem Instrument der neuen Schweizgesinnung werden». Er forderte die Verstaatlichung der Bühne, also Subventionen als Mittel zur Kontrolle – dagegen wehrte sich Theaterdirektor Rieser standhaft. Er verzichtete bewusst auf öffentliche Zuwendungen, wollte unabhängig bleiben, bis er 1938 entkräftet demissionierte.

Der Druck war zu gross geworden, die hiesigen Künstler und Intellektuellen hatten den mutigsten und wichtigsten Theaterdirektor, den die Schweiz je gehabt hat, mürbe gemacht und vertrieben. Auch der Architekturstudent und spätere Weltautor Max Frisch gehörte zu Riesers Gegnern. In einem Brief warnte er vor der «grossen Gefahr», die durch ein Theater drohe, das «unsere Weltoffenheit übertreibt» und «sich zum Ableger verbotener Autoren macht».

Während des Kalten Kriegs hatten Kommunisten einen schweren Stand, die Schweiz entzog zum Beispiel dem Dramatiker Bertolt Brecht 1948 auf Anraten der USA die Aufenthaltsgenehmigung. In der hiesigen Kulturszene drehte der Zeitgeist langsam, spätestens nach 1968 hatten Künstler links und schweizkritisch zu sein. Im Schriftstellerverband blieb jedoch eine «reaktionäre Fraktion» an der Macht, und so kam es 1970 zum Eklat. 72 der prominentesten Mitglieder traten unter Protest aus, gründeten mit der Gruppe Olten einen Gegenverband, Liedermacher Mani Matter schrieb die Statuten. Auch Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt hatten den SSV verlassen, Frisch trat der neuen Gruppe jedoch erst später bei, Dürrenmatt nie. Jedenfalls, die Linke hatte obsiegt, der Schriftstellerverband spielte bloss noch eine marginale Rolle, 2002 fusionierte er wieder mit der Gruppe Olten zum Verband Autorinnen und Autoren der Schweiz (AdS).

Die politische Richtung hat gewechselt, die Gnadlosigkeit gegenüber Abweichlern ist geblieben. 2004 verweigerte der AdS dem Gymnasiallehrer und SVP-Politiker Oskar Freysinger die Aufnahme in den Verband; die literarische Qualität spielte beim Entscheid explizit keine Rolle, allein die falsche Gesinnung. Raphael Urweider, bis vor kurzem Präsident des AdS, versucht nicht einmal, seine totalitären Fantasien zu verbergen. Auf Facebook rief er letztes Jahr unverhohlen zur Denunzierung und Ächtung andersdenkender Künstler auf. Im Zusammenhang mit dem

Wahlkampfvideo «Welcome to SVP» schrieb er: «Wer hat in diesem SVP-Video Kostüme gemacht, wer hat geschminkt, gefilmt, Sound aufgenommen, Licht gestellt, Regie gemacht, getanzt, komponiert? Mit all diesen «Kunstschaffenden» sollte ab sofort nicht mehr zusammengearbeitet werden.» Der Präsident eines Verbandes, der sich gemäss seinen Statu-

ten für «kulturelle Verschiedenartigkeit» und «Freiheit der Meinungsäusserung» einsetzt, wünschte sich eine schwarze Liste für missliebige Politiker («In Deutschland wären mindestens zwei der drei Schweizer Bundesratskandidaten auf dem Index») und verlangte, dass Leute mit anderer Meinung aus seinem Blickfeld verschwinden («Ich würde gerne

Rechtswähler entfremden. Bitte melden.»). Dass er zudem linksradikale Gewalt aus dem Umfeld der Berner Reitschule verteidigt, passt zu seinem extremistischen Gedankengut.

Vier Jahre lang stand Urweider als AdS-Präsident an der Spitze einer wichtigen Intellektuellenvereinigung des Landes, ohne dass von Mitgliedern je eine Unmutsbekundung nach aussen gedrungen wäre. Man scheint mit einer solchen Haltung kein Problem zu haben. Ein umso grösseres dafür, wenn jemand etwas sagt, was nicht der vorherrschenden Ideologie entspricht.

#### Furcht vor den Reaktionen der Kollegen

Als die Komikerin Birgit Steinegger eine Afroamerikanerin parodierte und sich deswegen schwarz schminkte, wurde sie von Künstlern in einer Kampagne als Rassistin verunglimpft. Der international erfolgreiche Basler Schriftsteller Claude Cueni hat Mühe, Orte für Lesungen seines neuen, einwanderungskritischen Romans «Godless Sun» zu finden – die Buchhandlungen fürchten die Reaktionen ihrer Kollegen aus der Kulturszene. Auch der Musiker und Komponist David Klein ist zur Persona non grata erklärt worden, seit er mit Übereifer öffentlich Jagd auf vermeintliche Antisemiten macht. In der

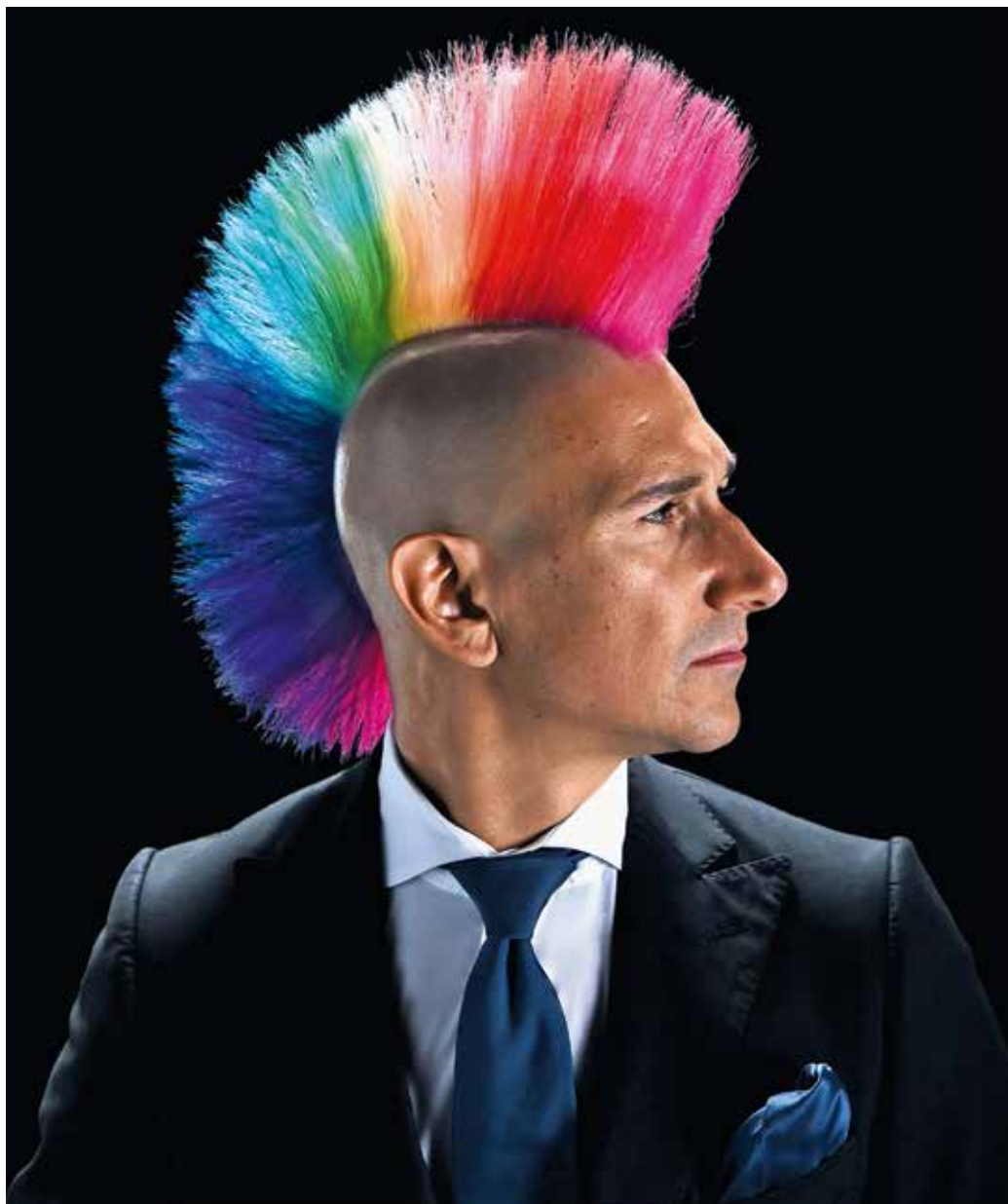
#### Der Präsident des Autorenverbands rief zur Denunzierung missliebiger Kollegen auf.

Schweiz erhält der einst angesehene und erfolgreiche Produzent kaum mehr Aufträge, nun verdient er sein Geld vorwiegend in Deutschland.

Ins Visier geraten nicht nur abweichende Künstler, sondern auch ihr Umfeld. Christoph Hoigné, Betreiber des Berner Kleinkunstlokals La Cappella, sagte in der *Berner Zeitung*, er sei nach dem Engagement von Komiker Andreas Thiel auf offener Strasse dafür kritisiert worden, «diesem Rassisten eine Plattform zu geben». Weitere Theaterdirektoren, die nicht genannt werden möchten, sprechen ebenfalls von Druckversuchen aus der Szene, den Komiker nicht mehr ins Programm zu nehmen.

Der Fall Thiel steht exemplarisch für den menschlichen Herdentrieb: Dieselben Leute, die noch jubelten, als der Komiker mit dem Salzburger Stier und dem Deutschen Kabarett-Preis ausgezeichnet wurde, sagen jetzt, sie hätten ihn noch nie lustig gefunden.

Im Gegensatz zu den 1930er Jahren ist das Aussenseitertum heutiger Künstler selbstgewählt, oft scheinen die Abweichler ihre Rolle auch zu geniessen, das ist ein entscheidender Unterschied. Doch das alles nützt nichts, wenn ihnen am Ende wegen eines stillen Boykotts die Existenzgrundlage entzogen wird. ○



Als Rassist verunglimpft: Komiker Andreas Thiel.



Feind der einheimischen Künstler: Ferdinand Rieser.



Vom Schriftstellerverband verpetzt: Victoria Wolff.





Vor allem etwas Mentales: Schiesskurs bei Brünig Indoor.

## Bürger an den Waffen

Die Waffenverkäufe boomen. Frauen und Jugendliche entdecken das Schiessen. Neben dem Sport steht der Gedanke der Selbstverteidigung im Vordergrund. In einem Schnupperkurs habe ich gelernt, mit der Pistole umzugehen. *Von Philipp Gut*

*«Keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu schützen, wo der Bürger nicht imstande ist, selber vor die Haustüre zu treten und nachzusehen, was es gibt» (Gottfried Keller, «Das Fähnlein der sieben Aufrechten»).*

Heidi Diethelm Gerber ist zweifellos die unkonventionellste Schweizer Olympia-Heldin der Spiele von Rio. Die 47-jährige Thurgauerin gewann im 25-Meter-Pistolenschiessen die Bronzemedaille. Obwohl oder vielleicht gerade weil sie nicht aussieht wie eine klassische Olympionikin, hat sie einen gewissen Kultstatus erreicht. Ihr Medaillengewinn könnte einen Boom verstärken, der die Schweiz erfasst hat: Das Schiessen, für viele mit dem Ruch des

Altväterischen und Ewiggestrigen verbunden, erfreut sich wieder wachsender Beliebtheit, besonders auch bei Frauen und Jungen. «Schweizer Frauen drängen in den Schiessstand», verkündete kürzlich die SRF-Nachrichtensendung «10 vor 10».

Auch beim Zürcher Knabenschiessen schwangen in den letzten Jahren Mädchen obenaus. Diese fühlten sich vom Schiessen «angesprochen», sagte Dora Andres, die Präsidentin des Schweizer Schiesssportverbands, gegenüber dem Schweizer Fernsehen. Denn das Schiessen sei vor allem auch etwas Mentales, es verlange Konzentration und Körperbeherrschung, was den Frauen liege. Deren Anteil in den Schützenverbänden habe in den

letzten sieben Jahren um 10 Prozent zugenommen.

### Waffenscheine immer begehrt

Wie der Schweizer Schiesssportverband auf Anfrage mitteilt, gibt es auch einen «starken Anstieg» im Bereich der jungen Schützen (bis 10 Jahre) und der Jungschützen (ab 15 Jahren). Der Trend bei den Jungen ist gegenläufig zu den Gesamtzahlen, die Anzahl Mitglieder in den lokalen Schützenvereinen sei in den letzten 10 Jahren etwa um 10 Prozent zurückgegangen.

Gleichzeitig sind aber Waffenscheine immer begehrt. Im Kanton St. Gallen etwa seien im ersten Halbjahr 2016 rund 40 Prozent mehr



über 600 Aktionären geführt, erzählt Betriebsleiter Urban Hüppi. Allein in die modernen Schiessanlagen habe man über 14 Millionen Franken investiert.

Beliebt ist der Freizeittempel, der auch den Profis von Polizei und Sondereinheiten zu Übungszwecken dient, für Polterabende – auch von Frauen, wie Hüppi berichtet – oder für Firmenevents. Pro Jahr kämen 50 000 Besucher, davon seien etwa 5000 Frauen, Tendenz steigend.

Unser Kurs mit einem halben Dutzend Teilnehmern – die meisten sind zwischen 25 und 40 Jahre alt – wird von Michel geleitet, einem ehemaligen Spitzensportschützen. Karin ist die einzige Frau. Schon ihr Vater und Grossvater seien Schützen gewesen, erzählt sie. Armin nimmt aus *Gwunder* teil – und wegen der «Ruhe und der Geduld», die es beim Schiessen brauche. Ein anderer Teilnehmer hat kürzlich eine Pistole gekauft und will jetzt «üben», ein wei-

---

**«Der beste Schütze ist derjenige, der nichts bewegt, nicht einmal die Sehne am Handrücken.»**

---

terer hat eine Waffe geerbt. Patrick hat früher im Militär und mit Freunden geschossen und möchte die Fähigkeiten auffrischen.

Kursleiter Michel steckt bescheidene Ziele: «Laden, entladen, die Scheibe treffen». Das sei «schon nicht schlecht» für den Anfang. Auch er beobachtet, dass die Leute «Waffen kaufen wie verrückt». Das habe sicher mit der «unruhigen Lage» zu tun, die Waffe werde als Instrument der Selbstverteidigung gesehen, das ein Gefühl der Sicherheit vermittele. Doch der Fachmann warnt: «Brauchen Sie die Pistole im Alltag nicht!» Wer etwa auf Einbrecher schieesse, handle sich nur Probleme ein. Zur Illustration verteilt er ein Blatt mit der Definition von «Notwehr». Wer mit der Pistole auf Eindringlinge oder Räuber schieesse, handle «unverhältnismässig», ihm drohe eine Anklage wegen «vorsätzlicher Tötung».

### **Der mündige Bürger ist bewaffnet**

Sicherheit ist auch im Schnupperkurs das oberste Gebot. Die einführende Theorie nimmt mehr als die Hälfte der gesamten Zeit in Anspruch. Dann geht es endlich in den Schiessstand. Aber auch hier wollen zuerst die Manipulationen – das Laden und Entladen – gelernt sein, bis die ersten Schüsse fallen. Mit Rambo-Gefühlen hat dies alles nichts zu tun. «Der beste Schütze ist derjenige, der nichts bewegt, nicht einmal die Sehne am Handrücken», sagt Michel. Wie recht er damit hat, beweist er mit einem kleinen Experiment: Ich ziele, aber er zieht für mich ab, ohne hinzuschauen. Das Einschussfeld verkleinert sich durch diesen Eingriff massiv – das heisst, ich ziele zwar ordentlich, aber mein Finger ist beim Abzug viel zu unruhig.

Es ist ein wenig wie bei den Fahrstunden: Mit zunehmender Routine wächst die Freude, doch der Respekt bleibt. Man spürt die Wucht der Waffe, schon rein akustisch – Gehörschutz ist Pflicht. Gegen Ende machen wir einen kleinen Wettkampf. Es ist fast wie beim Zürcher Knabenschiessen; Karin, die einzige Frau, gewinnt.

Über die Motivation der Waffenbesitzer, die nur zum Teil zu den 190 000 Mitgliedern in den 2600 Schweizer Schützenvereinen zählen, berichtet mir Hans, ein 45-jähriger Unternehmer aus der Innerschweiz. Er besucht seit Jahren Kurse im «dynamischen Schiessen», bei dem sich sowohl der Schütze wie das Objekt bewegen. Das ist besonders anspruchsvoll und kommt den Situationen gleich, wie sie Polizisten oder Soldaten vorfinden.

Die Faszination für das Schiessen habe verschiedene Facetten, so Hans: «Wir sind Jäger und Krieger», das sei evolutionsbiologisch noch nicht vorbei. Im Rahmen der Gleichberechtigung entdeckten auch mehr und mehr Frauen diese urtümliche Faszination. Nebst der «sportlichen Herausforderung» betont der Hobbyschütze die Idee der Selbstverteidigung und das «staatspolitische Bottom-up-Prinzip». Es gehe darum, sich und die eigene Familie zu schützen, wenn es der Staat nicht mehr könne – oder sich gar gegen die Bürger wende. «Der mündige Bürger ist bewaffnet, damit er als Ultima Ratio seine Verantwortung wahrnehmen kann, die nicht delegierbar ist», sagt Hans. Falls der Staat seine Hauptaufgabe nicht mehr übernehmen könne und Frauen und Kinder im Quartier nicht mehr sicher seien, genügten ein paar Telefonanrufe, und es stehe «eine Gruppe von Leuten» da, welche für Sicherheit Sorge. Das erinnert an die Aufforderung Gottfried Kellers im «Fähnlein der sieben Aufrechten», «selber vor die Haustüre zu treten und nachzusehen, was es gibt».

Die für europäische Verhältnisse relativ grosse Verbreitung von Schusswaffen in der Schweiz hat auch mit deren Geschichte tun. Anders als in den umliegenden Ländern mit ihren aristokratischen Traditionen galt hier immer schon das Milizprinzip. An der Landsgemeinde durften die waffenfähigen Bürger teilnehmen, und die Eidgenossenschaft war schon in der frühen Neuzeit «das einzige Land Europas, in dem Bauern und einfache Bürger Waffen tragen durften, ja mussten: Der Militärdienst galt als erste Bürgerpflicht», wie der Wissenschaftsjournalist Urs Hafner schreibt. In Zeiten, in denen die Armee offiziell erklärt, im Ernstfall nicht mehr verteidigungsfähig zu sein, braucht man sich nicht zu wundern, wenn immer mehr Bürger das Heft – oder eben die Waffe – selbst in die Hand nehmen.

Mitarbeit: Alessandro Massaro

Waffenerwerbsscheine ausgestellt worden als in der Vorjahresperiode, berichtete das *St. Galler Tagblatt*. Aufgefallen sei «vor allem der Frauenanteil», sagte ein Polizeisprecher. Er mache über 15 Prozent aus, das sei deutlich mehr als zuvor. Es gibt also ausserhalb der klassischen Vereinsstrukturen eine wachsende Nachfrage nach Schusswaffen. Ein Teil davon geht auf das Konto von Sport- und Hobby-schützen, die auf eigene Faust in Schiesszentren trainieren. Doch bei vielen steht etwas anderes im Vordergrund: der Selbstverteidigungsgedanke.

Wie ist es, wenn man selbst mit einer Pistole abdrückt? Und was sind das für Leute, die sich eine Waffe zulegen und Schiesskurse besuchen? Um diesen Fragen nachzuspüren, habe ich einen «Schnupperkurs» bei Brünig Indoor absolviert. Die Anlage unter Tag bei Lungern OW ist weltweit einzigartig: Sie beherbergt drei 300-Meter-Schiessstände, mehrere Stände für Pistolen, Bogen und sogar für Blasrohre. Daneben gibt es, ebenfalls unterirdisch, ein Restaurant und einen Laden. Brünig Indoor werde als Aktiengesellschaft mit



# Zehn Millionen für Roma

Die Berner Gemeinde Meinisberg wehrt sich gegen einen Standplatz für Fahrende auf ihrem Territorium. Dass die Bevölkerung schlecht auf herumziehende Ausländer zu sprechen ist, erstaunt nicht: Diese geniessen Sonderrechte und halten sich kaum je an Abmachungen. *Von Alex Reichmuth*



«Wir kennen diese Leute».

Die Organisatoren des «Wehrt-euch!»-Festes in Meinisberg im Berner Seeland vom letzten Sonntag setzten auf Symbolik. Sie stellten einen überdimensionalen Hut auf. «Wir Seeländer grüssen den Gesslerhut nicht», verkündeten Referenten dann vor mehreren hundert Teilnehmern, die sich zur Kundgebung gegen den geplanten Standplatz für ausländische Fahrende eingefunden hatten. So wie einst Wilhelm Tell gegen den herrischen Vogt Gessler sollten sich die Bewohner gegen das Diktat aus Bern wehren. So viel Militanz ist ungewöhnlich im sonst friedlichen Berner Seeland. Doch auch der Gemeinderat von Meinisberg kämpft gegen einen Standplatz, seit der Kanton entsprechende Pläne präsentiert hat. Und Behördenvertreter umliegender Gemeinden haben an der Protestveranstaltung ihre Solidarität mit dem 1300-Seelen-Dorf bekundet.

## Angst um die Sicherheit

Für die Demonstranten gibt es kaum einen Ort, der ungeeigneter ist für einen Standplatz als die Wiese bei der Autobahn A5. Der Platz, der für bis zu 200 Fahrende vorgesehen ist, würde in einer archäologischen Schutzzone gebaut. Vor der Inbetriebnahme wären darum umfangreiche Sicherungsgrabungen nötig. Auch läge der Platz hinter dem Kugelfang einer Schiessanlage. Vom Bau einer vierzig Meter langen

Mauer ist die Rede, um die entsprechenden Gefahren zu begrenzen. Auch ist der vorgesehene Ort heute bestes Landwirtschaftsland und grenzt an eine Natur- und Gewässerschutzzone. Als «klar rechtswidrig» bezeichnet der parteilose Christian Sahli, Vize-Gemeindepräsident von Meinisberg, die Baupläne des Kantons.

Die Opposition gegen den Standplatz fiele wohl verhaltener aus, wenn dieser nicht explizit für ausländische Fahrende vorgesehen wäre. Im Gegensatz dazu stehen fast alle anderen Plätze inländischen Jenischen offen, oft sogar ausschliesslich. Diese haben einen roten Pass, sind als ethnische Minderheit anerkannt und verfassungsmässig vor Diskriminierung geschützt. Die Schweiz hat sich aber im Rahmen eines europäischen Abkommens verpflichtet, auch für durchreisende Fahrende aus dem Ausland Standplätze bereitzustellen. Der Platz in Meinisberg wäre schweizweit erst der dritte, der für Ausländer vorgesehen ist.

«Wenn der Platz kommt, verkaufen wir unser Haus und ziehen weg», sagt Daniel Boulhaut. Er ist einer der beiden direkten Anwohner des Terrains. Boulhaut droht, den Kanton haftbar zu machen, sollte er mit Verlust verkaufen müssen. Er und seine Familie fürchten, dass sich ihre Lebensqualität mit den neuen Nachbarn drastisch verschlechtern würde: «Lärm zu allen Tages- und Nachtzeiten, überall Dreck

und Schmutz, dazu Angst um die eigene Sicherheit.» Die Befürchtungen sind nicht aus der Luft gegriffen. Ein Teil der ausländischen Fahrenden, insbesondere Roma-Clans, sorgt, wo immer er sich niederlässt, regelmässig für Ärger bei der ansässigen Bevölkerung. Die ausländischen Fahrenden benutzen keine Toiletten und hinterlassen überall Fäkalien. Viele von ihnen respektieren keine Abmachungen und fallen durch Lärm auf, auch mitten in der Nacht. Zudem sind sie für ihr mitunter bedrohliches Auftreten berüchtigt. Auch von Diebstählen ist immer wieder die Rede. «Wir kennen diese Leute», sagt Boulhaut. «Sie kommen schon heute regelmässig bei uns vorbei, um zu hausieren. Sie sind aufdringlich und aggressiv.»

## Weder Gewerbepolizei noch Suva

Erfahrungen, die die Einwohner mehrerer Seeländer Gemeinden in diesem Sommer gemacht haben, scheinen Boulhaut recht zu geben. Eine Gruppe von Roma aus Frankreich liess sich hintereinander an mehreren Orten nieder. Fast überall führten ihr Auftreten und ihre Hinterlassenschaft zu Wut bei den Anwohnern. Aus Sicht des zuständigen Regierungsrats Christoph Neuhaus (SVP) sind aber gerade solche Vorkommnisse ein Argument für den Bau des Standplatzes in Meinisberg. Denn nur mit einem offiziellen Angebot liessen sich wilde Camps verhindern. Die Berner Regierung will darum tief in die ziemlich leeren Kassen des Kantons greifen: Fast zehn Millionen Franken soll der neue Platz kosten. Ein offizieller Standplatz könnte aber auch zu einem Magneten werden und noch mehr ausländische Fahrende ins Seeland locken. Der Platz wäre dann schnell besetzt, was möglicherweise zu noch mehr wilden Camps in der Umgebung führte.

Die sesshafte Bevölkerung stört sich aber nicht nur an Belästigungen, sondern an faktischen Sonderrechten, die ausländische Fahrende besitzen. Diese verdienen sich ihren Lebensunterhalt meist mit kleingewerblichen Tätigkeiten wie Fassadenreinigung, Ablagearbeiten oder Altmetallhandel und konkurrieren dabei nicht selten lokale Anbieter. Im Gegensatz zu diesen übertreten durchreisende Fahrende aber folgenlos Gewässerschutzbestimmungen und Naturschutzgesetze. Sie können Sicherheitsbestimmungen missachten und sich Mehrwertsteuerzahlungen sparen. Denn bei ihnen schaut kaum je die Gewerbepolizei oder die Suva vorbei. ○

# Stachle, nid schnure!

Im Hype von Swissness und Folklore wird das Land auf jeden Volksbrauch hin durchleuchtet. Die Pontoniere fristen bis heute ein Nischenleben. Ein Segen!

Von Urs Gehrig

«Chömet Giele, inedräie!» ruft es vom Ufer her. «Und itz zie, zie, ziel!» Sonntagmorgen in aller Herrgottsfrüh prustet und rumort es auf dem Wasser. Die Jungpontoniere tragen ihre Schweizer Meisterschaft aus. Eine prächtigere Kulisse hätten sie sich nicht aussuchen können. Die Aare zu Füssen des Bundeshauses glitzert im ersten Sonnenschein. Der Fluss bietet eine rassige Strömung, was selbst die Jüngsten unter den Flussfahrern mit stoischem Gleichmut quittieren.

Jeder hat sie schon entlang den Fluss- und Seeufeln gesehen, die flachen Kähne, 9 Meter lang, 1,70 Meter breit, feldgrau, sehen sie aus wie überdimensionale Säрге, besetzt von zwei Männern, die nach Feierabend im Wasser herumstochern. Damit genug der läppischen Vergleiche. Das Pontonierwesen, es sei an dieser Stelle ein für alle Mal gesagt, ist nicht *Schifflifaare*, wie es etwa Gummibootkapitäne betreiben, die bei Sonnenschein zu Hunderten eitel die Aare runtertreiben. Der Pontonier-Sport ist die hohe Kunst der Flussnavigation, nicht zuletzt im Dienste des Allgemeinwohls (Katastrophenhilfe) und, jawohl, der Landesverteidigung (Genietruppen).

Sonntagmorgen also, Punkt 8 Uhr. Das erste Paar sticht ins Wasser. Es stösst das Boot mittels langer Stacheln (mit eisernem Zweizack bewehrte Holzstangen) dem Aareufer entlang stromaufwärts, manövriert mit Rudern quer über die Strömung, navigiert dem Marzilbad entlang, um schliesslich unter dem mondänen Hotel «Bellevue» zu landen. Neben der trabenden Horde von Aare-Joggern im hauchdünnen Sportskanonendress sehen die Pontoniere aus, als seien sie einem verstaubten Historienhelgen entsprungen. Man trägt grobes Schuhwerk, Trägerhemd und Tenue-B-Hose oder ein ähnlich ausgebeultes Beinkleid. General Guisan würde in Achtungstellung verharren, könnte er von seiner himmlischen Ehrenloge aus ein Auge auf das Treiben werfen.

Bereits der persische König Xerxes I. setzte auf Pontoniere. 480 v. Chr. habe er bei seinem Feldzug gegen Griechenland zwei gigantische Schwimmbrücken über den Hellespont bauen lassen, berichtet Herodot. Im Zuge der Armeeorganisation nach 1848 halten die Pontoniere (*pons*: lateinisch für «Brücke») Einzug in der Schweizer Armee und werden noch heute von derselben kräftig unterstützt. Im Geist der Miliz fördert das Militär zivile Pontonierfahrvereine, quasi als ausserdienstliche Trainingsklubs, deren Mitglieder es jeweils in die Genietruppen-RS einzieht.

«Dieser Umstand freut mich sehr», schreibt Wehrminister Parmelin im Festprogramm. Dort wird er zusammen mit Armeechef Blattmann als «Ehregast» angekündigt, aber weder der eine noch der andere taucht auf. Dafür ist der Berner Stapi Tschäppät gekommen. Mit einem Stumpfen in der Linken vor dem Pontonierdepot eine Ansprache haltend, *macht er e Gattig*. Aus dem Stegreif weiss er die *Pönteler* für sich zu gewinnen. «Chasch haute vonim, was wosch, aber schnure chaner», meint einer.

«Stachle, nid schnure!», rufen Senioren dem keuchenden Nachwuchs im Fluss zu. Nur wer jedes Ziel akkurat anpeilt, keine Markierungsstange bei der Durchfahrt touchiert und dazu noch blitzschnell unterwegs ist, hat Chancen, sich als Sieger feiern zu lassen. Was heisst «Sieger»? Besonders unter den Jüngsten sind Mädchen prominent vertreten. Die Leutert-Zwillinge, dreizehnjährig, aus Ottenbach ZH, hätten es fast geschafft. Ein lächerlicher Zehntelpunkt fehlt ihnen für den Sprung aufs Podest.

Während draussen um die Wette gerudert wird, reicht man beim Depot schon mal den Weissen, stilgerecht in Vereinsgläsern. «Petri! Wo isch er?» – «Hier!» – «Daher!» Petri Hansruedi, Berner Veteran mit verwittertem Leder Gesicht und weisser Bürstenfrisur, übernimmt die Streckenbesichtigung. Den Ehregast Pius Segmüller (CVP), ehemaliger Kommandant der Schweizergarde, begrüsst Petri mit den Worten: «In Rom sit dir gsi? De heit dir sicher mi Stuel gsee!», und lacht sich krumm.

Sie sind ein gemütliches Völklein, diese Pontoniere samt Anhang. Jeder kennt jeden, von den Wettkämpfen, vom Militär und vom jährlichen Fischessen. Einige, so erzählt man auf dem Festgelände, hätten gar unter Pontonieren geheiratet. «Inzestler» sage man denen. Im Rest Europas weitgehend ausgestorben, ist das Pontonierfahren heute eine urschweizerische Tradition. 1300 aktive Pontoniere gebe es. Gefahren wird auf Reuss, Aare, Limmat; die Besten kämen vom Rhein. Romands als Pontoniere hingegen gibt's fast keine. Niemand kann so richtig erklären, warum, schliesslich liesse sich auf der Rhone doch prächtig stacheln.

## Unsexy, aber waschecht

Heimat hat Hochkonjunktur. Das Geschäft mit den «Bösen» am Eidgenössischen Schwingfest lässt den Rubel rollen. Rekord-Arena, 29-Millionen-Budget und ein Gabentempel, der aus allen Nähten platzt. Selbst Siegermuni «Mazot» (gesponsert von einem Milchproduzenten) blickt shampooiniert und telegen frisiert aus dem Heu. Davon trennen die Pontoniere Welten. Nicht einmal das Lokalfernsehen Tele Bärn hat sich ans Aareknie bemüht. Es ist just die Randständigkeit, die den spröden Charme der Wasserfahrer ausmacht. Der *Pönteler* reckt sich nicht ins Rampenlicht. Bescheiden und unsexy ist er, aber waschecht. Der Sieger bekommt einen Strauss Sonnenblumen, einen Zinnbecher und – als höchste aller Auszeichnungen – ein anerkennendes Kopfnicken von seinesgleichen. ○



Die hohe Kunst der Flussnavigation: Pontonier-Meisterschaft in Bern, 2016.



---

# Über dem Gesetz

---

Zwischen Finanzmarktaufsicht und Banken herrscht ein Klima des Misstrauens. Kaum ein Unternehmen wagt es, Entscheidungen von Mark Branson und Co. in Frage zu stellen. Im Parlament regt sich Unmut.

Von Florian Schwab

Entzug der Bankbewilligung! So das harte Urteil der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) gegen die Banca della Svizzera Italiana (BSI) von Ende Mai. Das frühere Flaggschiff des Finanzplatzes Lugano war im Zusammenhang mit Geldern des malaysischen Staatsfonds 1MDB in die Kritik geraten. Die drakonische Sanktion verursachte einen Aufschrei im Südkanton: Willkür, heisst es bei den betroffenen Bankmanagern. Die beiden Ständeräte Filippo Lombardi (CVP) und Fabio Abate (FDP) protestieren in einer Anfrage an den Bundesrat. «Ich frage mich schon, ob man bei einer Zürcher Bank auch so gehandelt hätte», schwadronierte Lombardi im *Tages-Anzeiger*.

Tatsächlich ist der Entscheid der Finma historisch. Der letzte Fall eines Bewilligungsentzugs war 2007. Damals hatte die Eidgenössische Bankkommission die erst 2003 gegründete Société Bancaire Privée in Genf dichtgemacht. Ein kleines Institut, kaum eine Fussnote wert. Ganz anders das Traditionshaus BSI: Gegründet 1873, beschäftigte es zuletzt fast 2000 Mitarbeiter auf der ganzen Welt.

## Medienwirksamkeit ohne Risiko

Im 1MDB-Fall, welcher der BSI zum Verhängnis wurde, geht es um den Verdacht auf Korruption, der derzeit von den Strafverfolgungsbehörden in etlichen Ländern untersucht wird. Was macht diesen Fall so einzigartig, dass die Finma hier mit schärfster Munition schießt, noch bevor die strafrechtlichen Aspekte klar auf dem Tisch liegen? Auf diese Frage findet man keine Antwort im entsprechenden Finma-Communiqué. Sicher, die Liste der behaupteten Verfehlungen ist lang. Doch führende Spezialanwälte ver-

---

«Es klingt wie der der Vollzug der Todesstrafe an einer klinisch toten Person.»

---

sichern, ihnen komme zu fast jeder Kombination der möglichen BSI-Untaten der Präzedenzfall einer anderen Bank in den Sinn, der nicht mit dem Entzug der Bewilligung für eine weltweit operierende Bank geendet habe.

Es ist zwar möglich, dass die Finma juristisch im Recht ist. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass sie die Gründe für ihr Handeln jemals auf den Tisch legen muss, ist relativ klein. Zwar wehrt sich die BSI momentan vor dem Bundesverwaltungsgericht gegen die Finma-Verfügung. Das dürfte aber nur ein kurzes Intermezzo sein, da



*Sachfremde Gegenmassnahmen:* Finma-Direktor Branson.

weder die derzeitige Besitzerin der BSI, die brasilianische BTG Pactual, noch die zukünftige Besitzerin der BSI, die schweizerische Bankengruppe EFG, Interesse an einem Rechtsstreit haben. Bereits vor der Finma-Verfügung haben die beiden Banken den Verkauf untereinander aus-

gemacht, und die Aufsicht hat diesen gleichzeitig mit dem Lizenzentzug für die BSI genehmigt. Die BSI wäre verschwunden, Lizenzentzug hin oder her. «Es sieht aus wie der Vollzug der Todesstrafe an einer klinisch toten Person», sagt ein spezialisierter Anwalt, der nichts mit dem

BSI-Fall zu tun hat. Ein Berufskollege versichert: «Hätte die BSI nicht zum Verkauf gestanden, hätte die Finma ihr nicht so leichtfertig die Lizenz entzogen.»

Aus Überlegungen der Öffentlichkeitswirkung wäre das Kalkül nachvollziehbar: Indem man alle zehn Jahre eine Bank aus dem Geschäft nimmt, zeigt man den anderen Banken, dem Parlament, der Bevölkerung und den ausländischen Amtskollegen, dass man streng ist. Zudem setzt man sich in der weltweit sehr medienwirksamen Auseinandersetzung um den 1MDB-Fall an die Spitze. Das alles ohne ein allzu grosses Risiko, dass das Bundesverwaltungsgericht oder das Bundesgericht je ein kritisches Auge auf den Fall werfen wird. Es kann also sehr gut sein, dass ein sachlich falscher Entscheid der Finma so stehen bleibt, weil diejenigen, die ihn anfechten könnten, es mit dem Regulator nicht verderben wollen, und diejenigen, die ihn anfechten möchten, gar nicht beschwerdeberechtigt sind, namentlich das alte Management, dessen Ruf auf dem Spiel steht.

Eine höchstrichterliche Klärung des BSI-Falls wäre gerade deshalb so wichtig, weil hier ein Problem sichtbar werden könnte, das normalerweise im Verborgenen schwelt: Faktisch steht die Finma über dem Recht. Die Behörde umweht eine Aura der juristischen Unbesiegbarekeit. In den meisten Fällen genügt ein mahnendes Wort der Finma, und schon passt eine Bank ihr Verhalten an. Dies wiederum nährt auf dem ganzen Finanzplatz die Autorität der Finma, weswegen auch andere Banken auf den Erlass anfechtbarer Verfügungen verzichten.

### Intransparenter Prozess

Glaubt man erfahrenen Finanzplatzakteuren, so hat sich eine Unkultur der Angst entwickelt. Die Befürchtung bei den Banken ist, dass die Finma auf die Anfechtung ihrer Entscheide reagiert, indem sie bei der normalen Aufsichtstätigkeit die Schraube gegenüber dem betreffenden Institut anzieht. Wer es wagt, ein Branson-Rundschreiben öffentlich zu kritisieren oder eine das eigene Haus betreffende Verfügung juristisch anzufechten, rechnet offenbar mit sachfremden Gegenmassnahmen seitens der Finanzmarktaufsicht.

Die Finma ihrerseits tut wenig, um zu einer offeneren Auseinandersetzung zwischen ihr und den Beaufsichtigten zu ermutigen. In einem intransparenten Prozess, der sich zwischen freundlicher Ermahnung und anfechtbaren Zwangsmassnahmen bewegt, lotet die Bank die Widerstandsbereitschaft der Beteiligten aus. Ficht ein Betroffener die Verfügung am Ende gerichtlich an, so führt die Finma ins Feld, dass dies gegen Treu und Glauben verstosse. Schliesslich habe man sich lange nicht beschwert. Für die Behörde ist es ein Nullrisikospiegel.

Eine häufige Strategie besteht offenbar auch darin, den Beaufsichtigten die Verteidigungswaffen aus der Hand zu schlagen. Ein hierzu

eingesetztes Instrument waren bis vor einiger Zeit regelrechte Maulkörbe. Gelegentlich verbot die Finma dem Empfänger einer Rechtschrift, Dritte über deren Inhalt zu informieren. Die Bank Frey, auch sie im Prozess der Geschäftsaufgabe, wehrte sich dagegen erfolgreich vor Bundesgericht. Im vergangenen Herbst entschied die höchsten Richter, solche Redeverbote entbehren jeglicher Rechtsgrundlage. Die Aufseher beriefen sich auf ihre Aufgabe, das weltweite Ansehen des Schweizer Finanzplatzes zu schützen. Tatsächlich schützte die Finma

### «Seit Jahren beklagen sich alle über die Finma, aber niemand tut etwas.»

aber vor allem sich selbst vor öffentlicher Kritik. Der Sieg vor dem höchsten Gericht half indes wenig: Die Finma setzte durch, dass der Maulkorb im neuen Finanzmarktinfrastrukturgesetz (Finfrag) eine gesetzliche Grundlage erhält. Die Lehre für den Finanzplatz: Auch wer vor Bundesgericht gewinnt, verliert am Ende trotzdem.

Doch nicht nur mit Maulkörben lähmt man mögliche Gegner. Zum Instrumentarium gehört es auch, diejenigen Personen, von denen die grösste Gegenwehr zu erwarten ist, aus den Gremien des betroffenen Unternehmens zu entfernen. Im Fall von Finanz-KMU wie beispielsweise unabhängigen Vermögensverwaltern friert die Finma regelmässig Geldmittel ein. Und ohne diese ist ein juristischer Kampf von vornherein unmöglich. Seitens der Aufsicht begründet man dies mit dem Anleger- und Gläubigerschutz. Doch nach der Einschätzung einschlägig erprobter Juristen ist dies wenig glaubhaft: «Meistens reichen die verfügbaren Finanzen gerade, um die Kosten für die von der Finma beauftragten externen Untersuchungsbeauftragten und für die Finma selber zu decken.» Auch hier riecht es verdächtig nach juristischer Risikovermeidung durch die Finma. Und nach einem Selbstbedienungsladen für die Untersuchungsbeauftragten.

Nur dem privaten Impetus von Cornelia Stierli ist es zu verdanken, dass ein solches Verfahren letztes Jahr vor dem Bundesstrafgericht durchgekämpft wurde und mit der erstinstanzlichen Verurteilung hoher Finma-Kader endete (*Weltwoche* Nr. 46/15 «Später Triumph in Bellinzona»). Stierli hatte als Sekretärin in einem Finanz-KMU gearbeitet, das ins Visier der Finma geraten war. Hier hatte sich der externe Untersuchungsbeauftragte unter den Augen der Behörde ungehörig von den Überresten der sterbenden Firma bedient.

Doch es ist ein Einzelfall. Die meisten Finma-Verfahren bleiben intransparent. Für die Betroffenen - und erst recht für die breite Öffentlichkeit. Das Bundesgesetz über das Öffentlichkeitsprinzip erfasst die Finma nicht. In der Regel amtiert die Branson-Behörde als

Anklägerin und Richterin in einem Aufwasch. Juristische Gegenwehr findet nicht statt, entweder aus Angst oder weil es niemanden mehr gibt, der sich wehren könnte.

Der lange Arm der Finma macht nicht halt bei den Rechtsabteilungen der Banken und anderer Finanzdienstleister. Dasselbe Muster findet sich auch bei den sogenannten Rundschreiben, mit denen die Finma die ihres Erachtens verbindliche Auslegung der Gesetze über dem ganzen Finanzplatz ausrollt. Hier schwingt sich die Finanzmarktaufsicht bei Themen von allgemeinem Interesse zu einem zweiten Gesetzgeber neben dem Parlament auf, was oftmals Themen von allgemeinem Interesse betrifft: So gehen viele Restriktionen bei der Hypothekengabe auf solche Kreisschreiben zurück, aber auch Regelungen, welche die Preisgestaltung von Versicherungen im Vergleich zum Ausland verteuern.

Bürgerliche Kräfte im Parlament erkennen nun Handlungsbedarf. «Seit Jahren beklagen sich alle über die Finma, aber niemand tut etwas», sagt Thomas Aeschi (SVP), der in den massgeblichen Kommissionen sitzt. Seiner Einschätzung nach ist der Unmut über die Machtfülle der Finanzmarkt-Aufseher mittlerweile bis weit in die CVP vorgedrungen. Der Tessiner Christdemokrat Filippo Lombardi sieht es wohl ähnlich. ○

## Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

WK-PT-WW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



# Der widerspenstige Samariter

Die meisten Rollstuhlfahrer in der Schweiz beziehen keine Rente, sondern arbeiten und zahlen Steuern. Das ist weltweit einzigartig und vor allem einem Mann zu verdanken: Guido A. Zäch.

Von Alex Baur

Theoretisch befindet sich der achtzigjährige Mann längst im Ruhestand. Als Chefarzt des Paraplegiker-Zentrums in Nottwil trat er bereits zur Jahrtausendwende zurück, danach gab er sukzessive ein Amt nach dem andern ab: die Leitung des Zentrums (2005), die Führung diverser dazugehöriger Stiftungen und Unterorganisationen (2007), seine Funktionen bei der Rega und beim Roten Kreuz, nicht zu vergessen die Chefredaktion des Fachmagazins *Paraplegie*. Trotzdem ist er allgegenwärtig in Nottwil, wo man ihn auch heute noch oft antrifft: Dr. Guido A. Zäch.

Es gibt kaum einen Rollstuhlfahrer in der Schweiz, der Zäch nicht die Hand gedrückt hätte. Viele hat er nach einem Schicksalsschlag, zumeist einem Unfall, persönlich auf dem steinigem Weg zurück in den Alltag begleitet. Und wenn man mit Betroffenen spricht, schwingt Dankbarkeit und Anerkennung mit. Viele sind freilich auch seine Feinde, vor allem in der Verwaltung, sie klagen über Selbstherrlichkeit und Starrsinn. Eines kann ihm aber niemand streitig machen: Zäch hat den Umgang mit Querschnittslähmungen in der Schweiz geprägt und revolutioniert.

Die Zahlen sprechen für sich. 95 Prozent der Patienten, die in Nottwil landen, befinden sich innerhalb weniger Monate in einem Arbeitsprozess, rund 70 Prozent sorgen nach einem Jahr eigenverantwortlich für sich selber. Das heisst: Sie arbeiten, und das Wichtigste, sie nehmen damit aktiv am sozialen Leben teil. Die Rede ist von rund 5000 Rollstuhlfahrern, die Steuern zahlen, statt eine Rente zu beziehen (und die IV en passant um jährlich hundert Millionen Franken entlasten). Diese Zahlen sind weltweit einzigartig. Und dieses Schweizer Erfolgsmodell hat einen Namen: Guido Alfons Zäch.

## Stolz und Gottvertrauen

Vielleicht liegt der Schlüssel bei einer ärmlichen Bauernfamilie, in der es mehr Kinder als Kühe gab und in die Zäch 1935 hineingeboren wurde. Guido musste von der Wiege auf um sein Überleben kämpfen. Nach dem Krieg erkrankte er an Tuberkulose, man schickte ihn zur Kur in die Berge. Zäch machte seinem Namen alle Ehre und überlebte. Was ihn nicht umbrachte, so lernte er von klein auf, das machte ihn stärker. Die Intelligenz war das Einzige, was er geschenkt bekommen hatte; alles andere hat sich der Arzt als Werkstudent selber erkämpft. Das war zweifellos hart, aber es schaffte auch Stolz und Gottvertrauen.

Vielleicht liegt der Schlüssel auch bei einem Treffen mit Sir Ludwig Guttmann anno 1965. Der deutschjüdische Arzt, der mit knapper Not dem Naziterror entronnen war, hatte in Grossbritannien eine Klinik zur Rehabilitation von querschnittsgelähmten Kriegsverletzten aufgebaut. Guido A. Zäch arbeitete damals als Assistenzarzt im Bürgerspital in Basel, in der sozialmedizinischen Abteilung, wo man auch Paraplegiker behandelte. Doch was man in Basel machte, war Lichtjahre entfernt von der ganzheitlichen Wiedereingliederung, wie sie Guttmann praktizierte.

Tetraplegiker, die bis zum Nacken gelähmt sind, schickte man in der Schweiz damals ins Altersheim. Das passte insofern, als ihre Lebenserwartung gering war. Zäch konnte sich nie damit abfinden. Er wollte es machen wie Guttmann, nur besser. Seither drehte sich sein ganzes Leben nur noch um diese Idee. 1973 wurde Zäch Chefarzt des Paraplegiker-Zentrums des Basler Bürgerspitals. Als Oberst bei der Sanität setzte er sich dafür ein, dass landesweit den Rückenmarkverletzungen schon bei der Bergung höchste Priorität eingeräumt wird.

Es war die Zeit, als Helikopter im Rettungswesen Einzug hielten. Also knöpfte Zäch enge Beziehungen zur Rega und zum Roten Kreuz. Er setzte durch, dass bei einem Verdacht auf eine Querschnittslähmung grundsätzlich Hub-

schrauber zum Einsatz kommen. Denn der nicht sachgerechte Transport richtet bisweilen mehr Schaden an als der Unfall selber. Der schonendste Weg, ohne Kurven und Schlaglöcher, führt über die Luft.

## Gute Beziehungen zur Pharma

Was er sich in den Kopf setzte, das setzte er durch – auch wenn er mit dem Kopf durch die Wand musste. Davon zeugt ein Konkurs- und Disziplinarverfahren gegen Zäch aus dem Jahr 1973. Ein Knackpunkt seines Konzepts der schnellen Intervention waren die Kosten. Weil der junge Arzt schon damals keine Nerven für bürokratische Prozesse hatte, liess er die Rechnungen kurzerhand auf seinen Namen ausstellen. So läpperten sich schnell ungedeckte Forderungen im Betrag von 800 000 Franken für Rettungen und Hilfsmittel zusammen, die auf den Namen des kerngesunden Chefarztes ausgestellt waren. Doch für ihn zählte nur eines: Er hatte sich durchgesetzt.

Im gleichen Zeitraum verweigerte die Basler Regierung die nötigen Mittel für den Ausbau der Rehabilitation von Querschnittgelähmten. Man befürchtete, sich damit neue Sozialfälle aufzuhalsen, von denen man in der Stadt mehr als genug hatte. Zäch begriff, dass er eigenes Geld brauchte, wenn er etwas erreichen wollte. Vom Staat nahm er seither keinen Rappen mehr an. 1975 gründete er die Schweizerische Paraplegiker-Stiftung, unter anderem mit Unterstützung der Witwe und Millionerin Silvia Göhner. Selten hat eine gemeinnützige Institution in so kurzer Zeit so viel bewegt. Dank guten Beziehungen zur Pharma-Industrie, die ihre Kontakte zu den Ärzten spielen liess, rekrutierte die Stiftung bereits im ersten Jahr 60 000 Gönner. Fünfzehn Jahre später, als im luzernischen Nottwil das Schweizer Paraplegiker-Zentrum (SPZ) eröffnet wurde, belief sich die Zahl der Mitglieder auf weit über eine Million. Natürlich war es ein Gemeinschaftswerk mit vielen Akteuren. Doch Zäch war stets der Kapitän. Seine Machtstellung rief natürlich Kritiker auf den Plan. Was viele dabei vergassen: Der Kommandeur trug auch stets das Risiko des Scheiterns.

Das kategorische Nein der mächtigen Sanitätsdirektorenkonferenz war nur einer von vielen Widerständen, die es zu überwinden galt. Vom WWF bis zur Zewo stellten sich dem Zentrum am idyllischen Sempachersee viele aus vielen Gründen in den Weg. Zäch nimmt es heute mit einem gelassenen Lächeln. Es sei



Appell an den Überlebensinstinkt: Zäch.



*Mitgefühl und Mitleid sind eben zweierlei:* Chefarzt Guido A. Zäch, 80.

wie beim Fliegen, sagt er: Ohne den Widerstand der Luft käme kein Flugzeug vom Boden weg. Die Planung dauerte über ein Jahrzehnt. Heerscharen von Fachleuten – unter ihnen nicht zuletzt auch die Rollstuhlfahrer – feilten am Projekt. Zahllose Ideen wurden skizziert und wieder verworfen. Zäch bereiste die halbe Welt, um Erfahrungen zu sammeln. Der Aufwand hat sich gelohnt.

Man fühlt sich im SPZ nirgends wie in einem Spital, eher wie in einem futuristischen Labor. Die Gänge und Patientenzimmer sind gross und lichtdurchflutet. Das verstösst zwar gegen staatliche Normen, erleichtert aber ungemein den Alltag der Querschnittgelähmten, die das Leben mit dem Rollstuhl neu erlernen müssen. Die Laboratorien, Ambulatorien und Operationssäle wurden stets nach dem neusten Stand nachgerüstet. Vielleicht hätte man es da und dort etwas günstiger haben können. Doch die Einzigen, denen Zäch Rechenschaft schuldig ist, sind die Gönner. Und denen scheint sein Konzept zu gefallen. Es sind mittlerweile, allen Negativschlagzeilen zum Trotz, 1,8 Millionen.

Mindestens so wichtig wie die Medizin sind die Apparaturen, mit denen die Querschnittgelähmten die ihnen erhalten gebliebenen Muskeln und Fähigkeiten trainieren. Es gibt

Werkstätten, in denen vom Rollstuhl über Prothesen bis zum Auto für Paraplegiker an allen möglichen Hilfsmitteln nach den individuellen Bedürfnissen herumgetüftelt und -gebastelt wird. Es gibt Musterwohnungen, in denen Paraplegiker zusammen mit Angehörigen banale Dinge wie Kochen, Putzen und Waschen

---

### Der Kommandeur trug auch stets das Risiko des Scheiterns.

---

neu erlernen. Die grosszügigen Sportanlagen stehen auch der Gemeinde Nottwil offen.

Kaum ist ein Neuankömmling aus der Narkose erwacht, sind bereits Sozialdienst und Berufsberatung zur Stelle. Oft sitzt Doktor Zäch dann auch am Bett. Vielleicht greift er dann die Hand eines Verzweifelten und appelliert auf seine leise, aber bestimmte Art an den Überlebensinstinkt: Es bringt nichts, der Vergangenheit nachzutruern; jetzt zählt nur, was du noch hast und was du damit machst, je früher, desto besser. Zäch hasst das Mitleid wie die Pest, weil er nur zu gut weiss, dass er damit höchstens sich selber helfen würde. Man hat ihm schon vorgeworfen, den Allmächtigen zu spielen. Zäch kontert ge-

lassen: «Gibt es denn ein grösseres Gefühl der Ohnmacht, als neben einem Menschen zu stehen, der soeben die Hälfte seines Körpers verloren hat?» Mitgefühl und Mitleid sind eben zweierlei.

### Treffpunkt für Forscher aus aller Welt

2007 wurde Guido A. Zäch wegen eigenmächtigen Umgangs mit Spendengeldern zu einer bedingten Gefängnisstrafe verurteilt. Viel wurde darüber geschrieben, doch unter dem Strich bleibt die Feststellung: Für einen Chefarzt waren Zächs Einkünfte bescheiden. Er zog sich darauf aus den offiziellen Funktionen zurück. Doch sein Werk wächst weiter. Nottwil ist ein Treffpunkt für Forscher aus aller Welt, neben Rollstuhlfahrern nutzen hier längst auch Spitzensportler die Hightechmedizin. Sinnbildlicher lässt sich die gelungene Integration kaum illustrieren. Für das einst verschlafene Nottwil hat sich das SPZ, das laut einer Studie jährlich rund siebzig Millionen Franken in die Region spült, als Glücksfall erwiesen. Und das ohne einen müden Rappen vom Staat. Dass das System auch ohne seinen Erfinder weiter funktioniert, ist vielleicht der beste Beweis dafür, dass es dem Widerspenstigen nie um sein Ego ging, sondern stets um die Sache. ○



# Papas toller Vortrag

Die meisten Eltern helfen ihren Kindern bei den Hausaufgaben. Dem Kind erweisen sie damit einen Bärenienst.

Von Daniela Niederberger und Nicolas Bischof (Illustration)

Eine Mutter sitzt fast jeden Tag eine Stunde mit ihrem Kind, einem Primarschüler, über den Hausaufgaben. Eine andere erzählt, ihr Sohn habe in der dritten Klasse einen Vortrag über das Pferd vorbereiten müssen, Redezeit: zwanzig Minuten. Sie liess ihn machen. Irgendwann fragte sie nach. Abgesehen von einem komplizierten Wikipedia-Text über Urpferde hatte er nichts. Sie sprach mit anderen Müttern: «Weisch, wir machen einen Wettbewerb», bekam sie zu hören, und: «Ich habe ein Buch gekauft», «Ich habe ein Video gedreht». Da griff sie ebenfalls ein und filmte ihren Sohn beim Reiten.

Müssen Eltern bei den Hausaufgaben helfen? Sollen sie? Oder eben gerade nicht? Jedenfalls tun sie es. Über neunzig Prozent der Primarschüler im deutschsprachigen Raum erledigen die Aufgaben mit Hilfe der Eltern. Für den Online-Kurs «Mit Kindern lernen» haben sich schon 25 000 Schweizer Eltern eingeschrieben. Hält der Psychologe Fabian Grolimund, der den Kurs mitentwickelt hat, an einer Schule einen Vortrag zum Thema, ist der Saal voll.

Eigentlich wäre die Sache klar: Kinder sollten die Hausaufgaben alleine machen können. «Nur so können die Lehrer kontrollieren, ob die Schüler den Stoff verstanden haben», sagt Grolimund, der als Lern-Coach Familien berät, bei denen die Aufgaben für Streit und Ärger sorgen.

## «Für die Schule hat Mami viel Zeit»

Warum helfen dann praktisch alle? «Eltern wollen, dass die Hausaufgaben gut erledigt werden», erklärt Grolimund. Merken sie, dass das Kind nicht bei der Sache ist, greifen sie ein. «In Zürich sehe ich einen enormen Zugzwang bei den Eltern, sich einzubringen. Wenn viele Eltern ihren Kindern helfen, wird es zu einem Nachteil, wenn man es nicht tut.» «Es gibt sehr engagierte Eltern, die dem Kind den Thek leeren, kaum ist es daheim», sagt Matthias Obrist vom Schulpsychologischen Dienst in Horgen. «Und die in Stress geraten, wenn es die Aufgaben nicht richtig löst.»

Müssen Primarschüler einen Vortrag vorbereiten, helfe vielleicht die Hälfte der Eltern, schätzt Grolimund. Dementsprechend kommt das Endprodukt daher. Ein Winterthurer Schulleiter erzählt von Primarschülern, die Vorträge mit Powerpoint-Präsentationen hielten. Toll gemacht, doch unübersehbar von Papa. Als Folge davon werden beim nächsten

Vortrag noch mehr Eltern eingreifen. Grolimund: «Ein Vater, der Lehrer ist, sagte mir: «Ich möchte nicht helfen, aber ich kann doch nicht der Einzige sein, der sein Kind bei der Vorbereitung des Vortrags nicht unterstützt.»»

«Viele Eltern haben das Gefühl, sie würden dem Kind helfen, wenn sie helfen. Sie übernehmen die Verantwortung für den Schüler. Sie glauben, sie müssten die Aufgaben gesehen haben, bevor das Kind diese abgibt», sagt



Was ist zu tun? Was ist vernünftig?

der Schulleiter. «Es bringt doch nichts, wenn man dem Lehrer etwas vorspielt. Dabei verlieren alle.»

Eltern erweisen ihren Sprösslingen damit einen Bärendienst. Eine Studie des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung von 2001 zeigte: Wenn Eltern oder andere Verwandte die Hausaufgaben beaufsichtigen, hat das einen nachteiligen Effekt. Kinder von Eltern, die regelmässig Hilfestellung leisten, zeigen schwächere Schulleistungen.

Die häufigste Klage der Eltern lautet, das Kind beginne einfach nicht mit Lernen. Wenn man nicht danebensitzt, gehe gar nichts. Und

wie lange das dauere! «Es gibt Dritt- und Viertklässler, die sitzen zwei, drei Stunden an den Aufgaben. Aber nicht, weil es so viele sind, sondern, weil sie so unstrukturiert daran gehen und sich leicht ablenken lassen», sagt Grolimund.

Es gibt eben vieles, was auch interessant wäre: Man könnte gamen oder checken, ob eine Nachricht aufs Handy gekommen ist. Grolimund sagt: «Meine Mutter machte als Kind gern Hausaufgaben. Das war der Moment, wo sie nicht im Haushalt helfen musste.»

Wenn es nur klappt, wenn die Mama oder der Papa danebensitzt, dann seien meist nicht die Aufgaben das Problem, hat Grolimund festgestellt. «Das Kind möchte Aufmerksamkeit und geniesst die Zeit mit den Eltern. Eine Neunjährige sagte mir mal in meiner Praxis: «Für mich hat meine Mami nicht so viel Zeit. Aber für die Schule schon.»»

Oftmals ist auch die Schule schuld, wenn die Aufgaben Mühe bereiten. Früher war es so: *Ufzgi* von Dienstag auf Mittwoch, fünf *Stöckli* rechnen. Heute haben viele Schüler Wochenpläne: Englisch bis dann, das individuelle Projekt XY bis dann. Grolimund sagt: «Die Lehrpersonen machen die Aufgaben komplexer. Sie sollen interessant und anregend sein. Das überfordert viele Kinder.» Matthias Obrist: «Dem Kind sollte klar sein, was es bis wann erledigen muss. Und die Aufgaben sollten von der Lehrperson auch wirklich angeschaut und nicht bloss halbhatzig korrigiert werden. So entstehen Verbindlichkeit und Klarheit.»

Es gibt so eine allgemeine Vorstellung, dass Aufgaben Spass machen sollen. Viele Eltern lassen sich auf Diskussionen ein. Das sollten sie nicht, sagt Grolimund: «Es macht auch nicht jedes Mal Freude, wenn ich den Abwasch machen muss. Das Kind sollte auch das Recht darauf haben, dass ihm die Aufgaben stinken. Die Eltern sollten trotzdem darauf beharren, dass es sie macht.»

### Fehler aushalten

Was ist zu tun? Was ist vernünftig? «Die Schule sagt zwar, das Kind müsse in der Lage sein, die Aufgaben allein zu machen. Bei vielen Kindern ist das Theorie. Sie brauchen Begleitung», sagt der Schulpsychologe Obrist - aber sinnvolle. «Man sollte nicht zu nahe und nicht zu weit weg sein.» Aufgaben helfen bei der Erziehung zur Selbständigkeit. «Aber das fällt vielen Kindern am Anfang nicht leicht. Manchmal brauchen sie einen kleinen Schupf.»

Ungünstig ist es, sich mit dem Kind an den Tisch zu setzen. Und dauernd zu überprüfen, ob alles richtig ist. Viele Kinder haben aber Mühe, allein im Kinderzimmer zu arbeiten. «Ich würde das Kind einladen, sich zu mir ans Pult zu setzen», rät Grolimund. «Man könnte sagen: «Ich muss meine E-Mails anschauen –

möchtest du neben mir deine Aufgaben machen?» Grolimunds Vater war Lehrer. «Wenn er im Schulzimmer Hefte korrigierte, konnte ich an einem Schülerpult meine Aufgaben machen. Es herrschte eine Arbeitsatmosphäre. Ich genoss das gemeinsame Arbeiten, und es war klar, dass ich nicht ständig fragen konnte.» Weniger ratsam sei es, zu glätten, während das Kind an den Aufgaben sitze. Denn da kann man gleichzeitig reden.

Eltern sollten nicht alles korrigieren, sondern es aushalten können, dass die Aufgaben auch mal falsch zurückgehen. «Lernen ist ein Prozess. Es darf Fehler geben. Nur so merkt ein Lehrer, dass er noch mehr erklären muss», sagt der Schulleiter.

Man könnte der Lehrerin eine Notiz schreiben, zum Beispiel: «Mein Kind hat es nicht verstanden.» Das ist klüger, als selber Lehrerin

---

## Doch sind Hausaufgaben überhaupt nötig? Der Kinderarzt Remo Largo findet: nein.

---

zu spielen. Wie es dann tönt, das kennen die meisten Eltern: «Du erklärst das falsch! Die Lehrerin hat das ganz anders erklärt. Du kommst nicht draus! Die Lehrerin ist viel gescheiter als du!» Aufgaben, sagt Schulpsychologe Obrist, seien nicht wichtig genug, dass es deswegen tägliche Machtkämpfe gebe.

Auch sollten sie nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Als Faustregel gilt für die Primarschule: zehn Minuten pro Schuljahr. Ein Viertklässler brauchte demnach vierzig Minuten. Wobei die Unterschiede gross sein können: Die Schnellste ist vielleicht in einer Viertelstunde fertig, der Schwächste braucht zwei Stunden. Der Winterthurer Schulleiter plädiert dafür, dass die Lehrer den Schülern vorgeben, wie lange sie an den Aufgaben sitzen sollen. Nachher sollen sie aufhören, egal, ob sie fertig sind oder nicht.

Doch sind Hausaufgaben überhaupt nötig? Der Kinderarzt Remo Largo findet: nein. «Sie bringen nichts. Als Begründung wird angeführt, die Kinder würden zu Hause lernen, selbständig zu arbeiten. Was bedeutet: Die Kinder dürfen in der Schule nicht selbständig arbeiten. Kommt hinzu: Auswendiglernen ist nicht nachhaltig. Nachhaltig sind nur konkrete Erfahrungen.»

Aufgaben könnten sogar schaden, sagt Grolimund, wenn sie zu täglichen Dramen führen. «Das macht die Lernlust kaputt.» Wenn die Kinder, kaum daheim, grad wieder Schule haben («Fang endlich an! Das ist doch nicht so schwierig!»), dann sei das schädlich.

Doch wehe, ein Lehrer erwägt, keine Aufgaben mehr zu geben. Dann treten sofort jene Eltern auf den Plan, die Angst haben, ihr Kind verpasse den Anschluss. «Die besorgen sich gleich selber Lernmaterial», sagt Grolimund. ○





# American Psycho

In den USA warnen Tausende Psychiater vor einer Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten. Narzisst, Soziopath, Megalomane – die angeblichen Defizite des Republikaners sind Legion. Wie verlässlich sind Ferndiagnosen? Die *Weltwoche* hat führende amerikanische Psychoanalytiker konsultiert. Von Urs Gehrig

Donald Trumps Personalkarussell dreht sich immer wilder. Wahlkampfleiter Paul Manafort, der den Kandidaten vergeblich zu zähmen versuchte, ist weg. Angesichts sinkender Umfragewerte scheint der neue «Coach» Stephen Bannon (siehe Seite 15) die alte Zauberformel zu aktivieren: «Let Trump be Trump».

Doch wer ist Trump überhaupt? Das scheint vielen unklarer denn je. Kaum denkt man, er habe den Gipfel der Obszönität erreicht, setzt Trump noch einen drauf. Er scheint enormen Stimmungsschwankungen unterworfen zu sein. Dünnhäutig, rachsüchtig, nachtragend rabaukt er durch den Wahlkampf. Dann plötzlich aus heiterem Himmel überrascht er mit einem allumfassenden *mea maxima culpa*. Hat er sie noch alle? Kann man diesem Mann Atomraketen anvertrauen?

Entschieden nein, sagen Tausende Psychiater in den USA. Sie erklären Trump für unfähig, das höchste Amt auszuüben. Sie machen gravierende Persönlichkeitsdefizite geltend. Trump leide unter Narzissmus, Grössenwahn oder gottähnlicher Selbstwahrnehmung. Eine führende Stimme ist William Doherty, Psychiater an der Universität von Minnesota. Er hat ein Online-Manifest gegen «Trumpismus» lanciert, das bislang 2370 Psychiater unterzeichnet haben. Trumpismus, das ist laut Manifest das «Diffamieren von Menschengruppen, welche als gefährlich gebrandmarkt werden, inklusive Immigranten und religiöser Minderheiten. Das Degradieren, Verhöhnern und Erniedrigen von Rivalen und Kritikern. Das Fördern eines hypermaskulinen Kults des starken Mannes.»

Trump sei eine Gefahr für die Demokratie. Auf Anfrage der *Weltwoche* erklärt Doherty, durch sein Manifest wolle er «Psychotherapeuten eine öffentliche Stimme und Einfluss verschaffen, um der Ideologie Trumps entgegenzutreten».

Scharenweise bieten derzeit Psychologen, Therapeuten und Seelenvermesser Journalisten ihre Expertise an und brechen damit mit der sogenannten Goldwater-Regel. Gemäss dieser Regel aus dem Jahr 1973, erlassen durch die American Psychiatric Association,

gilt es für Psychiater als unethisch, eine Ferndiagnose über die Psyche einer öffentlichen Person ohne deren explizite Einwilligung zu einer Untersuchung zu erstellen. Die Regel geht auf den Wahlkampf von 1964 zurück. Damals hatten 1189 Psychiater den republikanischen Kandidaten Barry Goldwater in einem öffentlichen Aufruf für psychisch unfähig erklärt, als US-Präsident zu walten. Nachdem er die Wahl haushoch gegen den Demokraten Lyndon B. Johnson verloren hatte, verklagte Goldwater das Politmagazin *Fact*, das den Aufruf der Psychiater veröffentlicht hatte, und gewann. *Fact* musste ihm 75 000 Dollar Entschädigung zahlen.

Psychologe Doherty sieht sein Memorandum nicht im Widerspruch zur Goldwater-Regel. Man stelle keine Diagnose betreffend Trumps Persönlichkeitszüge. «Wir fokussieren auf seine öffentliche Person.» Jerome Kroll, emeritierter Professor von der Universität von Minnesota, bricht hingegen offen mit der Goldwater-Regel. In einem akademischen Essay forderte er sogar explizit deren Abschaffung. «Ich denke nicht, dass es unethisch ist für einen Psychiater, öffentliche Personen

zu kritisieren. Im Gegenteil leisten wir einen wichtigen Beitrag zur politischen Debatte.» Es gelte, Schlimmeres zu verhindern. Trump komme der Definition eines «Narzissen» sehr nahe. «Vieles, was er sagt, sind Angriffe auf Kernstücke der US-Verfassung und auf den Geist der Demokratie – all das ist klar ohne Psychoanalyse», so Kroll auf Anfrage der *Weltwoche*. «Ich glaube wirklich

nicht, dass es psychiatrisches Fachwissen braucht, um dies zu erkennen.»

Dieses Jahr sei die Verlockung für Fachkollegen sehr gross, in den Wahlkampf einzugreifen, sagt Paul Appelbaum, Psychiatrie-Professor an der Columbia-Universität und langjähriger Präsident der American Psychiatric Association. Appelbaum und der nationale Psychiaterverband wollen dieser Verwilderung den Riegel schieben.

**Donald Trump irritiert Menschen rund um die Welt mit Aussagen wie: «Ich könnte mitten auf der Fifth Avenue stehen und jemanden erschiessen und würde keinen einzigen Wähler verlieren.» Herr Appelbaum, hat die Öffentlichkeit kein Anrecht**



Kodex: Appelbaum.



## auf ein Expertenurteil über die psychische Verfassung Trumps?

Nein. Psychiater können aus der Ferne aufgrund von Aussagen eines Menschen keine verlässliche Diagnosen erstellen. Man muss unter die Oberfläche des allgemein Sichtbaren vordringen, um festzustellen, was im Kopf eines Menschen vorgeht. Das kann man nicht tun, ohne ihn direkt anzuhören. Ein talentierter Therapeut braucht Monate, um eine Person regelmässig mit prüfenden Fragen zu analysieren. Erst dann kann er feststellen, ob eine Störung vorliegt. Deshalb ist jedes Urteil, das ein Psychiater über einen Kandidaten aus der Ferne erstellt, mit grosser Wahrscheinlichkeit fehlerhaft.

## Ist das Risiko beim Rennen um das mächtigste Amt der Welt nicht einfach zu hoch, als dass sich die Psychiatrie um eine Stellungnahme drücken dürfte?

Es gibt ein zentrales Interesse, die Integrität des Berufsstandes der Psychiatrie zu schützen und Menschen zu ermuntern, die eine psychiatrische Behandlung aufnehmen möchten. Beide werden untergraben durch aus der Hüfte geschossene Kommentare, welche Psychiater über politische Kandidaten machen. Bemerkenswert ist, dass solche Ferndiagnosen oft mit den politischen Neigungen der jeweiligen Psychiater korrespondieren. Also besteht die Gefahr eines dreifach zerstörerischen Effekts: für den Berufsstand der Psychiatrie, für potenzielle Patienten und auch für die «analysierte» Person, welche durch eine Fehldiagnose Schaden davonträgt.

**Welches ist das prominenteste Beispiel für eine fehlerhafte Ferndiagnose, die massiven Schaden angerichtet hat?**



«Direkt anhören»: Präsidentschaftskandidat Trump.

Barry Goldwater, der republikanische Präsidentschaftskandidat von 1964, über dessen psychische Gesundheit viele spekulative Kommentare gemacht wurden. Er wurde mit einer breiten Palette von Diagnosen zugedeckt, wobei die Urteile ebenso variabel und extrem ausfielen wie heute bei Donald Trump. Viele dieser Kommentare waren für Goldwater sehr verletzend. Später wurden seine Kritiker gerichtlich sanktioniert. Goldwater ist ein Beispiel dafür, wie fehlerhaft Analysen sein können, wenn sie in der Hitze der Kampagne gemacht werden und primär von politischen Motiven getrieben sind statt von psychiatrischer Kompetenz.

**Beliebt bei Regierungen sind sogenannte profiles, Ferndiagnosen von ausländischen Potentaten. So hat beispielsweise George W. Bush Psychiater beauftragt, Persönlichkeitsanalysen von Saddam Hussein oder Kim Jong Il zu erstellen. Verstößt diese Praxis gegen die Goldwater-Regel?**

Die Goldwater-Regel bezieht sich auf Kommentare, die in Medien oder auf anderen öffentlichen Plattformen gemacht werden. Die Regel bezieht sich nicht auf Spekulationen, die ich im privaten Kreis äussere, zum Beispiel gegenüber meiner



Frau. Auch Kommentare, die Regierungen oder Firmen über ausländische Machthaber oder Politiker erstellen lassen, verstossen nicht gegen die Goldwater-Regel, und ich würde sie auch nicht als unethisch bezeichnen. Ich denke allerdings, unsere Regierung ist gut beraten, sich stets bewusst zu sein, wie fehlerhaft solche Diagnosen aus der Ferne sind.

**Zurück zu Trump: Ihr Kollege, Professor Jerome Kroll aus Minnesota, sagt: «Ich denke, Trump kommt der Definition eines Narzissten so nahe wie irgend möglich.» Er**

**macht damit keine klinische Diagnose. Ist Krolls Aussage in Ihren Augen problematisch?**

Es ist Haarspalterei, zu sagen, es sei in Ordnung auf ein Persönlichkeitsmerkmal einer Person hinzuweisen, solange man dies nicht im Rahmen einer Diagnose tue. Psychiater wie Doktor Kroll sollten keine Urteile über die Psychodynamik von öffentlichen Personen fällen. Ich hoffe, dass er damit aufhört.

**William Doherty, ein anderer Kollege von der Universität Minnesota, hat ein Online-Manifest gegen «Trumpismus» publiziert und findet unter Ihren Kollegen grossen Zuspruch. Überschreiten sie damit den Moralkodex ihres Berufsstandes?**

Das Manifest ist ziemlich vorsichtig formuliert. Statt auf die mentale Gesundheit des Kandidaten zu fokussieren, übt es Kritik an seiner Ideologie. Ich habe kein Problem damit, wenn ein Kollege seine Meinung über ein Politikprogramm oder über eine Ideologie kundtut. In TV-Talkshows kommentieren Doherty und Gesinnungsgenossen allerdings viel direkter Trumps angebliche psychologische Probleme, als sie es im Manifest tun. Damit überschreiten sie die rote Linie.

**Falls Trump gewählt wird und sich während seiner Amtsführung psychische Defizite offenbaren sollten, fürchten Sie nicht, dass Sie sich in alle Ewigkeit vorwerfen: «Hätten wir Psychiater bloss nicht geschwiegen!»**

Der Entscheid, wer der nächste Präsident wird, sollte auf der Grundlage von ganzheitlichen Prüfungen gefällt werden. Wir sehen die beiden Kandidaten täglich am Fernsehen. Nachrichtensender berichten über jeden Schritt, den sie tun. Sie leuchten jeden Winkel ihrer Vergangenheit aus. Wir Psychiater können diese Beobachtungen in eine Fachsprache umwandeln. Was wir aus der Ferne über die Kandidaten herausfinden könnten, das die Wähler nicht bereits wissen, ist mir schleierhaft. ○



# Showdown in Merkels Heimat

Im deutschen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern könnte die AfD stärkste Kraft im Landtag werden. Wird sich hier das Schicksal der Bundeskanzlerin entscheiden?

Von Wolfgang Koydl und Holger Talinski (Bild)

Angela Merkel war auch schon mal beliebter. In Deutschland sowieso, aber auch in ihrem eigenen Wahlkreis. Mehr als 56 Prozent der Stimmen hat sie bei der letzten Bundestagswahl vor drei Jahren im Stimmbezirk Vorpommern-Rügen-Greifswald in Mecklenburg-Vorpommern eingesammelt – ein Rekordergebnis. Sieben Mal in Folge hat sie diesen Sitz verteidigt seit den ersten Wahlen nach der Wende 1990.

Auch die Stimmen von Bernd Kowalski und Udo Metzen hat sie stets bekommen. Die beiden Rentner waren immer treue Wähler der Christdemokraten und der Kanzlerin. Doch nun stehen die beiden an einem kühlen Morgen auf dem historischen Marktplatz von Greifswald, links der polnische Gemüsehändler, rechts der Thüringer Wurstbrater, und machen ihrem Ärger über ihre Abgeordnete und Regierungschefin Luft.

«Die Merkel kriegt hier keine Stimme mehr», grummelt Metzen. «Jedenfalls meine nicht.» Auffordernd blickt er zu seinem Freund hinüber. Der nickt knapp, aber bestimmt und steuert eine zusätzliche Information bei. «In der letzten Zeit ist sie hier schon ein paar Mal ausgebuht worden», berichtet er. «Mal sehen, ob sie sich überhaupt noch unters Volk traut.»

## Absturz der Volksparteien

Wenn Mecklenburg-Vorpommern am 4. September einen neuen Landtag wählt, wird Angela Merkels Name zwar nicht auf dem Stimmzettel stehen. Aber die Entscheidung der 1,4 Millionen Wahlberechtigten im Norden Deutschlands wird Folgen für ihre Regierung, ihren sozialdemokratischen Koalitionspartner und womöglich auch für sie selbst haben. Denn alle Beobachter sind sich einig, dass die Wähler bei dieser Wahl – und bei der Wahl zu Berlins Abgeordnetenhaus zwei Wochen später – weniger ein Urteil über die Regierung in Schwerin fällen werden als über die Flüchtlingspolitik der Bundesregierung.

Im Schloss der mecklenburgischen Landeshauptstadt regierte in den vergangenen vier Jahren eine grosse Koalition aus SPD und CDU, und wenn man mit den Leuten auf der Strasse spricht, so sind sie mit der Arbeit dieser Regierung eigentlich recht zufrieden. Dennoch wird den Sozialdemokraten, die den Ministerpräsidenten stellen, ein Absturz von 35 auf 24 Prozent der Stimmen prognostiziert. Die CDU dümpelt bei kümmerlichen 22 Prozent – von Volksparteien kann man da nicht mehr sprechen.

So weit zu den voraussichtlichen Verlierern dieser Wahl. Aber auch der Sieger steht schon fest. Er ist 46 Jahre alt, studierter Ökonom und praktizierender Radiomoderator, ein lockerer Typ mit modischem Dreitagebart und einnehmendem Lächeln. Leif-Erik Holm ist Spitzenkandidat der Alternative für Deutschland (AfD), und wenn alles nach Wunsch verläuft, könnte er der erste AfD-Politiker sein, der seine Partei in einem deutschen Bundesland zur stärksten politischen Kraft macht.

Nach den jüngsten Umfragen liegt die AfD in Mecklenburg-Vorpommern mit 19 Prozent nur knapp hinter den beiden ehemals grossen Regierungsparteien. Dies allein wäre ein unerhörter Sprung, schliesslich tritt die AfD zum ersten Mal hier bei einer Landtagswahl an. Aber die Führung der Partei – und noch viel mehr die Anhänger – rechnet sogar damit, im Endspurt an CDU und SPD vorbeizuziehen. Ein solches Beben wäre bis nach Berlin zu spüren. Es würde wohl das Karriereende des glücklosen SPD-

## Auf Begriffe wie «Heimat» oder «Volk» hat die AfD in diesen Wochen kein Monopol mehr.

Vorsitzenden Sigmar Gabriel einleiten, unter dessen Ägide die Sozialdemokraten nur Verluste eingefahren haben. In der CDU bekämen die parteiinternen Kritiker der Kanzlerin Auftrieb.

«Bis jetzt war es immer so, dass wir in Umfragen schlechter abschnitten als bei den Wahlen», begründet Holm die Zuversicht in Bezug auf Platz eins. «Viele Leute trauen sich nicht, den Meinungsforschern ihre Wahlabsichten zu verraten. Was sie wirklich wollen, kreuzen sie geheim in der Kabine an.» Und was, wenn er wirklich die stärkste Landtagsfraktion anführen sollte? Bekäme Deutschland dann seine erste von der AfD geführte Landesregierung?

Holm schüttelt unmerklich den Kopf. «Wir werden natürlich den anderen Parteien Gespräche über eine mögliche Koalition anbieten», sagt er. «Natürlich werden sie die ablehnen und sich irgendwie zusammenraufen und gegen die stärkste Kraft im Lande weiterregieren. Wenn's mit SPD und CDU alleine nicht reicht, nehmen sie halt noch eine dritte Partei dazu.» Er wirkt nicht unzufrieden mit diesem Szenario, denn er weiss: So eine Verweigerungshaltung wird der AfD letztlich nur weitere Wähler zutreiben.

An diesem Abend sind ein paar hundert AfD-Sympathisanten in die Kleinstadt Neu-

brandenburg gekommen. Zu DDR-Zeiten war sie bis zuletzt eine Hochburg des Regimes. Hier lebten viele Vertreter der Staatspartei SED und der Nationalen Volksarmee. Auch heute noch ist die aus der Sozialistischen Einheitspartei hervorgegangene Partei Die Linke stärkste Kraft im Stadtrat. Aber die AfD hat auch hier Zulauf, seitdem die Linken ebenfalls als Partei des Establishments gelten.

## «Alternative für Dumme»

Die AfD hat den zentralen Marktplatz für ihre Kundgebung gebucht. Ein alter Magirus-Leiterwagen der Feuerwehr Blaubauern, den ein Parteimitglied aus seiner Oldtimersammlung gestiftet hat, bietet den einzigen roten Farbleck in der grauen Asphalt- und Waschbeton-Einöde. Ein paar Blumenkübel sollen diese Wüste auflockern. «Alternative für Dumme» hat ein Unbekannter zur Begrüssung der AfD draufgesprüht und den merkwürdigen Slogan: «Dicke F..er wählen rechts».

Nicht viel erhellender ist das Wort «Eurowehr» auf der Kühlerhaube des AfD-Feuerwehrautos. Will die EU-kritische Partei Europa verteidigen? Oder will sie sich gegen die EU wehren? Wenig aussagekräftig ist auch der Wortlaut des Transparents, das von der Spitze der hochausgefahrenen Leiterbaumelt. «Unser Land, unsere Heimat» steht darauf.

Auf Begriffe wie «Heimat» oder «Volk» hat die AfD in diesen Wochen freilich kein Monopol mehr, wie ein Blick auf die Plakate anderer Parteien zeigt. Bei der CDU ist die «Heimat in guten Händen». Die in Mecklenburg-Vorpommern traditionell starke, rechtsextreme Nationaldemokratische Partei Deutschlands (NPD) wirbt schlicht «Für Heimat und Volk», und selbst die altkommunistische Linke hat ihre «Liebe zur Heimat» entdeckt.

«Alle machen uns nach», kommentiert Holm diesen Trend, den man auch in anderen Teilen Deutschlands registrieren kann. «Alles, was früher Teufelszeug war, weil wir es sagten, ist jetzt salonfähiger Mainstream: keine doppelte Staatsbürgerschaft, Schliessung der Aussen Grenzen der EU, Begrenzung der Migration.» Auch das «Volk», Tabuwort in der alten Bundesrepublik, ist nun in aller Munde.

Erst vor kurzem hat der mecklenburgische Ministerpräsident Erwin Sellering von der SPD Angela Merkel gerügt, so getan zu haben, als sei jeder, der Bedenken an der Flüchtlingspolitik äusserte, «entweder rechtsextrem oder ein Dummkopf». «Da hat er recht», grinst



«Alle machen uns nach»: AfD-Spitzenkandidat Holm.

Uwe Fleck. «Ich bin kein Dummkopf, ich kann mich erinnern, wie er vorher geredet hat. Deshalb hilft ihm seine Anbiederei überhaupt nicht.»

Der 67-Jährige trägt eine sogenannte Stauffenberg-Fahne über der Schulter, wie man sie häufig auf Kundgebungen der AfD sieht. Sie zeigt die deutschen Farben, aber angeordnet

als schwarz-goldenes Kreuz auf rotem Grund – nach Art der skandinavischen Nationalflaggen. «Sie wurde von einem Mitstreiter der Stauffenberg-Verschwörer gegen Hitler entworfen», erklärt Fleck die Herkunft der Fahne. «Damit kann mich keiner in die rechte Ecke stellen.»

Gleichwohl ist auch er weniger wegen des netten Herrn Holm zur Kundgebung nach Neubrandenburg gekommen, sondern wegen des Hauptredners: Björn Höcke. Und es lässt sich nun mal nicht bestreiten: Wo Holm eine konservativ-bürgerliche Klientel umwirbt, fischt Höcke hart an der Grenze zum rechten Rand des politischen Spektrums. Manche würden sogar sagen, dass er diese Grenze mit fragwürdigen Zungenschlägen überquert.

### Pathos eines Erweckungspredigers

Doch gerade dies macht ihn zum Star der AfD. Sein steifes Auftreten, seine schmerzhaften Formulierungen und sein schwarzer Anzug mögen an einen ungelenkten Leichenbitter erinnern; dennoch ist er der Redner, der die Marktplätze füllt. Was bei anderen unfreiwillig

---

«Was früher Teufelszeug war, weil wir es sagten, ist jetzt salonfähiger Mainstream.»

---

komisch, ja peinlich wirken würde, lässt bei ihm die Menge aufjubeln. «Wir sind der Meteorit für Deutschlands Dinosaurierparteien», ruft er unter Gelächter und Applaus aus – und legt gleich noch ein schiefes Bild nach, indem er den «vaterlandslosen Gesellen in Schwerin und Berlin» unterstellt, «unser schönes Deutschland wie ein Stück Seife unter einem Wasserstrahl» aufzulösen. «Aber wir werden diesen Wasserstrahl abdrehen», verspricht er, «und die Herrschaft der Kanzlerdiktatorin beenden». Der Beifall übertrönt sogar die Tröten und die Trillerpfeifen eines unverzagten Grüppchens von Autonomen, das seine Rede stört.

Auch Höcke ist überzeugt, dass die AfD in Mecklenburg-Vorpommern stärkste Partei wird. Im Gegensatz zu Landeschef Holm aber würde er keine Gespräche mit dem politischen Gegner suchen. Auch wenn die Oppositionsarbeit «hart und frustrierend» sei, dürfe die AfD nur mit anderen kooperieren, wenn sie eine «Koalition zumindest als stärkste Kraft dominiert».

Zugleich macht er aber klar, dass dies nur die zweitbeste Lösung sei. «In unserem Land mit diesem Reformstau brauchen Sie die Machtoption.» Anders ausgedrückt: Nur eine Alleinregierung der AfD könne diesen Augiasstall ausmisten. Das klingt verwegen, ja vermessen. Vor allem aus dem Mund von Höcke, der jedes Wort mit dem Pathos eines Erweckungspredigers unterlegt. Aber auch nicht vermessener als eine Vorhersage vor einem Jahr gewesen wäre, dass die AfD in Merkels Heimatstaat gleichauf mit den alten Volksparteien liegen würde. ○



---

# Die bekannteste Unbekannte

---

Britney Spears prägte den Pop-Kosmos der Nullerjahre wie keine andere Sängerin. Seit ihrem Zusammenbruch vor acht Jahren darf sie per Gerichtsentscheid nicht einmal mehr im Privaten eigene Entscheidungen treffen. Jetzt soll es ein grosses Comeback geben. *Von Claudia Schumacher*



«Ich weiss es nicht»: Popstar Spears, 34.

Eine Königsboa gleitet durch die schummrige, von wenigen Neonleuchten erhellte Garderobe. Ihr schwerer, eleganter Körper schlängelt sich langsam über ein rotes Lackkleid. Knisternde Atmosphäre, schneller werdende Lichtblitze – bis eine global bekannte Frauenstimme aus dem Off ertönt: «Bevor du weisst, was geschieht, wurde Geschichte geschrieben. Bevor du weisst, was los ist: *It's Britney, bitch!*»

Mit diesem Video hat Britney Spears gerade ihr Comeback angekündigt. Gross soll es werden. «Glory», das neue Album der Pop-Ikone, erscheint am 26. August. Zwei Tage später will Spears erstmals in diesem Jahrzehnt wieder auf der Bühne der MTV Video Music Awards auftreten.

Aus zwei Gründen ist ein Comeback im Fall Spears eine wunderliche Sache. Und wie eigentlich immer, wenn es um Spears geht, sind diese Gründe komplett widersprüchlich und von einem logisch veranlagten Kopf nicht unter einen Hut zu kriegen.

### Feuer in den Augen

Erstens: Bei einer Sängerin, die 2015 vom US-Magazin *Forbes* auf Platz fünf der meistverdienenden Musikerinnen weltweit gelistet wurde – und das vor Rihanna –, wirkt das Wort Comeback irgendwie deplatziert. Während es in Europa um die heute 34-jährige ziemlich still geworden ist, konnte sie sich in den USA und in vielen anderen Ländern die öffentliche Aufmerksamkeit sichern. Der Erfolg ist immer noch gross, wenn auch nicht mehr überragend. Seit ihrem Kollaps im Jahr 2008 hat Spears bereits vier Alben veröffentlicht. «Piece of Me», ihre Dauershow in Las Vegas, ist oft ausverkauft und wurde 2014 vom betreffenden Casino um zwei Jahre verlängert, wofür Spears 35 Millionen US-Dollar kassierte. Diverse Parfüm- und Lingerie-Hersteller verkaufen nach wie vor die Marke Spears. Und wenn Britney Blödsinn macht, berichten eben selbst heute noch sämtliche Medien – auch in Europa: vom *Guardian* über den *Spiegel* bis hin zu *20 Minuten*; wie eben erst, als sie den amerikanischen Late-Night-Talker Jimmy Kimmel nachts vor laufenden Kameras für eine kleine Showeinlage mit mehreren Tänzern in seinem Schlafzimmer überraschte.

Für ein Comeback ist Spears eigentlich viel zu erfolgreich. Ungeachtet dessen ist es gleichzeitig aber so, dass man ihr ein Comeback nicht richtig zutraut.

Es ist eine schaurige Tatsache, die gar nicht allseits bekannt ist, weil das Spears-Team die Berichterstattung darüber weitgehend unterbindet: Nach kalifornischem Gesetz ist Spears schon seit acht Jahren unter «Conservatorship», eine Art Vormundschaft, gestellt. Sie ist bis heute unselbständig wie eine hundertjährige Frau, der Unzurechnungsfähigkeit bescheinigt wird. Tatsächlich ist die Conservatorship, unter der Spears steht, hauptsächlich

zum Schutz von alten Menschen und geistig behinderten Erwachsenen eingeführt worden.

Als 2007 aber die verrückten Bilder um die Welt gingen, wie Spears, mit Gurten an eine Tragebahre geschnallt, als Notfall in die Psychiatrie eingeliefert wurde, diagnostizierten die Ärzte eine psychische Krankheit, die es ihr offenbar unmöglich macht, sich selbst zu verantworten. Ihrem Vater und einem Anwalt wurde in der Folge das Sorgerecht für sie übertragen. Bei jeder grösseren Entscheidung privater oder finanzieller Natur muss Spears ihre Betreuer seither um Erlaubnis bitten. Sie entscheiden auch darüber, mit wem sie Umgang haben darf. So haben sie bereits einen früheren Manager und einen Ex-Freund von ihr ferngehalten, da diese Männer angeblich dem fragilen Wohlbefinden der Sängerin schaden.

Laut einem Bericht der *New York Times* ist Spears bis heute in medikamentöser Behandlung. Aufgrund welcher psychischen Krankheit, wird unter Verschluss gehalten. Spears hatte 2007 vor dem finalen Zusammenbruch ein befremdliches Verhalten an den Tag gelegt. Sie sprach mit britischem Akzent und fuhr

---

### Der Apparat, der Spears im goldenen Käfig hält, verdient sehr gut an ihrem Vermögen.

---

Auto wie eine Lebensmüde. In den Medien wurde der Zerfall des Megastars auf allen Kanälen ausgeschlachtet. Als Hauptprobleme der Sängerin galten der Sorgerechtsstreit um ihre zwei Söhne und die permanente Beschattung durch Paparazzi, die sie offenbar immer stärker bedrängten und ihr massive Ängste bescherten (auch wenn sie 2007 kurzzeitig mit einem Paparazzo liiert war).

Die Conservatorship hält an – offenbar ist Spears noch immer labil genug dafür. Aber wie soll eine Frau, die nicht auf eigenen Füssen stehen kann, den Pop-Kosmos regieren?

Aus der Ferne betrachtet, gestaltet sich der momentane Stand der Dinge so: Spears geht es wieder deutlich besser als 2007, als sie bei den MTV Video Music Awards zum letzten Mal auftrat. Damals performte sie «Gimme More», wirkte irgendwie sediert, tanzte für ihre Verhältnisse schwerfällig und sah im knappen Outfit ungewohnt speckig aus. Von dem grossen Feuer in ihren Augen, das ein Plattenboss einmal als «the eye of the tiger» bezeichnet hatte, war nichts mehr zu sehen.

Heute aber sieht Spears wieder fast aus wie damals, als sie mit ihren Auftritten bei den MTV Video Music Awards zur provokantesten Pop-Künstlerin ihrer Generation avancierte: Etwa 2001, als sie, spärlich bekleidet mit einer Königsboa um den Hals, «I'm a Slave 4 U» performte. Oder 2003, als sie noch einen draufsetzte und zusammen mit Christina Aguilera

«Like a Virgin» sang, bis die als Bräutigam verkleidete Madonna dazukam und die beiden küsste – in vielen Rankings die Nummer eins der heissesten Momente der Pop-Geschichte.

Gut, mit Blick auf die Nase, die geschwollenen Lippen und die etwas frostig wirkende Mimik kann man im Jahr 2016 mutmassen, dass bei Spears nicht mehr alles naturbelassen ist. Aber Angst vor dem Schönheitschirurgen soll sie auch früher nicht gehabt haben (Stichwort Brüste). Insofern: Optisch alles beim Alten!

Und was macht die Musik? Das Lied, das Spears bei den nun bevorstehenden Awards performen möchte und mit dem sie erneut Geschichte schreiben will, heisst «Make Me». Es entstand in Zusammenarbeit mit dem Rapper G-Eazy, der mit ihr auf der Bühne stehen wird.

### Mentaler Paradigmenwechsel

Es ist ein eingängiger, elektronischer Song, wenn vielleicht auch nicht der ganz grosse Wurf. Das eigentliche Problem dürfte aber auch hier eher ein mentales sein, das bereits im Titel anklingt: Wie kann ein Pop-Song im Jahr 2016 noch «Make Me» heissen?

Gemacht werden, das war die Geisteshaltung der Nullerjahre, als sich Pop-Sängerinnen von ihren Produzenten ein Image, eine Stimme und ein zeitgemässes Outfit verpassen liessen. Dadurch entstand ein fatalistischer Erfolgstraum. MTV produzierte zu dieser Zeit auch eine beliebte Reality-Show, in der normale Teenager sich von Spezialisten zu etwas machen liessen, das sie sein wollten. Das Social-Media-Zeitalter brachte jedoch einen Paradigmenwechsel: Do it yourself! Authentizität im Auftreten und Eigeninitiative im Handeln sind gefragt. Auch die heutigen Pop-Prinzessinnen schreiben ihre Lieder selbst – oder verkörpern diesen Anspruch zumindest glaubwürdig.

Britney Spears hingegen ist ein Produkt, von Kindesbeinen an. Und das essenziell, bereits in der Stimme. Als Kind sang sie tief, voluminös und jazzig. Als sie 1992 im Alter von sechzehn Jahren bei Jive Records unter Vertrag genommen wurde, trainierte man ihr einen Monat lang eine neue Stimme an – mit der sie später nicht nur singen, sondern auch sprechen sollte. Heraus kam eine höhere, manchmal raue, dann wieder kaugummiartige, sexuell sehr aufgeladene Stimme – unverkennbar Britney! Aber wer ist das, Britney?

In einer der letzten grösseren Spears-Dokumentationen sagt die Sängerin, sie fühle sich nicht wohl mit ihrem Image. Als der Journalist fragt, wie sie denn gesehen werden wolle, antwortet sie: «Ich weiss es nicht.» Ein Mensch, der nie richtig frei war, kann auch nicht wissen, wer er ist.

Der Apparat, der Spears bevormundet und im goldenen Käfig hält, verdient sehr gut an ihrem Vermögen. Bislang gibt es keine klaren Zeichen dafür, dass Britney freikommt. ○





*Hier sind die Bösen die Guten:* Schweizer Soldaten beim Schwingen am Simplonpass, um 1916.

# Olympic Games in Zwilchhosen

In Estavayer-le-Lac wird wieder ein Schwingerkönig erkoren. Das Rundherum ist mindestens so schweizerisch wie der Sport an sich – wenn sich frühmorgens Banker und Bauern in viel zu schmale Plastikschalensitze zwingen. *Von Peter Keller*

Es geht wieder los. Das Sägemehl dampft. Über wie Heuballen gespannten Rücken suchen Hände nach den richtigen Griffen. Dann der Ruf des Kampfrichters, der diese gespeicherten Urkräfte freisetzt; die Beine bohren sich in den Boden, bis es einem der Schwinger gelingt, den Gegner ins Taumeln zu bringen. Kurz, Lätz, Souplesse, Hüfter, Schlungg, Wyberhaken, Gammen – die Namen der Schwünge sind mal brachial, mal elegant, wie der Sport selbst.

Im freiburgischen Estavayer-le-Lac messen sich an diesem Wochenende die besten Schwinger des Landes, hier sind die Bösen die Guten. Wer aus den einzelnen Kantonen und Sektionen für das Eidgenössische nominiert wird, hat sich in den letzten drei Jahren bewährt, musste Kränze oder besser noch: Siege an den regionalen Festen erzielen. In der Arena sind die Schwingplätze wie Augen angelegt, acht Gänge haben die Männer zu bestehen, für jeden Kampf ein Sägemehlring, bis am Ende in der Mitte die beiden besten Gladiatoren aufeinandertreffen und im Schlussgang den nächsten König untereinander ausmachen.

Dann wird sich eine fast religiöse Stille über das Gelände senken, nur von einzelnen, ekstatischen Rufen unterbrochen. Erst nach ein paar Schwüngen wird sich die kollektive Anspannung in einem Applaus entladen. Über 50 000 Zuschauer finden Platz auf den extra erstellten Tribünen. Eine Viertelmillion Besucher rund um das Festgelände werden erwartet. Das Schweizer Fernsehen überträgt die beiden Tage live und fast nonstop. Mit Experten, eingespielten Porträts der Favoriten, eine Kamera surrt an Seilen hoch über die Köpfe und Schwingplätze hinweg. *Olympic Games* in Zwilchhosen.

## Kichernde Kobolde

Man wird im Vorfeld wieder pflichtgemäss am Anlass herumkritteln. Zu gross, zu kommerziell, zu viele Sponsorengäste, die eh nichts begreifen und nur den wirklich Eingeweihten die Plätze wegnehmen. Dazu kommen die Nasenrumpfer von links, denen das alles zu sehr nach Heimatgedöns und SVP riecht. Womit aber das Schwingen bloss wieder seinen Status als Nationalsport unterstreicht: Denn im Meckern vereint sich die ganze Schweiz, von links bis rechts, von bodenständig bis urban und selbstredend in allen Landessprachen.

Es wurde schon vieles geschrieben über das Wesen des Schwingsports, über seine Bedeu-

tung und darüber, worin die urschweizerische Seele liegt in diesem alpinen Ringkampf. Die Fairness, die Kraft, keine Augenbrauenzupfer nirgends. Aber vielleicht noch typischer als das Schwingen selbst ist sein Drumherum, wenn vom Banker bis zum Bauern alle in diesen engen Plastikschalensitzen hocken und sich den selben ungeschriebenen Gesetzen unterwer-

---

Die Namen der Schwünge sind mal brachial, mal elegant, wie der Sport selbst.

---

fen. Man pfeift den Gegner oder eine Fehlentscheidung nicht aus, man hält die Klappe, wenn man nichts versteht von dem, was da unten vor sich geht. Wer einen Mocken Käse oder eine Wurst dabei hat, teilt mit den Nachbarn.

Jeder, der sich nicht gleich von Anfang an als Ignorant und Schwingeranalphabet zu erkennen geben will, ist frühmorgens auf dem Platz. Mit stiller Verachtung werden jene «Ehrgäste» bedacht, die gerade mal auf den Apéro eintrudeln und sich dann mit umgebundenen Pullöverchen durch die Sitzreihen zwingen, während die Mannen unten schon «an der Arbeit» sind, wie das Kampfgeschehen in der Fachsprache und sehr schweizerisch genannt wird. Der erste Gang, das Anschwingen, ist Pflicht und Genuss. Denn dann treffen die Allerbesten aus den verschiedenen Landesteilen aufeinander. Als ob kichernde Kobolde die Kampfliste durcheinandergewirbelt hätten. Jedes Schwingfest beginnt mit den potenziellen Schlussgängen, so als würde das Tennisturnier von Wimbledon mit dem Duell Federer gegen Djokovic eröffnet.

Zurück auf die Zuschauerränge. Man fiebert strikt föderalistisch mit. Zuallererst gehört die Unterstützung jenem Schwinger, der aus dem eigenen Dorf stammt, dann folgt der Kanton, der Teilverband – und erst ganz am Schluss wird der König von allen gefeiert. Keine Huldigung, sondern Anerkennung. Wer nach zwei Tagen stehenbleibt, hat es verdient. Die Leistung ist die einzige Währung, die zählt in diesem Sport.

Das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest 2016 findet vom 26. bis 28. August in Estavayer-le-Lac statt. [www.estavayer2016.ch](http://www.estavayer2016.ch)





# «Das Gefühl, man könne Bäume ausreissen»

Von Roger Köppel und Beat Gygi — Der amtierende Schwingerkönig Matthias Sempach will es in Estavayer-le-Lac noch einmal wissen. Der gelernte Landwirt und Metzger spricht über seine Taktik, über Geld und darüber, wie sich die riesige Popularität des Schwingens auf den Volkssport auswirkt.

Schwingerkönig Matthias Sempach tritt dieses Wochenende am Eidgenössischen Schwingfest in Estavayer-le-Lac nach dreijähriger Amtszeit zur Verteidigung seines Titels an. «Amtszeit» tönt allerdings allzu gemütlich, Sempach war die ganze Zeit ein Gejagter; die Gruppe der Herausforderer ist gross, der Dreissigjährige spürt, wie angriffig Zwanzigjährige sind, auch wenn er sein Training laufend verfeinert und effizienter gemacht hat. Zwei Tage pro Woche arbeitet er im Aussendienst eines Futterherstellers, die restliche Zeit gilt dem Schwingen. Wir treffen ihn zum Interview im Gasthof «Löwen» in Kernenried, einem Nachbardorf seines Wohnortes Alchenstorf. Eigentlich hat der Wirt heute Ruhetag, aber er öffnet das Lokal extra für unser Treffen. An Ort und Stelle sehen wir dann, dass im Zusammenhang mit Sempach noch viel mehr geleistet worden ist. Der Gasthof hat eine «Sempach-Stube» es gibt viele Bilder und Dokumente zum Schwingensport und draussen in der Wiese einen Schwingplatz, der regelmässig für Trainings, Wettkämpfe und Nachwuchsschulung genutzt wird.

**Herr Sempach, Sie treten Ende August am Eidgenössischen Schwingfest in Estavayer-le-Lac als amtierender Schwingerkönig an. Was braucht es, um im Schwingen Erfolg zu haben?**

Bestimmte körperliche Voraussetzungen sind sicher unerlässlich. Ohne eine gewisse Grösse und Kraft, ohne ein gewisses Gewicht und eine gute Technik kommt man nicht an die Spitze. Entscheidend ist aber auch die geschickte Koordination der Bewegungen, ebenso eine starke Kondition – und dann vor allem die Leidenschaft, die einen antreibt.

**Sie sind zwar ziemlich gross, aber eher schlank, und etliche Konkurrenten sind grösser und schwerer als Sie. Hatten Sie in der Jugend eigentlich gute körperliche Voraussetzungen fürs Schwingen, oder mussten Sie mit Willenskraft wettmachen, was andere automatisch mitbekommen hatten?**

Im Alter von sieben bis vierzehn Jahren fiel mir das Schwingen leicht. Ich gewann als Jungschwinger viele Wettkämpfe. Später waren dann aber andere Kollegen frühreifer als ich, von der Postur wie vom Gewicht her. In dieser Zeit musste ich

mich durch Fleiss und hartes Training nach oben arbeiten.

**Wie ging das?**

Mit möglichst viel Schwingen, die Technik ist sehr wichtig. Darüber hinaus habe ich mich auch physisch verbessert. Heute gehöre ich bezüglich Schnelkraft und Maximalkraft zu den fünf besten Schwingern der Schweiz. Das Training ist in mancher Hinsicht ähnlich wie in der Leichtathletik, auch wenn man es speziell auf das Schwingen ausrichten muss.

**Wie ist Ihre Verfassung jetzt vor Estavayer?**

Ich bin zufrieden, dieses Jahr habe ich die Schwingfeste Rigi, Schwarzsee und das Oberaargauische gewonnen. Daneben gabes natürlich auch mittelmässige Festresultate, aber ich habe bewusst viel trainiert und war dadurch nicht an allen Festen in Top-Form. Das Ziel ist, Ende August in Top-Form zu sein.

**Gibt es für Sie einen Angstgegner, einen Konkurrenten, der besonders schwierig ist?**

Nein, keinen bestimmten, aber ich habe vor jedem Gegner einen gewissen Respekt. Aber

---

**«Heute bin ich cooler als früher. Heute entscheide ich vieles im Laufe des Kampfes.»**

---

klar, Christian Stucki ist mit seinen zwei Meter Grösse und 150 Kilo Gewicht sowie mit seinen körperlichen Eigenschaften sicher ein unbequemer Gegner.

**Als Schwingerkönig von 2013 sind Sie nun natürlich der Gejagte.**

Ja, das stimmt. Aber mit dieser Situation muss ich umgehen können.

**Was ist Ihre Stärke? Was können Sie besser als andere?**

Ich bin ein sehr guter Standschwinger. Das heisst, bei Bewegungen rechts- wie links-herum bin ich sehr stark. Der Gegner weiss dann nicht, ob der Angriff jetzt von rechts oder von links kommt. Dadurch bin ich unberechenbar.

**Legen Sie sich für jeden Kampf jeweils eine Taktik zurecht?**

Da ich der Favorit bin, muss ich vor allem angreifen, ich muss neunzig Prozent des Kampfes offensiv bestreiten. Damit sind aber auch Risiken verbunden, denn bei jedem Griff gibt es einen Gegengriff, es kann also auch mal schiefehen.

**Warum liegt das Angreifen vor allem bei Ihnen?**

Ein grosser Teil meiner Gegner verhält sich sehr defensiv, weil sie mit einem Unentschieden zufrieden wären.

**Welche Rituale machen Sie vor dem Wettkampf?**

Einen gewissen Ablauf gibt es. Dazu gehört etwa die Gegneranalyse, das Visualisieren einiger Vorgänge und Griffe, auch eines möglichen Konters auf einen Angriff des Gegners. Aber alles mit Mass. Heute bin ich cooler als früher, als ich mir manchmal zu viel vorgenommen hatte und mich dann verkrampte. Heute entscheide ich vieles im Laufe des Kampfes.

**Sehen Sie grosse Unterschiede in der Berechenbarkeit Ihrer Gegner?**

Jeder ist anders, schon vom Gewicht her. Am schwierigsten sind defensive Kämpfer. Wenn einer abwehrmässig gut ist, ist es schwierig zu gewinnen, dann gibt es einen gestellten Gang, ein Unentschieden.

**Gibt es in Estavayer eine Strategie Ihres Verbandes?**

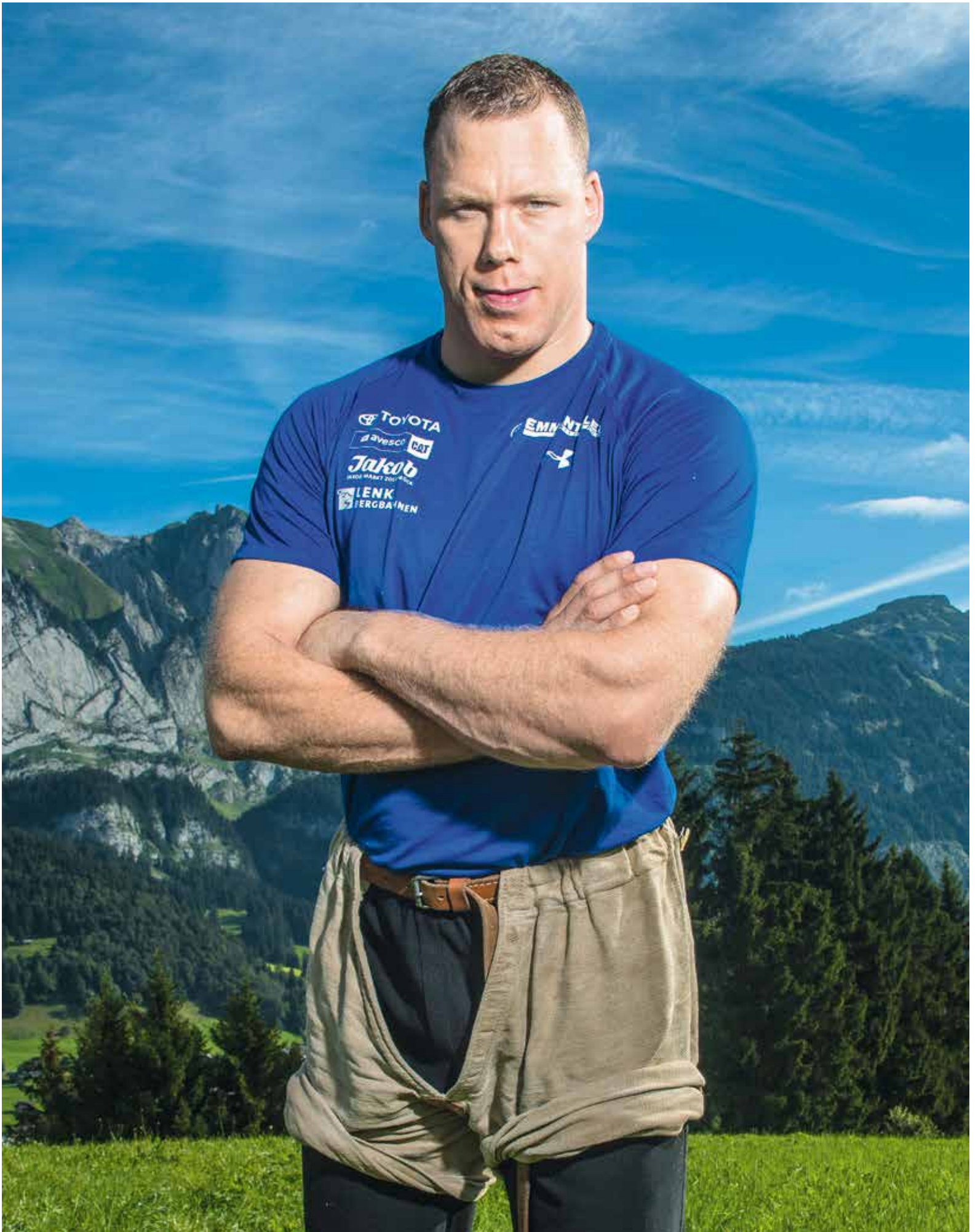
Ich bin Mitglied des 54-köpfigen Berner Kantonalverbandes, der sicher drei bis vier Königsanwärter hat, die ihr Glück suchen werden. Daneben werden bestimmte Schwinger die Aufgabe haben, Favoriten aus andern Verbänden durch das Erreichen eines gestellten Ganges zurückzubinden. Aber ich werde auch auf solche Schwinger aus anderen Verbänden treffen.

**Und wie stellt man sicher, dass man im Wettkampf wirklich sein ganzes Potenzial mobilisieren kann? Was verbindet die erfolgreichen Schwinger?**

Die Erfolgreichen müssen einen gewissen Killerinstinkt haben. In der Geschichte waren viele gute Schwinger zum Beispiel auch Metzger, wohl kaum zufälligerweise. Der Wille und der Biss, sich durchzusetzen und im richtigen Moment die nötige Frechheit zu haben, vielleicht auch eine gewisse Schlitzohrigkeit, mit der man den Gegner überraschen kann – das ist das Erfolgsrezept. Und dann braucht es im Kampf jeweils noch den Kick, der einem das Gefühl gibt, man könne Bäume ausreissen.

**Wie spürt man die Schwächen des andern?**

Ich habe eine 23-jährige Schwingerfahrung, mit der Zeit entwickelt sich das Gefühl. Man merkt zum Beispiel schnell, wenn der andere konditionell angeschlagen ist. >>>



«Die Erfolgreichen müssen einen gewissen Killerinstinkt haben»: Schwingerkönig Sempach, 30.





«Ziemlich harte Schale»: Matthias Sempach im Schlussgang gegen Christian Stucki am Eidgenössischen in Burgdorf, 2013.

**Ist der Kopf im Vergleich mit dem Körper zunehmend wichtiger geworden?**

Ja. Auch von den Medien her stehen die Schwinger heute mehr unter mentalem Druck als früher. Damit muss man umgehen können.

**Ist Blickkontakt mit dem Gegner wichtig?**

Nein, ich schaue den Gegner nicht gross an.

**Wie sind Sie eigentlich zum Schwingen gekommen?**

Durch meine Familie. Mein Vater war Schwinger. Mit 21 Jahren hat er dann allerdings aufgehört, weil er einen Landwirtschaftsbetrieb in Pacht übernahm und ihm die Zeit für den Sport fehlte. Ein guter Schwinger war aber auch mein Onkel, ebenfalls ein Sempach. Als ich sechsjährig wurde, mussten wir den Hof abgeben, wir zogen nach Alchenstorf. Bis dahin war die Landwirtschaft mein Ein und Alles gewesen, ich war dermassen besessen vom Bauern, dass ich jeden Tag im Stall war.

**Und mit dem Umzug haben Sie das quasi verloren?**

Mehr oder weniger. Mit sieben Jahren habe ich dann zu schwingen begonnen und darin eine Art Ersatzwelt gefunden. Das hat mich geprägt, das war wohl auch ausschlaggebend dafür, dass ich schliesslich eine derartige Leidenschaft für diesen Sport entwickelte.

**Es gibt viele Sportarten. Warum ausgerechnet Schwingen?**

Ich hätte mich auch im Eishockey oder in der Leichtathletik wohlfühlt. Aber vom Typ her passe ich eben gut zum Schwingsport. Der Kampf Mann gegen Mann muss einem

---

**«Den Gegner k. o. zu schlagen, brächte mir keine Befriedigung.»**

---

liegen, zum Schwingen braucht es eine ziemlich harte Schale. Zudem ist es ein Einzelsport, und der ganze Rahmen ist sehr familiär und traditionell. Schwingen ist ja ursprünglich in den Alpen entstanden.

**Welche Rolle spielen die Schweiz, deren Identität – das, was die Schweizer ausmacht – für den Schwingsport?**

Das Schweizerische ist wichtig, aber fast jedes Land hat eine eigene typische Sportart. In Österreich ist es Ranggeln, in Japan Sumoringen. In vielen asiatischen Ländern hat Ringen einen sehr hohen Stellenwert, auch in Afrika gibt es Zweikämpfe, die ähnlich sind wie Schwingen.

**War Boxen, ein ebenfalls technisch wie athletisch anspruchsvoller Sport, nie ein Thema für Sie?**

Nein, das würde nicht zu mir passen, da hätte ich mich nicht wohl gefühlt. Den Gegner k. o.

zu schlagen, brächte mir keine Befriedigung. Viel eher hätte ich mir, wie gesagt, Eishockey oder Leichtathletik vorstellen können.

**Wie merkt man beim Schwingen, dass jemand Talent hat? Kommen vielversprechende Jungschwinger irgendwann in Förderprogramme?**

Bei Jungschwängern forciert man das Training nicht gross. In meinem Fall wurde es erst am Schluss meiner Schulzeit intensiver. Es ist jeder auf sich selber gestellt. Man ist zwar im Verein, aber es gibt keinen Coach, der Trainingspläne oder programme erstellt. Ich habe alles selber organisiert, den Trainer selber gesucht und schliesslich mit 24 Jahren auch selber entschieden, dass ich ein Management brauche. Diese Sportart bietet sehr viele Freiheiten, und man ist Einzelkämpfer.

**Auch beim Engagement von Trainern?**

Ja, mit 18 Jahren habe ich meinen ersten Trainer, Robin Städler, engagiert und drei Jahre lang mit ihm zusammengearbeitet. Das war eine sehr gute Zeit. Dann bin ich mit 21 Jahren auf Jean-Pierre Egger gekommen, der mich heute noch betreut.

**Welches ist das beste Alter für Höchstleistungen?**

Das ist unterschiedlich. Ich bin ein spätreifer Typ, ich war in den vergangenen fünf Jahren immer etwa gleich gut. Und körperlich bin ich heute viel weiter als damals mit

zwanzig Jahren. Es gibt aber auch Schwinger, die mit zwanzig schon fast fertig entwickelt sind. Heute gibt es zwanzigjährige Kollegen, die schon extrem weit sind, enorm kräftige Typen, die im Übrigen auch ein starkes Selbstbewusstsein an den Tag legen.

**Wie war es damals bei Ihnen mit zwanzig Jahren? Verdienten Sie als Schwinger schon etwas?**

Wenig, das ist nicht vergleichbar mit heute. Vor zehn Jahren gehörte ich zu den zehn besten Schwingern im Land, aber damals war Geld noch kein grosses Thema, ich hatte keinen Sponsor. Die ganze Kommerzialisierung hat sich erst in den letzten Jahren entwickelt.

**Gibt es einen starken Zusammenhang zwischen dem Verdienst der Schwinger und deren sportlicher Leistung?**

Die sportliche Leistung muss für die Sponsoren stimmen. Aber es gibt nach wie vor Schwinger, die sich gar nicht vermarkten wollen. Das ist jedem selbst überlassen.

**Nimmt die Kommerzialisierung im Schwingsport aber zu? Tendieren die Werbeeinnahmen nach oben?**

Das ist schwierig zu sagen. Ich hoffe einfach, dass unsere Werte nicht darunter leiden. Meiner Meinung nach sollte zum

Beispiel die Schwingarena an Festen weiterhin werbefrei bleiben. Solche Einzigartigkeiten geben dem Schwingen eben gerade das Spezielle, das viele Leute suchen. Das ginge verloren, wenn in der Arena Werbung verkauft würde. Es hängt auch von den Schwingern ab, wie es weitergeht, im Schwingsport kommt ein ganz bestimmter

---

**«Von einem Jungschwinger wird erwartet, dass er im Training die Hand gibt und grüsst.»**

---

Typ von Mensch zusammen. Man darf durchaus Werbung machen, es muss aber in einem Rahmen bleiben, der zum Athleten und zur Sportart passt.

**Weiss man unter den Schwingern, wer wie viel verdient?**

Ich weiss nicht, was Kollegen wie Wenger oder Stucki verdienen.

**Man hat den Eindruck, Schwinger seien eher ruhige Typen, schweigsam. Ist das eine charakterliche Erfolgsvoraussetzung?**

Die Schwingerfamilie ist allgemein eher ländlich, ruhig, zurückhaltend, überlegt. Es wird auch nicht gerne gesehen, wenn einer zu laut und zu viel redet, Sachen hinausposaunt. Auch im Training werden einem bestimmte Werte mitgegeben. Von

einem Jungschwinger wird erwartet, dass er im Training die Hand gibt und grüsst. Auch auf dem Schwingplatz gelten bestimmte Regeln.

**Wie ist es, wenn sich einer nicht an den Kodex hält und sich aufspielt?**

Irgendwann bekommt der das zu spüren. Schwingen ist eine echte Lebensschule.

**Auch andere Sportarten gelten als Lebensschule. Was ist das Besondere am Schwingen?**

Vor allem der Umstand, dass man allein auf sich gestellt ist. Wer verliert, kann nicht anderen die Schuld zuschieben, als Einzelsportler trägt man die Verantwortung. Im Fussball dagegen ist es die Mannschaft, die verliert, nicht der Einzelne persönlich, da kann man sich eher in der Gruppe verstecken. Es ist sehr wichtig, mit Siegen und Niederlagen umgehen zu können. Das gilt auch für das alltägliche Leben: beispielsweise in einer Lehre durchzuhalten und nicht aufzugeben.

**Wird das trainiert?**

Als Bub hatte ich Vorbilder, die haben mir das vorgelebt. Und ich bin jetzt selber für viele ein Vorbild. Die meisten Sportarten werden durch Vorbilder geprägt. Kinder lernen rasch, ob man aufs Spielfeld spuckt oder nicht, ob man bei jedem Entscheid beim Schiedsrichter reklamiert oder nicht. >>>

# Der König der Schweiz sitzt nicht auf einem Thron

Er kämpft im Sägemehl.

Am Eidgenössischen **Schwing- und Älplerfest**.



z.B. für SIE & IHN

HELVESKO   
SWISS MADE

### CROSS

beige-grau  
blau

(auch in rot)  
Gr. 35-46

**249.-**



z.B. für SIE & IHN

HELVESKO   
SWISS MADE

### ANDERMATT


dunkelbraun (Velours)  
schwarz (Nappa)

Gr. 35-46

**299.-**



z.B. für SIE & IHN

HELVESKO   
SWISS MADE

### ENGADIN

cognac  
(auch in dunkelbraun,  
schwarz)

Gr. 35-46

**299.-**



z.B. für SIE & IHN

HELVESKO   
SWISS MADE

### COUNTRY


grau

Gr. 35-46

**249.-**



z.B. für SIE & IHN

HELVESKO   
SWISS MADE

### MONTE

dunkelbraun

Gr. 35-46

**299.-**



#### Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren 112-seitigen Herbstkatalog 2016: HELVESKO AG / Kreuzmatte 10 / 6260 Reiden LU / Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80  
Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter: [www.helvesko.ch](http://www.helvesko.ch)

#### Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

Arisdorf (BL), Basel (BS), Chur (GR), Gossau (SG), Ittigen (BE), Luzern (LU), **NEU in Reiden (LU): Hauptgeschäft**, Möhlin (AG), Schlatt/Neuparadies (TG), Urdorf (ZH).  
Weitere Fachgeschäfte in: Genf, La Chaux-de-Fonds, Lausanne, Losone, Sion, Yverdon.



HELVESKO, LadySko und dansko-  
Bequemschuhe werden exklusiv für  
**HELVESKO AG** in der **SCHWEIZ**  
und in **EUROPA** produziert, mit viel  
Handarbeit für beste Qualität.



**CHF 20.-**  
**Gutschein**

Einlösbar bis  
**17.09.16**

Gültig bei einem Kauf ab CHF 100.-, auf reguläre und reduzierte Artikel (ausgenommen Schuhmacher-, Orthopädie- und Podologie-Service). Nicht kumulierbar, keine Barauszahlung möglich! Einlösbar über den Versand, in den Fachgeschäften und übers Internet (Code: H16-22)! [www.helvesko.ch](http://www.helvesko.ch)



z.B. für SIE & IHN  
**HELVESKO**  
SWISS MADE  
**FAVORIT**  
schwarz  
braun  
Gr. 36-46 **249.-**



z.B. für IHN  
**HELVESKO**  
SWISS MADE  
**SALENTO**  
schwarz  
dunkelbraun  
Gr. 39-48 **259.-**



z.B. für SIE  
**HELVESKO**  
SWISS MADE  
**AMINA**  
schwarz  
bronze  
Gr. 35-43 **239.-**

*Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!*





## Mit der Höchstnote

Warum nur ein einziger  
Innerschweizer jemals  
Schwingerkönig wurde.

Eigentlich wurde ihm alles auf dem Silbertablett serviert: Der grosse Dominator Eugen Hasler traf auf einen rotwangigen Schlacks aus dem Emmental, der gerade mal 18-jährig war. Der Schlussgang am Eidgenössischen in Stans 1989 schien eine klare Sache zu sein. Geni Hasler hatte sie alle überwunden, den Berner Johann Santschi, den aus dem Engadin stammenden Enrico Matossi, den Nordwestschweizer Rolf Klarer, den St. Galler Paul Ackermann – sein Siegesblatt las sich wie eine Lektion in Schweizer Geografie.

Hasler ging sogleich in die Offensive. Vier Mal setzte der Schwyzer an, zog den jungen Adrian Käser aus dem Sägemehl. Angriffig, technisch versiert, explosiv, dafür liebte ihn das Publikum. Man sagt, Hasler wollte den Berner nicht nur schlagen, sondern besiegen. Platt auf den Rücken. So wie er in diesen zwei Tagen jeden Gang, den er für sich entscheiden konnte, mit der Höchstnote 10 gewann. Statt am Boden nachzudrücken und Käser mit einem sicheren, aber unspektakulären 9,75 zu besiegen, habe er die Griffe wieder losgelassen. Dann geschah das Unfassbare: Der flinke Berner kontert den Innerschweizer aus und wird Schwingerkönig. Eine Woche später bezwingt ihn Hasler auf dem Allweg im ersten Zug – aber das interessiert keinen mehr. Der Beste seiner Zeit wird den höchsten Titel nie holen.

Seit 1895 wird am Eidgenössischen der König gekürt. Nur ein Mal gewann ein Innerschweizer, Harry Knüsel 1986 in Sitten. Er bodigte den grossen Ernst Schläpfer und durfte als Siegerpreis die Walliser Kampfkuh Prune in Empfang nehmen. Auch dieses Jahr drängt sich kein Innerschweizer als Favorit auf, obwohl der Verband traditionell am meisten Schwinger stellt. Woran liegt es? Die Berner würden mehr als Mannschaft auftreten, sagen die einen; die Innerschweizer seien nicht so Brocken, wie der Stucki Christian einer sei. Der momentan stärkste Nachwuchsschwinger, der Luzerner Joel Wicki, hat sich vor wenigen Tagen den Unterschenkel gebrochen. So werden die Innerschweizer wohl auch in Estavayer nur indirekt in die Königskür eingreifen, am Nidwaldner Marcel Mathis oder dem Schwyzer Philipp Laimbacher kann auch ein Matthias Sempach scheitern – nur stehen dann vier, fünf weitere Berner bereit, den Titel zu erben.

Peter Keller



«Echte Lebensschule»: Sempach mit Nachwuchsswingern.

**Ist es für Profis mit derartigem Trainingsaufwand nicht schwierig, im Wettkampf Jubel oder Enttäuschung zu zähmen?**

Ich bin nicht der Typ, der laut jubelt, ich bin meist so konzentriert, dass ich ruhig bleibe. Oft sagen mir Leute sogar, ich sollte mehr lachen. Es ist eben meine Art, ich bin durchaus ein zufriedener Mensch. Andere lachen mehr, sind aber sicher nicht glücklicher als ich.

**Aber wenn im Sport Marketing wichtiger wird: Könnte es nicht nötig werden, auffälliger aufzutreten?**

Ich glaube nicht. Wenn heute einer übertreibt, wird er auch von älteren Schwingern in die Schranken gewiesen. In unseren Kreisen ist es zum Beispiel ein Thema, dass man an einem Fest nicht schon nach dem ersten Gang extrem jubeln soll, sondern allenfalls nach dem sechsten Gang, dann nämlich, wenn der Rang klar ist.

**Gibt es unter den Top-Swingern eine Art Elite-Verständnis, das Gefühl, bei einem speziellen Kreis dabeizusein?**

Das nicht, aber es ist natürlich schön, wenn man es schafft, Kranzschwinger zu werden. Die nächste Stufe ist dann eidgenössischer Kranzschwinger; mein Onkel schwärmt selbst vierzig Jahre später noch davon. Und schon als kleiner Bub hatte ich das Ziel, Schwingerkönig zu werden. Mit 21 Jahren habe ich dann öffentlich von diesem Ziel gesprochen. Von den sportlichen Leistungen her war das durchaus berechtigt, aber als ich es damals nicht schaffte, hiess es, ich sei der selbsternannte Königsanwärter.

**Wieso hat es nicht vor 2013 geklappt?**

2007 in Aarau und 2010 in Frauenfeld hätte ich natürlich gerne gewonnen, aber Jörg

Aberhalden und Kilian Wenger wurden damals verdient Schwingerkönig.

**Haben Sie dann in Burgdorf 2013 irgendwann gewusst: «Jetzt gewinne ich»?**

In diesem Jahr passte alles zusammen. Ich hatte eine super Vorbereitung, war durch meine starken Leistungen während der Saison der Top-Favorit und durfte am Tag X eine absolute Top-Form abrufen. Dazu kam noch das Wettkampfglück. Es hat einfach alles gepasst.

**Wie hat der Gewinn des Schwingerkönigtitels Ihr Wesen verändert?**

Ich glaube, nicht gross. Es machte mich stolz, aber wenn man älter wird, sieht man, dass es neben dem Schwingen noch viel anderes gibt.

**«Wenn man älter wird, sieht man, dass es neben dem Schwingen noch viel anderes gibt.»**

**Schwingen ist erst seit den neunziger Jahren richtig populär geworden, vor allem auch mit der ganzen Swissness-Welle. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie plötzlich eine Trendsportart verkörpern und mitten im Medienrummel sind?**

Ich bin da reingewachsen und sehe es als Chance für den Schwingsport, gerade was die Nachwuchsförderung sowie die Besucheranzahl und die Sponsoren für die Schwingfeste angeht. Dazu ist es natürlich immer wieder auch eine schöne Anerkennung für das Geleistete, und es ist nun Teil meines Schwingenlebens, mit allen Vor- und Nachteilen.

**Befürchten Sie nicht, dass die Popularität auch Gruppen anzieht, die mit der Zeit**

### Veränderungen der Sitten und Gebräuche im Schwingen herbeiführen?

Ich glaube nicht, dass wirklich andere Leute angezogen werden. Der Schwingsport ist zwar extrem populär und die Medien machen einen enormen Wirbel, aber an den Schwingfesten herrschen einfache Regeln. Die Sportler bewegen sich ungewohnt in der Besuchermenge, alles ist friedlich, man ist unter Gleichgesinnten, vom Bundesrat bis zum Knecht.

### Haben die Popularität des Schwingens und die Medienpräsenz dazu geführt, dass es mehr begeisterte Junge, mehr Nachwuchs gibt?

Diese Popularität ist erfreulich, aber bei Jungschwängern ist es in einigen Regionen sehr schwierig, zu genügend Nachwuchs zu kommen.

### Warum?

Das liegt zum Teil an der Gesellschaft. So wie die Jugendlichen heute aufwachsen, passen diese nicht mehr so gut zum Schwingsport. Beim Judo zeigt sich eine ähnliche Tendenz.

### Im Fussball sieht man enorm viele Secondos, warum im Schwingen nicht?

Fussball ist natürlich eine Weltsportart. Und in unserem Schwingklub haben wir zwei Aktive, deren Vater aus Serbien stammt. Die sind super integriert. Und im

Waadtland ist Harald Cropt, ein Dunkelhäutiger, sehr populär.

### Sie setzen sechzig Prozent Ihrer Zeit für den Sport ein, vierzig Prozent für Ihren Job. Könnten Sie sportlich noch mehr erreichen, wenn Sie die Trainingszeit erhöhen würden?

Wenn ich jetzt Vollprofi würde, könnte ich wahrscheinlich noch etwas mehr herausholen. Aber die zwei Tage pro Woche, die ich im Aussendienst eines Futterherstellers arbeite, geben mir einen guten Ausgleich. Man verkrampft sich weniger auf bestimmte Ziele, man kann ja nicht immer nur trainieren.

### «Alles ist friedlich, man ist unter Gleichgesinnten, vom Bundesrat bis zum Knecht.»

### Die Trainingszeit ist also kein eindeutiger Massstab?

Nein, wichtig ist, dass die Qualität des Trainings stimmt. Man muss sehr spezifisch trainieren. Man kann noch so viel Kraft haben, wenn man sie nicht ganz exakt einsetzen kann, bringt sie nicht viel.

### Was war Ihre schlimmste Verletzung?

Letztes Jahr hat es während einem Kampf in meinem Fuss plötzlich geknallt. Zuerst

meinte ich, es sei nicht so schlimm, es tat nicht besonders weh, aber am Abend war klar, dass ich die Saison 2015 nicht mehr fortsetzen konnte. Es war eine Sprunggelenk-Sprengung mit Bänderrissen und Bruch.

### Denkt man in solchen Augenblicken an das Alter?

Ich bin jetzt dreissig, erst noch war ich zwanzig, jung und aufstrebend. Jetzt ist mein Ziel Estavayer, dann möchte ich sicher noch etwa drei Jahre gut schwingen. Aber klar, alles hängt von der Gesundheit ab.

### Wieweit kann man im Alter durch Erfahrung eine nachlassende Spritzigkeit wettmachen?

Das kommt auf die Tagesform an. Mit Erfahrung kann man einiges ausgleichen, aber wenn es unbeschwerten jungen Gegnern gut läuft, kann es schwierig werden. Wichtig ist einfach, dass man gesund bleibt, dann kann man gut bis 32-jährig oder darüber hinaus an der Spitze bleiben.

Matthias Sempach, 30, ist amtierender Schwingerkönig und wurde 2012, 2013 und 2014 als «Schwinger des Jahres» ausgezeichnet. Der gelernte Landwirt und Metzger ist Mitglied des Schwingklubs Kirchberg und lebt im bernischen Alchenstorf.

# Der König der Schweiz hat keine Bodyguards

Er verteidigt sich selbst.

Am Eidgenössischen **Schwing- und Älplerfest**.





«Schwinger sind die besseren Verlierer»: Schwingfest in Chur, 2011.

## Volkssport

# Königreich des Hosenlupfs

**Von Thomas Renggli — Die Schweiz steht für Demokratie und Selbstbestimmung. Doch alle drei Jahre kürt sie einen Monarchen. Audienz in der Welt der Bösen.**

Technisierung, Virtualisierung, Globalisierung. Die Welt scheint sich immer schneller zu drehen. Unsere Freunde treffen wir auf Facebook, die Nachrichten erhalten wir via Twitter. Das Smartphone ist unser Leben. Pokémon Go!

Auch die alten Eidgenossen können sich der Moderne nicht entziehen. Ihr Schwing- und Älplerfest hat sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten zum grössten regelmässig stattfindenden Sportereignis des Landes entwickelt. 2013 in Burgdorf kamen 300 000 Zuschauer, das Budget betrug rund 30 Millionen Franken. In Estavayer-le-Lac wird zwischen dem 26. und 28. August mit ähnlichen Zahlen gerechnet.

Trotzdem wehren sich die Mannen in ihren Zwilchhosen erfolgreich gegen den Lauf der Zeit. Wie am ersten Eidgenössischen 1895 in Biel ist ihre Arena werbefrei. Die Pausen-Show übernimmt der Jodelchor. Fahnen Schwinger schwingen Fahnen. Alphornbläser blasen ins

Horn. Der Hauptpreis kommt auf vier Beinen daher. Die Traditionen haben den Untergang der «Titanic», zwei Weltkriege, die Mondlandung und die Erfindung des Internets überlebt.

### Der Verhaltenskodex

Das Fachmagazin *Schlussgang* weist das Publikum in einem Verhaltenskodex ausdrücklich darauf hin, dass ein Schwingfest kein VIP-Anlass ist – und Cüplitrinken ebenso verpönt sei wie das Tragen von Krawatten. Der «Schwingknigge» im Detail:

#### Was ich an einem Schwingfest tun darf:

- Alkohol trinken (besonders Kafi Schnaps und Bier)
- Znüni selber mitbringen
- Käseschnitte probieren
- Die Festwirtschaft besuchen
- Lockere Freizeitbekleidung und/oder Schwingerhemd (Edelweiss) tragen

- Mich sportlich, fair und respektvoll verhalten
- Pünktlich zum ersten Gang Platz nehmen
- Nicht vor dem Schlussgang abreisen

#### Was ich an einem Schwingfest nicht tun soll:

- Champagner trinken, Kaviar essen
- Im Anzug oder in eleganter Kleidung erscheinen
- Englische Ausdrücke verwenden
- Flaschen oder andere Gegenstände werfen
- Kampfrichter oder Schwinger auspfeifen
- Reklamieren bei strittigen Entscheidungen
- Regen- und Sonnenschirme mitbringen

Der Appell hat Erfolg. Von April bis Oktober werden die urhelvetischen Werte auf und bei unzähligen Schwingplätzen gelebt – von Langnau bis Uzwil, von Adelboden bis Plaffeien, auf dem Bachtel, Ricken, Säntis und dem Brünig. Paul Vogel, der Obmann des Eidgenössischen Schwingerverbands, führt die stetig wachsende Popularität des Nationalspiels auch auf den Zeitgeist zurück: «In den 1980er Jahren galt unser Sport als altmodisch und der Schwinger als stur. Heute aber sind Tradition und Brauchtum wieder im Kommen. Die Leute sehen, wie friedlich und gesittet es bei uns zugeht.»



An Schwingfesten gelten besondere Regeln. Das betrifft auch die Rolle des Platzsprechers. Der Solothurner Dagobert Cahannes, berühmtester Speaker des Landes und in dieser Funktion in Estavayer zum neunten Mal am Eidgenössischen im Einsatz, stellt klar: «Man darf nicht zu viel sagen. Das Schwingerpublikum will keinen Zirkus, sondern nüchtern über die Einteilungen und Kampffolge informiert werden.» Zwischenresultate werden nur sehr zurückhaltend bekanntgegeben. Denn ein wichtiger Finanzierungsfaktor jedes Schwingfestes ist der Verkauf der Zwischenranglisten. Preis: 1 Franken.

Vor der Macht des Fernsehens müssen am Eidgenössischen aber selbst die urchigsten Mannen kapitulieren. Um die Noten und die Ergebnisse von den einzelnen Sägemehlingen ohne Verzögerung an die TV-Produktion zu übermitteln, setzt das Schweizer Fernsehen seit 2010 auf den Datentransfer via iPad. Der offizielle Dienstweg wäre mit dem medialen Tempo nicht vereinbar: Er verläuft vom Kampfgericht am Sägemehl über die Täfelibuebe als Meldeläufer bis zum Rechnungsbüro in der Juryzentrale. Der frühere Verbandsobmann Ernst Schläpfer wehrte sich vehement gegen die Digitalisierung des Datentransports, letztlich musste aber auch er einsehen, dass die Neuerung weder den Wettkampfverlauf noch die Glaubwürdigkeit des Sports tangiert.

Rolf Gasser, der Geschäftsleiter des Eidgenössischen Schwingerverbandes, betont, dass es wichtig sei, die Balance zwischen Werterhaltung und Erneuerung zu finden, die Urtümllichkeit und Bodenständigkeit dürfe aber nie verlorengehen: «Es wäre ein grosser Fehler, am Schwingen Grundsätzliches zu verändern. Im Zentrum der Veranstaltungen stehen der Festcharakter und das friedliche Kräfteressen. Das suchen die Menschen heute immer mehr.»

**«Ein Schwinger geht nach dem Fest wieder zur Bütz – egal, ob er gewonnen hat oder nicht.»**

Schon Jeremias Gotthelf machte eine ähnliche Feststellung. Er lobte die «chäche Manne» als Hüter der schweizerischen Eigenart und stellte fest, dass das Schwingen einer Ordnung diene, die «allenthalben ist und immer Bestand» habe.

#### Eidgenössische Top-Athleten

Tatsächlich sind Respekt, Zusammengehörigkeit und Solidarität in dieser eigenen Welt keine leeren Worte. Braucht das Organisationskomitee vor dem Anschwingen helfende Hände, müssen zum Beispiel noch Bierfässer hinter die Theke getragen oder die Bänke und Tische

im Festzelt aufgestellt werden, packen auch die Schwinger mit an. König Matthias Sempach bezeichnet dies als Ehrensache. Das wäre, als würde Xherdan Shaqiri vor einem Fussballländerspiel den Rasen mähen oder die Seitenlinien ziehen – eher undenkbar.

Apropos Fussball und Schwingen: Lassen sich das internationale Milliardengeschäft und das Schweizer Nationalspiel miteinander vergleichen? Hanspeter Latour, Fussballtrainer mit erfolgreicher Vergangenheit in Thun, Zürich und Köln, kann aus erster Hand davon berichten. Seit er 2010 vor der Berner (Schwing-)Mannschaft einen Motivationsvortrag gehalten hat, ist er dem Schwingsport verbunden – auch als freundschaftlicher Berater des diesjährigen Brünig-Siegers Thomas Sempach: «Der Schwinger und der Fussballer sind beide sehr ehrgeizig und erfolgsorientiert. Aber der Schwinger ist der bessere Verlierer.»

Den Hauptgrund sieht Latour in der täglichen Arbeit neben dem Sport: «Ein Schwinger geht am Morgen nach dem Fest wieder zur Bütz – egal, ob er gewonnen hat oder nicht. Im Fussball geht's um die Existenz. Verlierst du einmal zu viel, bist du arbeitslos.» Als Latour das erste Mal als Zuschauer zum Brünig-Schwinget reiste, machte er auf der Tribüne eine spezielle Erfahrung: «Als ich mich auf meinen Platz setzte, drehten sich alle nach mir um – aber nicht, weil ich Hanspeter Latour bin,

**HONDA**  
The Power of Dreams

# DIE NEUEN SUV-MODELLE VON HONDA

**LEASING ab 0%**



**HR-V**  
AB CHF 24 500.–



**CR-V**  
AB CHF 25 900.–

Eco-Bonus je nach Modell, gültig bis 30.09.2016. CR-V 1.6 i-DTEC Comfort 2WD, 5 Türen, 120 PS, 1597 cm<sup>3</sup>: Katalogpreis CHF 29 900.–, – Eco-Bonus CHF 5 000.–, ergibt CHF 24 900.–. Monatliche Leasingrate bei einer freiwilligen ersten Leasingrate von 30% des Katalogpreises, einer jährlichen Fahrleistung von 10 000 km und einer Leasingdauer von 36 Monaten: CHF 99.–/Monat. Jährliche Gesamtkosten bei einem Zinssatz von 0% (effektiver Zinssatz 0,1%): CHF 9.– (exkl. Amortisation und Versicherung des Leasingobjekts). Leasingverträge werden nicht gewährt, falls diese zur Überschuldung der Konsumentin oder des Konsumenten führen. Finanzierung durch die Cembra Money Bank. Gesamtverbrauch kombiniert: 4,4 l/100 km, Benzinäquivalent: 4,9 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen gemischter Zyklus: 115 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen: 139 g/km). Energieeffizienz-Kat.: A (Foto: CR-V 1.6 i-DTEC 4WD Executive, 5 Türen, 160 PS, 1597 cm<sup>3</sup>: Katalogpreis: CHF 41 800.– Gesamtverbrauch: 5,1 l/100 km, Benzinäquivalent: 5,7 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 133 g/km. Energieeffizienz-Kat.: C). HR-V 1.6 i-DTEC Comfort, 5 Türen, 120 PS, 1597 cm<sup>3</sup>: Katalogpreis CHF 25 000.–, – Eco-Bonus CHF 500.–, ergibt CHF 24 500.–. Gesamtverbrauch: 4,0 l/100 km, Benzinäquivalent: 4,5 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 104 g/km. Energieeffizienzklasse: A (Foto: HR-V 1.6 i-DTEC Executive, 5 Türen, 120 PS, 1597 cm<sup>3</sup>: Katalogpreis CHF 31 500.–, Gesamtverbrauch: 4,1 l/100 km, Benzinäquivalent: 4,5 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 108 g/km. Energieeffizienz-Kat.: A).



## Kommerz

# Wer wird Millionär?

## Trotz Amateurstatus spielt das Geld im Schwingen eine grosse Rolle.

Die Hauptdarsteller legen Wert darauf, dass sie ausnahmslos einem geregelten Beruf nachgehen. Doch die Professionalisierung hat längst eingesetzt – zumindest an der Spitze. Der Wert des Königstitels wird von Marketingexperten auf 500 000 Franken geschätzt. Rolf Gasser, Geschäftsleiter des Eidgenössischen Schwingerverbands (ESV), will diese Zahl nicht kommentieren. Weil aber alle Schwinger zehn Prozent ihrer Sponsoreneinnahmen an den Verband abgeben müssen, kann er das (deklarierte) Gesamtvolumen ziemlich genau beziffern: «Es lag im vergangenen Jahr bei rund 170 000 Franken, wobei wir von einer kleinen Dunkelziffer ausgehen.»

Die Grossverdiener lassen sich an einer Hand abzählen: «Der Hauptteil des Kuchens wird unter den Top fünf verteilt.» So erstaunt es nicht, dass sich um die Besten immer mehr Manager und Einflüsterer tummeln. Diese steigern zwar den Umsatz, kassieren aber fröhlich mit: Branchenüblich ist eine Beteiligung von 20 Prozent.

Gasser empfiehlt jungen Schwingern, mit Leuten aus dem Verband zusammenzuarbeiten. Doch letztlich sei es jedem selber überlassen, wem er vertrauen wolle. Strikt sind die Regularien dazu, wo, wie und wofür geworben werden darf. Untersagt ist Werbung für Tabak sowie für sexistische und politische Inhalte. Mit Schwingerhosen dürfen die Athleten nur werben, wenn sie gleichzeitig das Wettkampftue tragen, mit dem Kranz nur, wenn sie die Verbands-tracht tragen. Der ESV hat erkannt, dass er sich offensiv verteidigen muss. So liess er den Begriff «Schwingerkönig» rechtlich schützen. Dasselbe strebt er mit Ausdrücken wie «Kranz» und «Eichenlaub» an.

An der werbefreien Arena sowie an den werbefreien Tenues soll sich nichts ändern. Gleichzeitig wird das Stadion – am Eidgenössischen mit 52 000 Plätzen die grösste temporäre Arena der Welt – durch das Rahmenprogramm querfinanziert. Auf dem Festgelände können während dreier Tage sechzig Firmen ihre Produkte präsentieren. Auch der Hauptpreis trägt einen Sponsorennamen: Der vom sportfreundlichen Milchwarenproduzenten Cremo gestiftete Muni heisst «Mazot de Cremo». Der Sieger dürfte aber dankend ablehnen – und den Scheck über 30 000 Franken vorziehen. (tre)

sondern weil seit Jahrzehnten ein anderer auf diesem Platz gegessen hatte.»

Auf den Tribünen herrscht das freundeidgenössische Anciennitätsprinzip. Im Sägemehl entwickelt sich der moderne Schwinger physisch und athletisch immer mehr zum mehrheitsfähigen Spitzensportler. Die Könige der jüngeren Vergangenheit, Jörg Abderhalden, Kilian Wenger und Matthias Sempach, könnten aufgrund ihrer Physis und ihres Trainingsaufwands auch Schwimmer oder Zehnkämpfer sein. Christian Stucki, der Berner Gigant mit einem Wettkampfgewicht um die 150 Kilogramm, sprengt den Rahmen des heutigen Sägemehlkämpfers.

Etwas verbindet aber alle Schwinger: Abgesehen von Stippvisiten bei Festen von Auslandsschweizer-Gemeinden in Nordamerika oder Südafrika stossen sie an der Grenze an ihre sportlichen Limiten. Der Schwingerkönig darf zwar für sich die Weltherrschaft beanspruchen, trotzdem beschränkt sich sein Einflussgebiet faktisch auf das Schweizerland.

### Ringende Schwinger

Damit wollten sich nicht alle zufriedengeben. Im Zuge der Horizonterweiterung versuchten Spitzenschwinger immer wieder den Spagat zum Ringen – teilweise mit grossen Erfolgen. Erstes prominentes Beispiel war Robert Roth. Der Berner gewann 1919 und 1922 den Königstitel. Sozusagen im Vorbeiweg holte er an den Olympischen Spielen 1920 in Antwerpen die Goldmedaille im Schwergewicht der Freistilringer. Oder Fritz Hagmann, 1927 der Sieger des ersten Kilchberger Schwinget. Er gewann an den Olympischen Spielen 1924 Ringer-Gold im Mittelgewicht. Willy Lardon, Schwingerkönig 1937 und 1943 sowie Erstgekrönter

---

### «Wer an einem Schwingfest zu grossspurig auftritt, macht sich keine Freunde.»

---

1945, holte im Ringen zweimal EM-Silber und nahm an zwei Olympischen Spielen (1948, 1952) teil. Der Eidgenössische Schwingerverband hatte für diesen Ausflug jedoch wenig Verständnis und verbot dem Bernjurassier als international aktivem Athleten die Teilnahme am Eidgenössischen 1940. Silvio Rüfenacht schliesslich, der Schwingerkönig von 1992, setzte seine ringerischen Akzente innerhalb der Landesgrenzen und wurde elfmal Schweizer Einzel-Meister.

Heute wären derartige Seitensprünge aufgrund des gesteigerten Trainingsaufwands kaum mehr möglich: «Mein Körper brauchte zwischen Saisonende und Trainingsbeginn die zwei Monate Pause», sagt Jörg Abderhalden. Trotzdem böte sich den helvetischen Sägemehl-Gladiatoren in artverwandten Sportarten durchaus ein internationales Auslaufgebiet –

zum Beispiel in Island, wo nicht nur gut Fussball gespielt und archaisch gebrüllt wird. Die dortige Form des Ringkampfes (Glíma) kommt dem Schwingen so nahe wie sonst kein anderer Sport. Weltweit existieren rund zwanzig Formen des Gürtel- und Kleiderringens. In Sambia etwa gilt das gambische Wrestling als Nationalsport Nummer eins. Die besten Kämpfer sind Profis, das Fernsehen überträgt jedes Wochenende live.

### Im Clinch mit Leutschenbach

Gegen derartige Zustände wehrte sich die Schwingerfamilie lange vehement. Erstmals wagte sich das Schweizer Fernsehen 1966 in Frauenfeld an ein Eidgenössisches – und wurde von den Gralshütern der Schwinger-Ethik als Eindringling und Ärgernis wahrgenommen. Der Sportjournalist und Schwingexperte Albert Huwyler, als erster Fernsehvorkämpfer ans Sägemehl geschickt, erinnert sich: «Zusammen mit Sportchef Martin Furgler wollten wir filmen. Doch die Schwinger machten uns schnell klar, dass sie davon gar nichts hielten. Wir wurden vom Festplatz gewiesen und durften nur hinter den Kulissen drehen.» Die Lage spitzte sich für Huwyler 1972 zu: «Wir erlaubten uns am Eidgenössischen in La Chaux-de-Fonds gewisse Entscheide des Kampfgerichts kritisch zu hinterfragen. Das kam beim Verbandsobmann Ernst Marti gar nicht gut an.» Als Huwyler im folgenden Jahr vom Nordwestschweizer Schwingfest in Kappel SO berichten wollte, erteilte ihm Marti ein Platzverbot.

Das Misstrauen gegen das Scheinwerferlicht hielt sich erstaunlich lange. Eine umfassende Live-Berichterstattung vom Eidgenössischen gibt es erst seit 2004. Mittlerweile gehören die Übertragungen dieses Anlasses zu den Höhepunkten im Kalender der SRG. Aus Estavayer-le-Lac berichtet das Schweizer Fernsehen an den beiden Wettkampftagen jeweils achteinhalb Stunden live. Neben den hauseigenen Kommentatoren und Moderatoren sind die Könige Jörg Abderhalden, Thomas Sutter und Adrian Käser als Experten im Einsatz. Matthias Hüppi, der als Moderator in die Hosen steigt, kann nur Gutes über die Umgangsformen am Sägemehlrand berichten: «Ich habe die Schwinger als hilfsbereite und weltoffene Menschen kennengelernt – auch uns Medien-schaffenden gegenüber.»

Der St. Galler spricht von einer Bodenständigkeit und einem gegenseitigen Respekt, wie man es in anderen Sportarten nicht findet. Für alle Novizen hat er aber einen wichtigen Tipp: «Eine gewisse Demut ist angebracht. Wer an seinem ersten Schwingfest zu grossspurig auftritt und das Gefühl verbreitet, er wisse alles besser, macht sich keine Freunde.» Hüppis Worte sind ernst zu nehmen. Es ist der eigenen Gesundheit förderlich, wenn man es sich mit den bösesten Eidgenossen nicht verscherzt. ○

# DER NEUE TOYOTA RAV4



TOYOTA

ALWAYS A  
BETTER WAY

## 4x4 UND HYBRID

### DIE IDEALE KOMBINATION FÜR DIE SCHWEIZ.



LEASING  
JETZT AB  
0,9%

TOYOTA SETZT NEUE MASSSTÄBE UND VEREINT 60 JAHRE 4x4-KOMPETENZ MIT DER FORTSCHRITTLICHSTEN HYBRID TECHNOLOGIE.

DER RAV4 AB CHF 27'900.-\*

TOYOTA.CH

\*Empf. Netto-Verkaufspreis nach Abzug der Cash-Prämie, inkl. MwSt. RAV4 Luna 4x4, 2,0 M/T, 112 kW, CHF 29'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'000.- = CHF 27'900.-. Abgeb. Fahrzeug: RAV4 Hybrid Style FWD, 2,5 HSD, 145 kW, CHF 41'400.-, Ø Verbr. 5,0l/100 km, Ø CO<sub>2</sub> 116 g/km, En.-Eff. B, Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 139 g/km. Leasingkonditionen: Eff. Jahreszins 0,90%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Kaution vom Finanzierungsbetrag 5% (mind. CHF 1'000.-), Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung vom 1. August 2016 bis 30. September 2016 oder bis auf Widerruf. Abbildung zeigt aufpreispflichtige Optionen.



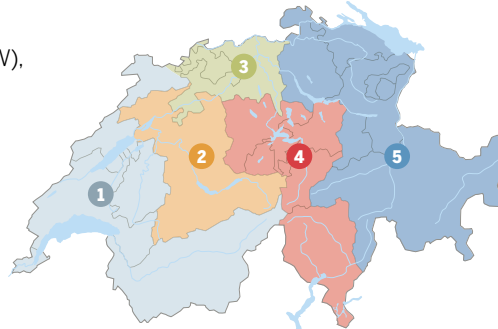
# Zahlen und Fakten

Von *Alessandro Massaro* — Der Schwingsport erfreut sich wachsender Popularität. Die Besucherzahlen an den Eidgenössischen Schwingfesten steigen, Schwinger werden als Werbeträger immer beliebter.

## Traditionen

Organigramm des Eidgenössischen Schwingerverbandes (ESV), gegliedert in Teilverbände, Gau- und Kantonalverbände

<b>1</b> SWSV <b>Südwestschweizer Schwingerverband</b> Gründung: 1904	<b>Neuchâtel</b> , 1918 (Gründung) <b>Fribourg</b> , 1921 <b>Genève</b> , 1921 <b>Vaud</b> , 1923 <b>Valais</b> , 1923 <b>Jura</b>
<b>2</b> BKS <b>Bernisch-Kantonaler Schwingerverband</b> Gründung: 1901	<b>Mittelland</b> , 1893 <b>Oberland</b> , 1893 <b>Emmental</b> , 1898 <b>Oberaargau</b> , 1899 <b>Seeland</b> , 1905 <b>Jura bernois</b> , 1921



<b>3</b> NWSV <b>Nordwestschweizerischer Schwingerverband</b> Gründung: 1896	<b>Solothurn</b> , 1895 <b>Aargau</b> , 1906 <b>Basel-Stadt</b> , 1907 <b>Baselnd</b> , 1908
<b>4</b> ISV <b>Innerschweizer Schwingerverband</b> Gründung: 1893	<b>Ob-/Nidwalden</b> , 1890 <b>Uri</b> , 1917 <b>Zug</b> , 1917 <b>Luzern</b> , 1919 <b>Schwyz</b> , 1923 <b>Tessin</b> , 2012
<b>5</b> NOSV <b>Nordostschweizer Schwingerverband</b> Gründung: 1893	<b>Glarus</b> , 1904 <b>Thurgau</b> , 1905 <b>St.Gallen</b> , 1908 <b>Appenzell</b> , 1910 <b>Schaffhausen</b> , 1911 <b>Zürich</b> , 1911 <b>Graubünden</b> , 1913

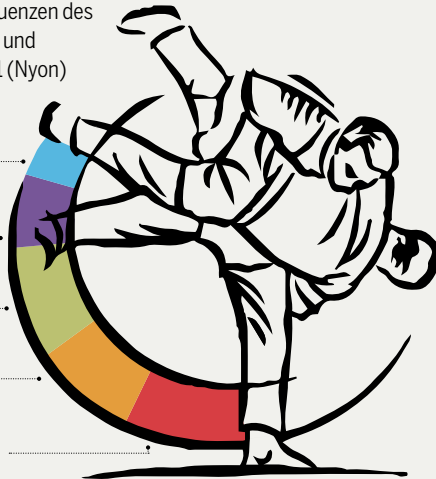
<b>4</b> ISV <b>Innerschweizer Schwingerverband</b> Gründung: 1893	<b>Ob-/Nidwalden</b> , 1890 <b>Uri</b> , 1917 <b>Zug</b> , 1917 <b>Luzern</b> , 1919 <b>Schwyz</b> , 1923 <b>Tessin</b> , 2012
<b>5</b> NOSV <b>Nordostschweizer Schwingerverband</b> Gründung: 1893	<b>Glarus</b> , 1904 <b>Thurgau</b> , 1905 <b>St.Gallen</b> , 1908 <b>Appenzell</b> , 1910 <b>Schaffhausen</b> , 1911 <b>Zürich</b> , 1911 <b>Graubünden</b> , 1913

**Total: 177 Schwingklubs**

### Steigende Besucherzahlen

Entwicklung Besucherfrequenzen des Eidgenössischen Schwing- und Älplerfests (Esaf) von 2001 (Nyon) bis 2013 (Burgdorf)

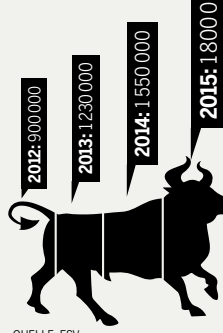
- 2001 (Nyon): **110 000 Zuschauer**
- 2004 (Luzern): **200 000 Zuschauer**
- 2007 (Aarau): **280 000 Zuschauer**
- 2010 (Frauenfeld): **260 000 Zuschauer**
- 2013 (Burgdorf): **300 000 Zuschauer**



QUELLE: HOCHSCHULE LUZERN

### Steigende Werbeeinnahmen

Einnahmen der Schwinger in Franken – 10 Prozent davon fließen zum Schwingerverband



QUELLE: ESV

### Vorne mit dabei

Die Top 20 der meistgesehenen Sendungen im Schweizer Fernsehen

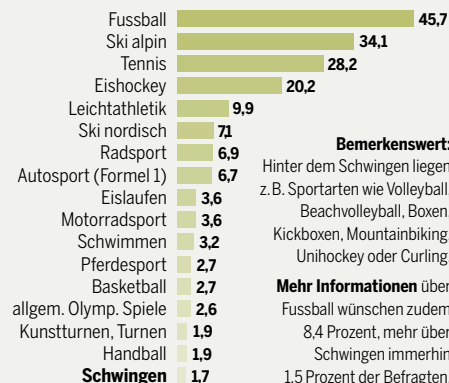
Jahr	Sendung	Zuschauer* u. Marktanteil
1	2014 <b>Fussball: WM 2014, Argentinien - Schweiz</b>	<b>1 506 000</b> 74,2%
2	2014 <b>Fussball: WM 2014, Honduras - Schweiz</b>	<b>1 481 000</b> 78%
3	2014 <b>Fussball: WM 2014, Schweiz - Ecuador</b>	<b>1 440 000</b> 73,6%
4	2014 <b>Fussball: WM 2014, Final, Deutschland - Argentinien</b>	<b>1 419 000</b> 60%
5	2012 <b>Fussball: EM 2012, Final, Spanien - Italien</b>	<b>1 286 000</b> 56,1%
6	2014 <b>Fussball: WM 2014, Schweiz - Frankreich</b>	<b>1 218 000</b> 63,6%
7	2013 <b>Eishockey: WM-Final, Schweiz - Schweden</b>	<b>1 176 000</b> 52,7%
8	2011 <b>Die grössten Schweizer Talente</b> , Finalsendung	<b>1 056 000</b> 46,8%
9	2011 <b>Tagesschau</b> vom 23. Oktober 2011	<b>1 039 000</b> 54,3%
10	2011 <b>Tagesschau</b> vom 20. März 2011	<b>1 003 000</b> 51,8%
11	2012 <b>Ski alpin: Weltcup-Abfahrt Männer, Wengen</b>	<b>998 000</b> 73,4%
12	2015 <b>Ski alpin: Weltcup-Abfahrt Männer, Wengen</b>	<b>988 000</b> 70,7%
13	2011 <b>Tagesschau</b> vom 13. März 2011	<b>976 000</b> 47,9%
14	2011 <b>Tagesschau</b> vom 14. März 2011	<b>964 000</b> 56,4%
15	2013 <b>Schwingen: Eidg. Schwing- und Älplerfest 2013, Schlussgang</b>	<b>961 000</b> 78,5%
16	2014 <b>Tagesschau</b> vom 5. Januar 2014	<b>942 000</b> 51%
17	2012 <b>Tagesschau</b> vom 9. Januar 2012	<b>940 000</b> 53,6%
18	2014 <b>Fussball: WM 2014, Brasilien - Deutschland</b>	<b>937 000</b> 54,5%
19	2015 <b>«DOK»-Serie: Auf und davon – Die Auswanderer ein Jahr danach</b>	<b>936 000</b> 47,7%
20	2012 <b>Tagesschau</b> vom 5. Februar 2012	<b>933 000</b> 50,3%

QUELLE: SRF

\*im Durchschnitt

### Diese Sportarten interessieren uns

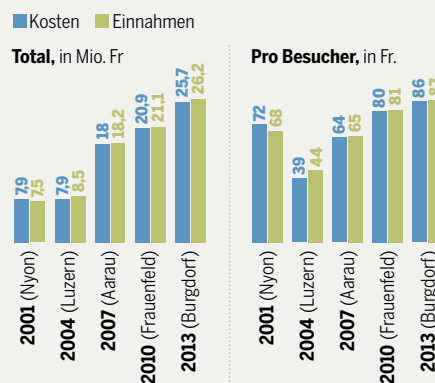
In Prozent der Wohnbevölkerung, im Alter von 15 bis 74 Jahren



QUELLE: BUNDESAMT FÜR SPORT BASPO

### Ausgeglichene Kosten und Einnahmen

Entwicklung der Kosten und Einnahmen (Total) der Esaf von 2001 (Nyon) bis 2013 (Burgdorf)



QUELLE: HOCHSCHULE LUZERN

# Schwingen für Anfänger

Von Thomas Renggli — Kurz, Lätz, Buur, Schlungg oder Wyberhaken: Mit etwas Fachwissen hat man beim Eidgenössischen die besseren Karten. Schnellbleiche für Sägemehl-Novizen.



Nur der Sieger geht mit der Zwilchhose nach Hause.

**Ausstich** — Am Eidgenössischen: Kranzausstich. Hier werden die Kränze vom Fallobst getrennt.

**Bergkranz** — Eines der wertvollsten Insignien im Sägemehl. Wird an den prestigeträchtigen Bergfesten (z. B. Brünig, Schwägalp, Schwarzsee) verliehen.

**Chefin** — Am Eidgenössischen in Estavayer-le-Lac hat erstmals eine Frau die Hosen an. Als Festdirektorin waltet die 39-jährige Entlebucher Juristin Isabelle Emmenegger. Bisher beschränkte sich der weibliche Beitrag auf den Part der Ehrendamen.

**Dagobert Cahannes** — Die Stimme des Schwingsports. Der gewichtigste und schlagfertigste Speaker seit dem Rütli Schwur.

**Einteilung** — Freundeidgenössische Alternative zur Auslosung. Kann die Gemüter erhitzen und die Köpfe zum Rauchen bringen. Würde die Fifa so verfahren, hätte die Ethikkommission (noch) mehr zu tun.

**Frauenschwingen** — Von den Gralshütern der Eidgenossenschaft skeptisch beurteilt. Seit 1992 sind die Schwingerinnen in einem eigenen Verband organisiert. Die Königin wird im

Jahresrhythmus erkoren. Die amtierende Sägemehl-Regentin ist die Schwyzerin Sonia Kälin.

**Gang** — Schwingersprache für «Runde». Am Eidgenössischen werden acht Gänge geschwungen, an einem eintägigen Fest sechs.

**Hosen** — Sind im Schwingen aus Zwilch, gehören dem Veranstalter und dürfen am Eidgenössischen nur vom Sieger nach Hause genommen werden.

**Wer nicht um 7.30 Uhr beim Anschwingen in der Arena sitzt, entlarvt sich als Banause.**

**Innerschweizer** — Bilden den mitgliederstärksten Teilverband – sind aber in der Erfolgsstatistik in Rücklage. Stellten erst einmal den König (1986: Heinrich Knüsel).

**Jodlerzeitung** — Offizielles Organ des Eidgenössischen Schwingerverbands.

**Kurz** — Dieser ist nie ein Lätz. Der häufigste der 34 Schwünge und besonders beliebt bei Neuschwingern. In der Regel wird links ange-tauscht und der Gegner mit dem linken Bein ausgehebelt.

**Lebendpreise** — Werden von den Schwingern ohne Bauernhof in der Regel gegen Bares eingetauscht. Der Siegermuni am Eidgenössischen trägt den Namen «Mazot de Cremo» und hat einen Gegenwert von 30 000 Franken.

**Noten** — Sind entscheidend, verbinden das Schwingen mit dem Eiskunstlaufen. Die Skala reicht von 10.00 (Plattwurf) bis zu 8.50 (Niederlage nach passiver Schwingweise).

**Obmann** — Freundeidgenössischer Ausdruck für «Präsident».

**Pünktlichkeit** — Ist an einem Schwingfest oberstes Gebot – auch für Zuschauer. Wer nicht um 7.30 Uhr beim Anschwingen in der Arena sitzt, entlarvt sich als Sägemehl-Banause.

**Quantität** — Ist im Nationalspiel ebenso wichtig wie Qualität. Das Schwingen kennt im Gegensatz zum Boxen und zum Ringen keine Gewichtsklassen.

**Regenschirme** — An einem Schwingfest verpönt. Gegen Nässe und Kälte sind Militärpele- rinen politisch korrekt.

**Schönschwingerpreis** — Wird nur am alle sechs Jahre stattfindenden Kilchberger Schwinget vergeben. Als Jurymitglieder fungieren die anwesenden Schwingerkönige sowie Kilchberger-Sieger.

**Turnerschwinger** — Gehören im Gegensatz zu Sennenschwingern einem Turnverein an; sie tragen Weiss.

**Unspunnenfest** — Ältestes Alphirtenfest. Findet in der Neuzeit alle sechs Jahre in Interlaken statt – das nächste Mal 2017.

**Werbeverbot** — In der Schwingarena und auf den Tenues der Schwinger sind Reklameaufschriften untersagt.

**Wyberhaken** — Wurde den Schweizer Frauen zur Verteidigung gegen aufdringliche französische Soldaten beigebracht (kann auch gegen Schweizer eingesetzt werden).

**Xaver Omlin** — Brünig-Sieger 1934.

**Yverdon** — Ort am Neuenburgersee, 19 Kilometer von Estavayer-le-Lac entfernt.

**Zürich** — Sägemehl-Provinz, gleichzeitig aber auch Heimatort des ältesten Schwingklubs der Schweiz – Gründungsjahr 1887. Auch punkto Mitgliederzahl sind die Zürcher die Nummer eins. Grund: Die Mitgliedschaft beim Schwingklub Zürich erhöht die Chance auf eine Einladung (als Zuschauer) an den Kilchberger Schwinget. ○



# Die Besten unter den Bösen

Von *Martin Born und Thomas Renggli* — Mit Weltklasseathleten wie Roger Federer, Giulia Steingruber oder Fabian Cancellara macht die Schweiz von sich reden. Nicht weniger Anerkennung geniessen im eigenen Land die besten Schwinger. Porträts von sechs Ikonen des eidgenössischen Volkssports.

## Ernst Schläpfer: Doktor des Schwingens

Ernst Schläpfer gewann in den 1980er Jahren fast alles, was es zu gewinnen gab: zwei Mal das Eidgenössische, als einziger amtierender Schwingerkönig vor Matthias Sempach den Kilchberger Schwinget, die prestigeträchtigen Bergfeste (Brünig, Rigi, Schwarzsee, Stoos) sowie sämtliche Teilverbandsfeste. Nur einmal



*Stupende Wurftechnik:* Ernst Schläpfer.

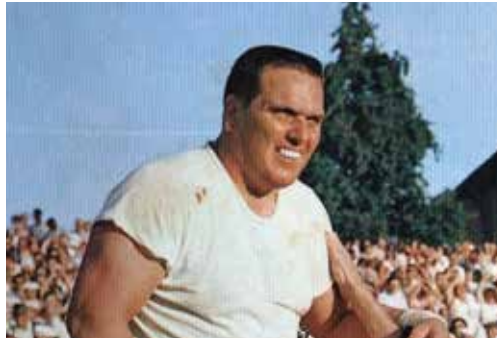
zog er in einem wichtigen Moment den Kürzeren – als er am Eidgenössischen 1986 in Sitten auf dem Weg zum dritten Königstitel im Schlussgang von Harry Knüsel ins Sägemehl befördert wurde.

Trotz dieser Niederlage geht Schläpfer als mit Abstand Bösester jener Zeit in die Geschichte ein. Es waren weniger seine körperlichen Voraussetzungen als die technische Extraklasse, die den «nur» 183 cm grossen Appenzeller zum Dominator machte. Mit seiner Vielseitigkeit und der stupenden Wurftechnik gewann er während seiner Laufbahn eine stattliche Herde von vierzig Munis. Schläpfer gilt als erster Schwinger, der nach modernen Methoden trainierte und der physischen Grundlagenarbeit erhöhte Beachtung schenkte. Nach seinem Rücktritt führte er zwischen 2008 und 2011 den Verband als Obmann.

Seine Biografie steht ziemlich quer in der Schwinger-Landschaft. Von 2001 bis 2004 sass er für die Sozialdemokraten im Schaffhauser Kantonsrat. 1988 hatte er an der ETH Zürich mit der Dissertation über das Thema «Bewertung und Einschätzung von Schlachttieren der Kategorien Kühe, Jungbullen und Kälber unter schweizerischen Verhältnissen» doktriert. Für seine Lebendpreise war dies keine gute Nachricht. (*tre*)

## Karl Meli: Riese aus Winterthur

Der Winterthurer Karl Meli gilt als bösester Schwinger der Geschichte. Am 12. März 2012 verabschiedete er sich mit 73 Jahren in die Ewigkeit. Doch seine Rekorde sind unsterblich. 188 cm gross, 130 kg schwer, Hände wie die Pranken eines Bären: Karl Meli war ein Riese im Sägemehl. Dank technischem Geschick



*Geheimtrunk:* Karl Meli.

und unerschütterlichem Angriffsgeist schwang er während 22 Jahren obenauf – zwischen 1956 und seinem Rücktritt 1978. Seine explosiven Kurzzüge und die risikoreichen Schlungg-Angriffe sind legendär. Bei 135 Kranzfesten ging er nur einmal ohne Eichenlaub nach Hause – weil er verbotenerweise den Kampfrichtern ins Notenblatt schielte und mit einem Punkteabzug bestraft wurde.

Die Bilanz lässt keine Missverständnisse zu: 61 Kranzfestesiege, 110 weitere Festsiege, sagenhafte neun eidgenössische Kränze, zwei Königstitel und als Einziger zweifacher Sieger am Kilchberger. Meli war der Superstar seiner Zeit. Selbst Rüedu Hunsperger, der dreifache König, verneigt sich vor seinem Rivalen: «Für mich ist Karl Meli der grösste Schwinger aller Zeiten.» Der Winterthurer stand für den Geist und die Ehrenhaftigkeit des Nationalspiels. Bis kurz vor seinem Tod war er fast täglich im familieneigenen Restaurant, dem «Sternen» im Winterthurer Stadtkreis Veltheim, anzutreffen. Im selben Haus unterhält heute seine Tochter Irène Bodenmann-Meli das einzige Schwingermuseum der Schweiz. Ernährungstechnisch ging Meli unübliche Wege. Während der Feste setzte er jeweils auf einen Geheimtrunk. Lange nach seinem Rücktritt verriet er dessen Zusammensetzung: einen halben Liter Weisswein, sechs Eier, Zucker sowie 40 Gramm Schnaps. Prost! (*tre*)

## Jörg Abderhalden: Grand-Slam-Sieger

Bern (1998), Luzern (2004) und Aarau (2007): Mit drei Königstiteln ist Jörg Abderhalden der erfolgreichste Schwinger der Neuzeit. Und damit hat sich sein Palmarès nicht erschöpft. 1999 gewann er das Unspunnenfest, 2002 den Kilchberger Schwinget. So ist der Toggenburger der einzige Schwinger, der alle wichtigen



*«Grand-Slam-Sieger»:* Jörg Abderhalden.

Titel holte und sich (inoffiziell) «Grand-Slam-Sieger» nennen darf.

Abderhalden war auch einer der ersten Sägemehl-Athleten, die auf den Zug der Kommerzialisierung aufsprangen. Für öffentliche Auftritte verlangte er in der Regel vierstellige Summen. Dies machte ihn für einige Traditionalisten zum «Nestbeschmutzer» und führte zu Familienstreitereien. Abderhaldens Götti ist der frühere Verbandsobmann (und Schwingerkönig) Ernst Schläpfer – einer der lautesten Kritiker der Kommerzialisierung.

Abderhalden liess sich durch diese Unstimmigkeiten nicht aufhalten. Selbst nach dem dritten Kreuzbandriss im August 2009 auf der Schwägalp kämpfte er sich nochmals zurück – und griff 2010 in Frauenfeld nach dem vierten Königstitel. Doch gegen Kilian Wenger war er im entscheidenden Moment chancenlos.

Trotzdem: Mit (unter anderem) fünf eidgenössischen Kränzen, elf Siegen an Teilverbandsfesten und acht Bergkranzfest-Siegen setzte er Massstäbe für die Geschichtsbücher. 2007 wurde er zum «Schweizer des Jahres» gewählt. Bis zu dieser Auszeichnung wohnte die Familie Abderhalden in Nesslau an der Lindenstrasse. Dann schritt die lokale Strassenbenennungskommission ein und beförderte die Lindenstrasse zur Königstrasse. (*tre*)

## Willy Lardon: der Vielseitige

Estavayer-le-Lac liegt schon fast im Ausland. Wenigstens schwingerisch betrachtet. Im Sägemehl spielten die Romands in den letzten Jahren keine Rolle mehr. Beim letzten Eidgenössischen gab es keinen Kranz, beim Kilchberger Schwinget nicht einmal einen gewonnenen Gang. Zuletzt wurde vor 73 Jahren auf Französisch gefeiert, auch wenn der Sieger für die Berner schwang, und zwar 1943 in Court im Berner Jura: Im Mittelpunkt stand Willy Lardon, ein nur 92 Kilogramm schweres Kraftpaket, der im Schlussgang von Zug Werner Bürki «in hausehohem Bogen direkt in die Brücke hüfterte, wo er in eiserner Umklammerung festhielt und zu drückte bis zum Sieg» (Sportalbum.ch). Es war Lardons zweiter Titel nach 1937, wo er in Lau-



Feiern auf Französisch: Willy Lardon.

sanne als 21-Jähriger noch ein Überraschungssieger gewesen war. Ein dritter wäre fast gefolgt, doch weil er 1945 in Bern den Schlussgang mit Peter Vogt stellte («In 16 Minuten berührte kein Knie das Sägemehl»), reiste er lediglich als Erstgekrönter nach Hause.

Ein weiterer Königstitel blieb ihm 1943 verwehrt. Da durfte er nicht mitschwingen, weil er sich in jener Zeit an internationalen Ringwettkämpfen beteiligte. Lardon, dessen Familie im 16. Jahrhundert aus Frankreich fliehen musste, hielt sich an das Französische und machte keinen Unterschied zwischen *lutte* (Ringern) und *lutte* (Schwingen). Er war in beiden Sparten Weltklasse, was nur im Ringen wirklich eine Auszeichnung ist. Zweimal gewann er bei den Europameisterschaften die Silbermedaille, 1937 in München und 1946 in Stockholm. Es waren zwei Medaillen in Serie, weil es zwischen 1938 und 1945 keine EM gab – acht verpasste Gelegenheiten, bei denen er mehrmals hätte Gold gewinnen können. Bei den Olympischen Spielen von 1948 in London wurde er Neunter, 1952 in Helsinki, als 36-Jähriger, musste er wegen einer Verletzung aufgeben. Bei der WM 1951 wurde er Vierter. Lardon, dessen Sohn Francis mit dem EHC Biel Eishockeymeister wurde, war ein kompletter Sportler, der 1937 das Eidgenössische auch bei den Nationalturnern gewann. (mbo)

## Ruedi Hunsperger: der Rebell

Für «Rüedu» Hunsperger war es «ä huere Schissdräck». Freude kam keine auf, als er mit vierzehn von Schwingern überredet wurde, es doch einmal im Sägemehl zu versuchen. Er wäre lieber Boxer geworden, doch die Eltern waren dagegen. Weil er gross und stark war, legte sich seine Abneigung mit der Zeit. Vier Jahre später schwang er schon mit den Grossen. Er qualifizierte sich für den Brünig-Schwinget – und gewann. Es war der Anfang einer grossen Karriere mit drei Titeln als König. 1966, als zwanzigjähriger Rekrut, verhinderte er im spektakulären Schlussgang in Frauenfeld den Hatrick des grossen Favoriten Karl Meli. Der Winterthurer lag nach nur einer Minute auf dem Rücken.



«Dick macht schlank»: Ruedi Hunsperger.

1969 in Biel verteidigte Hunsperger seinen Titel, 1974 in Schwyz sicherte er sich als erster Schwinger die dritte Krone. Ein vierter Erfolg wäre möglich gewesen, doch weil sein Vater drei Tage vor dem Eidgenössischen 1972 in La Chaux-de-Fonds gestorben war, verzichtete er auf eine Teilnahme. In seiner Karriere gewann Hunsperger 60 Kränze und 13 Bergfeste, jenes von 1974 auf dem Brünig mit der Maximalnote 60.00. Hunsperger war ein moderner Schwinger, der über das Sägemehl hinaussah und deshalb beim Verband aneckte. Er erlaubte sich Dinge, die als ungeheuerlich empfunden wurden: Er spielte vor dem Training Fussball, wagte Kritik an den Verbandsoberen, und als er nach seinem Rücktritt als Dressman für Übergrößen Werbung machte («Dick macht schlank») sowie in einer «Nacht des Schweizer Sports» gegen einen Bären antrat, wurde er «exkommuniziert». Das ging so weit, dass ihm Obmann Marti verbieten wollte, beim Eidgenössischen von Basel als Co-Kommentator Mäni Weber zur Seite zu stehen. Zusammen mit Edy Hubacher spielte er einen Bodyguard in der Dürrenmatt-Verfilmung von «Der Richter und sein Henker».

Hunsperger hat zwei erwachsene Kinder und lebt in Zollikofen als Rentner, mit Betonung auf «leben»: Im Jahr 2000 erhielt er nach einem Arbeitsunfall eine verunreinigte Spritze. Die Blutvergiftung als Folge davon war so dramatisch, dass man ihm vor der Notoperation eine Überlebenschance zwischen 15 und 20 Prozent gab. (mbo)

## Kilian Wenger: König der Herzen

Kilian Wenger kommt von Horboden im Diemtigtal, dort, wo sich die beiden Bäche Chirel und Fildrich vereinigen, ehe sie sich am Dorfausgang in die Simme stürzen. Er war ein zwanzigjähriger Zimmermannlehrling mit abgeschlossener Metzgerlehre, als er vor sechs Jahren in Frauenfeld zum Schwingerkönig gekrönt und sein Leben auf den Kopf gestellt wurde. Weil er einer war, der nie gelernt hatte, nein zu sagen, wurde er vom Medienrummel beinahe weggespült. Doch er meisterte die Aufgabe mit Bravour. «Kilu» wurde zum «König der Herzen»: charakterfest, durch nichts aus der Ruhe zu bringen, bodenständig und vor allem kein *Schnuri*. Aber auch ein bisschen heimlichfeiss mit einem prüfenden Blick, der an Wes-



Bereit für den zweiten Titel: Kilian Wenger.

ternheld Clint Eastwood erinnerte und hinter dem man sich vieles vorstellen konnte. Etwa, dass er mit seinen Kollegen das Leben durchaus auch geniessen kann. Und dass er als König auch bereit war, sich als Vertreter der jungen, modernen Schwinger mit dem Verband bessere Bedingungen auszuhandeln.

Sechs Jahre sind seither vergangen. Wenger ist stolz darauf, dass ihm der Titel den Kopf nicht verdreht hat und er der Gleiche geblieben ist. Er arbeitet in einem dritten Beruf (der für ihn schon immer ein Traum war) und ist zu 60 Prozent als Chauffeur angestellt. Auch an seinem Ehrgeiz hat sich nichts geändert. Er tut weiterhin alles, um zu gewinnen, auch wenn es ihm schwerer fällt. Seit seinem grössten Erfolg wurde er immer wieder durch Verletzungen zurückgebunden. Wie schwierig es ist, den Königstitel zu verteidigen, erfuhr er vor drei Jahren in Burgdorf, als er den enormen Druck spürte und nur ganz knapp noch einen Kranz gewann.

Damit ihm das in Estavayer-le-Lac nicht wieder passiert, arbeitet er mit einem Mentaltrainer zusammen. Er fühlt sich bereit für einen zweiten Titel, nachdem er im verpatzten letzten Jahr an der Schulter operiert worden ist, jetzt auch einen Hexenschuss überwunden hat und sich wieder völlig fit fühlt. Seine letzte Referenz: ein dritter Platz auf dem Brünig. (mbo)





## Erinnerungen

# Im Schlussgang

Für mich persönlich war das Schwingen vor allem eine Lebensschule. Seit eine breitere Öffentlichkeit den Sport entdeckt hat, wird der Fliegenschwarm um die Stars der Szene immer grösser. Der Schwingerkönig ist zum Gladiator in der Arena geworden. *Von Ernst Schläpfer*

Wer wie ich nicht aus einer Schwingerfamilie stammt, taucht zuerst einmal in eine unbekannte Welt ein. Eines Tages hatte nämlich mein Vater genug vom ewigen Raufen mit meinem Bruder und schickte uns kurzerhand an einen Buebeschwinget. «Chönned amol zeige, wie starch das ir wirkli sönd», so seine Aussage. Nun, ohne echtes Training stand mein Bruder im Schlussgang, und auch ich erreichte mit einem sechsten Rang ein gutes Ergebnis; so ganz untalentierte waren wir also nicht. So blieb es dann auch nicht nur beim einmaligen Versuch, sondern das Schwingen wurde ein wichtiger Teil meines Lebens.

Als generell recht talentierter Sportler hätte ich wohl auch in anderen Sportarten schöne Erfolge feiern dürfen. Irgendwann galt es dann, sich zwischen der Mannschaftssportart Handball und der Einzelsportart Schwingen zu entscheiden. Ich habe das sportliche Schwergewicht aufs Schwingen gesetzt, ganz bewusst, weil man in einer Einzelsportart letztendlich selber für seine Leistungen verantwortlich ist.

Ganz unbewusst hatte ich damit ein wichtiges Prinzip des Schwingens übernommen: Man geht persönlich in den Ring, steht seinen Mann, gibt sein Bestes und akzeptiert danach das Ergebnis. Damals galt ein schwingender Student noch als Exot, obwohl ich im gesamten Studium nie ohne – weit weniger bekannte – Mitschwinger war. Grundsätzlich lebte ich aber in zwei Welten: in der eher ländlich geprägten Welt des Schwingens und in der eher intellektuell geprägten der ETH. Worüber die Woche hindurch unter Studenten diskutiert wurde, das handelte man am Wochenende in gegenteiliger Weise auf dem Schwingplatz ab. Für mich persönlich war es eine wichtige Lebensschule: zuzuhören, welche Argumente vorgebracht wurden, beide Sichtweisen zu akzeptieren und sich daraus eine eigene Meinung zu bilden.

### Munis fürs Studium

Schwingen ist, wie der ursprüngliche Sport generell, zuerst einmal eine Lebensschule. Üben, üben, immer besser werden, immer wieder aufstehen nach Niederlagen, noch einmal probieren. Siege mit Gelassenheit ausleben, anderen im Klub helfen, damit sie auch weiterkommen, die Kameradschaft spüren und sich auf diese verlassen können. Für mich selber war

immer klar, dass es ein Leben nach dem Sport gibt. So profitierte ich vor allem von dieser Lebensschule für die berufliche Laufbahn. Trotzdem hat mir das Schwingen auch manche Türen geöffnet, die für Mitstudenten verschlossen war, und nicht zuletzt konnte ich mit den gewonnenen Munis weitgehend mein Studium finanzieren. Die beiden Schwingerkönigstitel waren ein schönes, unvergessliches Geschenk in meiner sportlichen Laufbahn, erarbeitet mit einer hervorragenden Technik und sehr, sehr viel taktischer Disziplin.



*Viel Geld für ein paar wenige:* Burgdorf, 2013.

Die Schwingergemeinde war damals schon gross, mehr als 40 000 Zuschauer haben vor Ort meine Königstitel miterlebt. Heute sind es nicht viel mehr, die Arena in Estavayer umfasst 52 000 Plätze. Aber es gibt schon einige grosse Unterschiede zwischen damals und heute. Die 40 000 Zuschauer am Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest (Esaf) in St. Gallen interessierten sich für das Schwingen, das Fest war ihnen zweitrangig. Heute ist es umgekehrt, das Esaf 2016 dürfte täglich von rund 100 000 Menschen besucht werden. Der grossen Mehrheit geht es aber ums Fest und nicht mehr ums Schwingen. Es gibt nicht wenige Schwingfans,

die genau aus diesem Grunde nicht mehr ans Esaf pilgern werden: zu weit weg, zu wenig Schwingen, zu viele, die vom Ablauf des Wettkampfes kaum etwas verstehen. Von den zusätzlichen Sicherheitsmassnahmen will ich schon gar nicht reden, wer kann sich denn noch auf einer Tribüne die üblichen Walliser Schwingfans mit der Weissweinflasche und dem grossen Messer für das Trockenfleisch vorstellen? Wer heute Schwingen in seiner ursprünglichen Form erleben will, geht besser an ein kantonales Schwingfest, leider.

### Gegensteuer? Nicht in Sicht

Auch sonst hat sich einiges geändert. Seit eine breitere Öffentlichkeit das Schwingen entdeckt hat, wird logischerweise der Schwarm Fliegen um die Stars der Szene immer grösser: Manager, Mental- und Konditionstrainer kümmern sich, meist gut bezahlt, um die einzelnen Stars, die sich nun Athleten nennen, trotz manchmal beträchtlichem Bauchumfang. Es gibt sogar «Betreuer», die gleich auch noch die schwingerische Technik und Taktik mit bestimmen wollen. Nichts mehr von Sport als Lebensschule. Wie in vielen anderen Sportarten auch, ist der Spitzenschwinger zum Gladiator in der Arena geworden.

Die heutigen Spitzenfunktionäre des Eidgenössischen Schwingerverbands, fast alle ohne jegliche grössere eigene Erfahrung im Schwingsport, haben diese Entwicklung noch stark beschleunigt. Beim Schwingen wird heute das viele Geld in ein paar wenige Spitzenschwinger gesteckt, ganz ungeachtet dessen, dass ein Schwingfest nur dann interessant ist, wenn eine breite und starke Gegnerschaft auf dem Platz steht. Ich mag den Spitzenschwingern ihr leichtes Geld gönnen, aber ich denke, der Verband sollte Wert darauf legen, dass genügend Unterstützung für den Nachwuchs oder die zweite und dritte Garde vorhanden ist.

Dem ist aber nicht so, die Teilnehmerzahlen an den Wettkämpfen gehen trotz gestiegenem öffentlichem Interesse und mehr Publikum seit ein paar Jahren massiv zurück. Gegensteuer? Nicht in Sicht, man sonnt sich im Moment! Schade um eine verpasste Chance.

Ernst Schläpfer, 60, zählt zu den bekanntesten Grössen des Schwingsports. Er errang 1980 und 1983 den Königstitel. Der Doktor der Agrarwissenschaft ist heute als Rektor des Berufsbildungszentrums in Schaffhausen tätig.

# Geheimnisse des Sägemehls

Fussball ist unter Schweizer Buben nach wie vor die Sportart Nummer eins. Ein Nachwuchsproblem sieht der Schwingerverband trotzdem nicht. *Von Martin Born*

Schwinger wissen, wie man zupackt. Und sie wissen, wie das ist mit dem Eisen, das glühend heiss sein muss, wenn man es schmieden will. Deshalb finden am Sonntag nach dem Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest (Esaf) im ganzen Land Schnuppertage statt, an denen Buben und Mädchen in die Geheimnisse im Sägemehl eingeweiht werden.

Seit dem Eidgenössischen von Burgdorf 2013 liessen sich über 5000 Kinder in diese besondere Welt entführen. Nicht alle bleiben hängen. Aber einige: Der Verband zählt 2764 Buben und Jungschwinger zwischen acht und fünfzehn Jahren. Sind das nun viel oder wenig? Zum Vergleich: Im Fussball machen 150 000 Schüler mit.

Während der ehemalige König Ernst Schläpfer ein Nachwuchsproblem konstatiert (siehe Artikel, Seite 76), kommt bei Res Betschart, seit diesem Jahr Technischer Leiter Jungschwinger im Eidgenössischen Schwingerverband, keine Alarmstimmung auf. Es stört ihn nicht, dass es die Jungen eher zum *Schutzen* zieht, es gebe insgesamt ein breites Sportangebot im Jugendbereich. Hauptsache sei, sagt er, dass die Jungen mit Freude Sport treiben.

## Surfen auf der Swissness-Welle

Um sie zum Schwingen zu bringen, brauche es eine gute Organisation und Vorbilder. «Von nichts kommt nichts.» Er weiss, dass in den Regionen vorbildlich gearbeitet wird und sich ganze Schulklassen begeistern lassen. Er ist sich aber auch bewusst, dass sich der Schwingervirus nicht überall so leicht überträgt. Die Westschweiz zum Beispiel ist Ödland. Die Zahl der Kranzschwinger aus der Romandie sinkt. In dieser Saison lassen sie sich beinahe an einer Hand abzählen. Von den 120 Schwingklubs, die am 3. September zum Schnuppertage bitten, kommen 21 aus dem Kanton Bern, das ergibt mehr Schnuppertage als in der gesamten Westschweiz.

Die grösste Arbeit der Nachwuchsförderung, sagt Betschart, liege bei den Schwingklubs. Aufgabe des Verbandes sei es, die Schwingklubs und -verbände zu unterstützen und die «Jugend + Sport»-Leiter auszubilden. Und zwar so, dass in jedem Verein mindestens einer, aber lieber gleich mehrere mit den Jungen arbeiten können. Und natürlich ist es ein Wunsch von ihm, dass möglichst viele aktive und ehemalige Schwinger sich der Jugend annehmen. Auch bei den Schwingern gibt es die Vorbildfunktion.



**Kultsport für Pfliffige:** Kinderschwinger.

Das Hauptproblem sieht Betschart beim Übergang von den Jungschwinger zu den Aktiven, wenn die Burschen Männer werden und andere Verlockungen stärker. Dort gingen viele verloren. Vor allem aber jene, die körperlich nicht mithalten und nicht das Talent eines Giger, Käser oder Wicki haben.

Das einst ländliche Schwingen liegt im Trend. Betschart nimmt ein Wort in den Mund, das nicht zum Verband passen will, der sich als einer der wenigen in der Schweiz nicht «Swiss Irgendetwas» (Cycling, Swimming, Ski und so weiter), also nicht «Swiss Swinging» nennt. «Wir profitieren von der Swissness-Welle», sagt er.

Wie das gemeint ist, verdeutlicht Kilian Wenger, der König von 2010. Im Einladungsflyer der von der Migros gesponserten Schnuppertage schreibt er: «Schwingen ist der Schweizer Kultsport für starke, schnelle und pfliffige Männer und Buben. Zwar werden die stärksten Schwinger <die Bösen> genannt, aber trotzdem ist der Sport ein friedlicher Wettkampf. Nach dem Kampf reichen sich die Kämpfer die Hand, egal, wer gewonnen hat: Respekt wird beim Schwingen grossgeschrieben. [...] Du lernst im Schwingen sehr viel: zum Beispiel Ausdauer, Kampfgeist, Kameradschaft oder Achtung vor dem Gegner.»

# Blättern wie im Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können von jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.

Artikel als PDF verschicken

Available on the App Store

ANDROID APP ON Google play



## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Vor der Morgenröte</b> Regie: Maria Schrader	★★★★☆
2	<b>Jason Bourne</b> Regie: Paul Greengrass	★★★★☆
3	<b>Toni Erdmann</b> Regie: Maren Ade	★★★★☆
4	<b>BFG</b> Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
5	<b>Captain Fantastic</b> Regie: Matt Ross	★★★★☆
6	<b>Retour chez ma mère</b> Regie: Eric Lavaine	★★★★☆
7	<b>Ghostbusters</b> Regie: Paul Feig	★★★★☆
8	<b>The Legend of Tarzan</b> Regie: David Yates	★★★★☆
9	<b>Star Trek Beyond</b> Regie: Justin Lin	★★★★☆
10	<b>Suicide Squad</b> Regie: David Ayer	★★★★☆

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>Suicide Squad (3 D)</b> Regie: David Ayer	41 523
2 (3)	<b>The Secret Life of Pets (3-D)</b> Regie: Christ Renaud/Yarrow Cheney	24 723
3 (1)	<b>Jason Bourne</b> Regie: Paul Greengrass	23 778
4 (4)	<b>Ice Age: Collision Course (3-D)</b> Regie: Mike Thurmeier, Galen T. Chu	6 757
5 (-)	<b>Conni &amp; Co</b> Regie: Franziska Buch	5 451
6 (3)	<b>Me Before You</b> Regie: Thea Sharrock	4 181
7 (6)	<b>The Legend of Tarzan (3-D)</b> Regie: David Yates	4 127
8 (-)	<b>Vor der Morgenröte</b> Regie: Maria Schrader	4 075
9 (-)	<b>Toni Erdmann</b> Regie: Maren Ade	3 252
10 (-)	<b>Captain Fantastic</b> Regie: Matt Ross	3 236

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Batman vs. Superman (Warner)</b>
2 (3)	<b>Zoomania (Disney)</b>
3 (2)	<b>Downton Abbey, Staffel 6 (Universal)</b>
4 (-)	<b>The Choice (Impuls)</b>
5 (-)	<b>Vikings, Staffel 3 (Fox)</b>
6 (4)	<b>London Has Fallen (Impuls)</b>
7 (5)	<b>Dirty Grandpa (Rainbow)</b>
8 (6)	<b>Kung Fu Panda 3 (Fox)</b>
9 (7)	<b>How to Be Single (Warner)</b>
10 (9)	<b>Deadpool (Fox)</b>

Quelle: Media Control



Im Labyrinth des Unfertigen: Judah Lewis und Jake Gyllenhaal in «Demolition».

### Kino

## Der Kaputtmacher

Ein Mann zerlegt sein Leben und baut ein neues wieder auf. «Demolition» ist eine wild-tragische Seelendemontage und trotzdem handfestes Erzählkino. *Von Wolfram Knorr*

Das Leben eines Menschen ist wie eine Baustelle: Wohin er auch tritt, finden sich Löcher und Stolpersteine, und manches hängt durch oder steht schief, und rasch kann er sich im Labyrinth des Unfertigen verlieren. Das widerfährt David Mitchell (Jake Gyllenhaal), einem jungen, im Erfolg marinierten Banker. Dabei funktionierte er wie eine stark geölte Maschine, ohne Konflikte, ohne Ängste, ohne Überschwang, heiratete die Tochter seines Chefs und führte ein Leben wie im in Vakuum eingeschweissten Luxus. Doch dann stirbt plötzlich seine Frau (Heather Lind) bei einem Autounfall, und David kommt zur schrecklichen Erkenntnis, alles andere als perfekt zu sein: Er empfindet nichts, keinen Schmerz über den Verlust seiner Frau, und verliert sich darüber im Labyrinth des Unfertigen.

Es beginnt in der Klinik an einem Snackautomaten, der nicht funktioniert. Erst beschwert er sich beim Personal, dann fängt er an, Briefe an die Firma zu schreiben. Sie werden immer persönlicher, gleichen bald einer Beichte. Je weniger Empfindungen David Mitchell hat, desto mehr entwickelt sich sein aalglattes Karriere- und Konsumleben zur rabiaten Kaputtmacherorgie. Er entblösst sich nicht nur anhand der Beschwerdebriefe, sondern auch mit der Zerstörung seines Guts, vom Kühlschrank bis zum kompletten Luxusheim.

Er wird zum Berserker. Der monströse Egotrip eines derangierten Wohlstandsbürgers?

«Demolition» von Jean-Marc Vallée («Dallas Buyers Club») geht auf ein sogenanntes *black list*-Drehbuch von Bryan Sipe zurück, das in den Schubladen der Produzenten herumlag und seit 2007 auf eine Realisierung wartete. Das lange Zögern ist nicht unbegründet. Die Story handelt von einem tragischen Helden, der seine Lebenslüge mit handfester Ausrottung des Luxus und der Moden vernichtet. Das ist, angesichts völliger Ironiefreiheit, heikel. Der japanische Film «Die Familie mit dem umgekehrten Düsenantrieb» (1984) von Sogo Ishii war ähnlich angelegt, aber eine dahergrinsende Brutalo-Farce. Eine erfolgsbesessene Industriegesellschaft, die sich mutwillig zerstört, filmisch umzusetzen, funktioniert einfach besser als Zivilisationssatire. «Demolition» aber ist hochtragisch, Mitchells Zerstörung seiner persönlichen Dingwelt als Gleichnis über die Suche nach dem richtigen Lebensziel bleibt emotional dürftig.

Vallée war das mit Sicherheit bewusst, weshalb er sich auf Jake Gyllenhaal konzentrierte. Seine Sicht prägt das Geschehen und verbannt selbst Naomi Watts zur Trabantin. Als Karen Moreno ist sie für den Kundenservice jener Snackautomaten zuständig, die Mitchells Selbstauflösung mit den Briefen in Gang setzen.

Letztere rühren Moreno derart, dass sie den Kontakt zu David sucht, der wiederum durch sie zum «echten» Lebenssinn findet. Die Last der Überzeugung obliegt alleine Gyllenhaal, der zu jenen Charaktermimen gehört, die alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen und die Seelenwelt, die sich auftut, in sich bündeln können. Ob als psychisch krummer Teenager («Donnie Darko», 2001), Nachtschatten-Lurch («Nightcrawler», 2014) oder Boxer («Southpaw», 2015) – Gyllenhaal bewegt sich an den Rändern der Gesellschaft, wo er dunkle Spiele treibt und sich der Schwindelgefühle erwehrt, die der Blick in den Abgrund hervorruft. Auch als David Mitchell weicht er nicht von den Abgründen des Tragischen, doch fehlt ihm hier die spiegelbildliche Kehrseite, das Komische. ★★★★★

## Weitere Premieren

**El olivo** — Ein 2000 Jahre alter Olivenbaum, das emotionale Herzstück eines alten spanischen Bauern, wird gegen dessen Willen vom Sohn verkauft, der sich ein Strandrestaurant leisten will. Der Plan scheitert, es bleiben nur Schulden. Alma (Anna Castillo), die Enkelin des Alten, hat den wahnwitzigen Plan, den Baum, der inzwischen einen Düsseldorfer Konzern repräsentiert, zurückzuholen. *Feel-good*-Komödie, die zu symbolträchtig mit den spanischen Generationen spielt. ★★★★★



Wahnwitziger Plan: «El olivo».

## Fragen Sie Knorr

In Locarno wurde der deutsche Film der Nachkriegsjahre wiederentdeckt und sein schlechter Ruf wiederhergestellt. Finden Sie die Neueinschätzung gerechtfertigt?

C.S., per E-Mail



Wenn man wie ich zur Nachkriegsgeneration gehört, dann verkörperte der deutsche Film mit seiner selbstquälerischen Aufarbeitung auf der einen Seite und den eskapistischen Heimatfilmen auf der anderen nie eine Zukunftsperspektive. Beides hatte für uns etwas Vermufftes, Ungelüftetes. Es ist heute

**Rara** — Die Teenie-Tochter (Julia Lübbert) geschiedener Eltern lebt bei der Mama, die eine lesbische Beziehung eingegangen ist. Damit kommt das Mädchen nicht zu Rande und erzählt es Papa. Der erstreitet daraufhin das Sorgerecht. Das Debüt der Chilenin Pepa San



Lüsterner Hai: «The Shallows».

Martín bezieht sich auf eine wahre Geschichte einer Frau, die ihre Töchter gemeinsam mit einer Partnerin aufziehen wollte und den Prozess verlor. San Martín schildert die Geschichte aus der Perspektive der Teenie-Tochter und bezieht daraus die emotionale Kraft. ★★★★★

**The Shallows** — Der Weisse Hai ist nicht totzukriegen. Jüngste Kreation: fliegende Haie («Sharknado»). Noch im Wasser kreist ein Exemplar lüstern um Surferin Nancy (Blake Lively), die sich auf einen grotesk kleinen Felsen rettet. Es droht aber die Flut. Köstlich ist die Kamera, die sich ausgiebig Blake Livelys durchtrainiertem Körper widmet. Wer hätte da kein Verständnis für den Hai? ★★★★★

**Mother's Day** — Eine dieser penetrant aufgeschlossenen Familienkomödien, die nichts verkehrt machen, extrem chic und sehr temperamentvoll sind, weil die Mütter und Töchter, um die es geht, eben sehr modern sind. Mit Jennifer Aniston, Julia Roberts, Kate Hudson und anderen zauberhaften Frauen. ★★★★★

nur schwer nachvollziehbar, welch grosse Bedeutung im Gegensatz dazu der amerikanische Western hatte. Das war, als hätte jemand die Fenster aufgerissen und auf einmal frische Luft reingelassen. Inzwischen sind fast sechzig Jahre vergangen. Zeitliche Distanz lässt nicht nur Milde walten, sondern verändert auch den Blick auf das Vergangene. «Das, was war, wirkt auf uns allemal tiefer als das, was ist» (Egon Friedell).

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Gleicher Wetterbericht, anderes Wetter

Von Peter Rüedi

In der Affiche nimmt sich die neue CD von Miroslav Vitous, dem tschechischen Bassisten (\*1947), aus wie *business as usual*: Kurz vor seinem 70. Geburtstag erinnert er sich der Gruppe, die ihn berühmt gemacht hat, und wirft nicht ohne Nostalgie (möchte man meinen) einen Blick zurück auf den grössten Erfolg in seiner Karriere – die Zeit, als er die explosivste Jazzrock-Formation der siebziger Jahre mitbegründete und während fast dreier Jahre mit Joe Zawinul, Wayne Shorter, Alphonse Mouzon verkörperte. Vitous war und ist ein virtuoser Bassist mit der Fähigkeit, schnell und hoch zu spielen, und einer Vorliebe für den gestrichenen Kontrabass. Beides missfiel Zawinul mit der Zeit, der die Gruppe aus gleichberechtigten Improvisatoren bald in Richtung seiner eigenen Dominanz und kompositorischen Kontrolle steuerte. Vor allem aber schwebte ihm ein schwarzer *street funk* vor, und für den war Vitous zu «europäisch». Er wollte ihn loswerden. Es wurde keine einvernehmliche Scheidung. Noch 1996 zog er über seinen ehemaligen Partner her: «Miroslav never was a bass player I liked.» Zawinul suchte einen anderen Typ von Bass, nicht brillant in der Art von Scott LaFaro, er wollte Funk und Power und einfache Lösungen. Dazu war Vitous durchaus in der Lage, aber eher im Jazz- als im Rock-Kontext. Dem gelegentlich cholerischen Wiener nahm er indes nichts übel. Aber beim grössten aller Zawinul-Hits, dem Titel «Birdland», nistet er sich auch nicht in einem mit fremden Federn gepolsterten Erfolgsrezept ein. Er dekonstruiert diesen und weitere Klassiker mit intellektuellem Witz, bricht den originalen Funk-Shuffle, isoliert seine Bestandteile, dehnt und verlangsamt sie und verstört diesen polyrhythmisch mit zwei mächtigen Drummern (Gerald Cleaver und Nasheet Waits) und dem Türken Aydin Esen an den Keyboards, seinen Bass oft als dritte Bläserstimme zu den Saxofonisten Gary Campbell und Robert Bonisolo hinzufügend. Vitous bringt die Weather-Report-Titel in ziemlich freien und ausgedehnten Improvisationen zum Fliegen und Stolpern. Sehr spannend. Und alles andere als nostalgisch.



Miroslav Vitous: Music of Weather Report. ECM 2364 3772956



# Tränen der Rührung

Grosses Fest zum 70. Geburtstag des grossen Zirkusdirektors und Pferdedompteurs Fredy Knie jun. *Von Hildegard Schwaninger*



«Ich will kein Schickimicki-Fest»: Fredy Knie jun. (Mitte) mit Ivan und Marie Chanel.

Geburtstag hat er erst am 30. September, gefeiert wurde Sonntagabend in Bern. Fredy Knie jun. wird siebzig, nach der Zirkusvorstellung unter dem Motto «Smile» gab es ein Fest im Kursaal für 560 Gäste. 200 davon waren Mitarbeiter, Fredy Knie hat alle eingeladen: die Artisten, die Manegenarbeiter, die starken Männer, die das Zelt aufbauen, das Personal von Büffet und Kasse, die Büroangestellten aus Rapperswil, alle, die es braucht, damit das Unternehmen Circus Knie reibungslos funktioniert. «Ich will kein Schickimicki-Fest. Ich will mit meiner Familie feiern, mit meinen Mitarbeitern und meinen Freunden.»

Unter den Gästen waren auch Stéphanie von Monaco und Nestlé-Präsident Peter Brabeck-Letmathe mit seiner Frau. Der Circus Knie ist eine Visitenkarte der Schweiz, und so über-



«Vive le Cirque!»: Geburtstagstorte.

brachte Bundespräsident Johann Schneider-Ammann die Glückwünsche der Landesregierung per Videobotschaft. Auch Roger Federer gratulierte per Video, während seine Mutter Lynette Federer persönlich anwesend war und am Ehrentisch sass, neben Clown David Larible und Fredy Knies jüngerem Bruder Rolf Knie, der heute als Maler berühmt ist.

Im Leben von Fredy Knie gibt es drei Pfeiler: Zirkus, Pferde, Familie. Die Familie spielte an diesem Abend die Hauptrolle. Mary-José, seine aus Neuenburg stammende Ehefrau seit über vierzig Jahren, trat als erste auf die Bühne. Sie dankte: «Merci!» und «Vive le Cirque!». Dann gratulierten Géraldine Knie, die Stammhalterin, ihr Mann Maycol Errani und die beiden Kinder Ivan und Marie Chanel. Géraldine Knie nannte ihren Vater «mein grosses Vorbild». Und: «Mit dir an der Seite muss man keine Angst haben. Du bist immer da, wenn man dich braucht.» Sie nannte ihn «die gute Seele unseres Unternehmens, einen herzensguten Nonno und den besten Vater, den man sich wünschen kann». Maycol, der Schwiegersohn aus Italien, der moderne Gladiator, der in der Arena so heldenhaft auf dem Pferderücken balanciert, kämpfte mit den Tränen der Rührung: «Grazie, dass du bist, wie du bist.» Und die kleine Marie Chanel fasste sich kurz: «Nonno, ti amo.»

Der blonde Sonnyboy Gregory Knie (Sohn von Rolf Knie), der sein eigenes Variétéunter-

nehmen aufgebaut hat (Ohlala), sprach zu seinem Onkel: «Du bist *good looking*, nicht ein Mann der grossen Worte, aber der Taten, ein guter Beobachter, zurückhaltend, aber immer präsent.»

Franco Knie, der Cousin, ein grosser Elefantendompteur, der aus Zeitgeist-Gründen (Stichwort: Tierschutz) nicht mehr in der Manege auftritt, führt heute in Knies Kinderzoo in Rapperswil die «Himmapan Lodge», ein thailändisches Restaurant, geschätzt bei Familienausflügen und Firmenanlässen. Die ganze Familie von Franco Knie war da. Seine Tochter Doris Knie sagte zu Fredy Knie: «Du bist ein einzigartiger Mensch.»

Auch Prinzessin Stéphanie von Monaco betrat die Bühne, sie überbrachte die Glückwünsche des Fürstentums und unterstrich die wertvolle Beziehung. «Unsere Familien sind schon lange befreundet.» Stéphanie ist Patin von Marie Chanel. Von ihrem Vater Fürst Rainier bekam Fredy Knie 1990 die höchste Zirkusauszeichnung, den «Goldenen Clown». Fredy Knie tritt fast jedes Jahr am Zirkusfestival von Monte Carlo auf. Wenn der Circus Knie nicht auf Tournee ist, gastiert Fredy Knie mit seinen Pferden oft in anderen Städten, letztes Jahr in Amsterdam.

Dresscode gab es keinen, das Modebild war polyvalent. Eine sportliche Hose, schwarzweiss gestreift, mit schwarzem Top trug Prinzessin Stéphanie, Marie-José zeigte sich im schwarzen Smoking, die Sängerin Nubya im kurzen Paillettenkleid. Die jungen Artistinnen



Glückwünsche: Stéphanie von Monaco.

aus der Ukraine tanzten in scharfen Minikleidern. Massimo Rocchi machte eine lustige Showeinlage. Die Geburtstagstorte hatte die Form des Knie-Zelts. Die Gäste zeigten Durchhaltevermögen. Erst um vier Uhr früh lichten sich die Reihen. Unter den Gästen waren Ballettmeister Heinz Spoerli (hatte einmal die Choreografie zu einer Pferdenummer mit Mary-José gemacht), Bernhard Paul, Clown und Gründer des Circus Roncalli, mit seiner Frau Eliana Larible (sie ist die Schwester von Clown David Larible) und Pino Gasparini (sang mit Clown Larible im Duett).

Das nächste grosse Jubiläum: 2019 feiert Knie 100 Jahre Schweizer National-Circus.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Eigene Art von Höflichkeit

Letzte Woche hielt die Domina Karolina Leppert, 71, den Männern an dieser Stelle eine Standpauke. Nun gibt sie den Männern Tipps zum tadellosen Verhalten in speziellen Situationen.



Neue Horizonte: Domina Leppert.

**Vorbilder:** Während die Frauen heute ihre Rolle aktiv definieren und neue Horizonte entdecken, trauern viele Männer den alten Zeiten nach. In vielem haben sie dazugelernt, sind ihren Kindern gute Ansprechpartner, Ratgeber und Kamerad. Wenn Kinder allerdings miterleben, wie respektlos der Vater oft mit der Mutter umgeht, ist das für sie normal, und sie werden ein solches Verhalten mit ziemlicher Sicherheit kopieren.

**Spielregeln:** Nur weil sich die Kunden nicht streng nach Knigge benehmen, würden wir sie noch lange nicht als unhöflich bezeichnen. Doch eine Begegnung, deren Zweck das rasche Herstellen körperlicher Nähe ist, verlangt ihre eigene Art von Höflichkeit. Diese besteht im Einhalten von Spielregeln, die eine Brücke über die Fremdheit schlagen und dem Ganzen einen Rahmen geben, der sowohl den Kunden als auch uns gut aussehen lässt. Alles basiert dabei auf dem grundsätzlichen Respekt der Männer vor den Frauen, und der ist unabhängig von sozialem Status, Bildung oder Geld. Früher haben die meisten Männer das kapiert, heute muss man ihnen eine Standpauke halten, die ich hier gerne wiederhole: sauber und gepflegt sein. Die Umgangsformen sollten nicht aus dem Urwald stammen. Er darf durchaus sein Hirn anknipsen, wenn er zu uns

kommt. Und ganz wichtig: Er respektiert, dass man eine geschäftliche Verbindung miteinander unterhält.

**Extremer, härter:** Ob bei einer Prostituierten, zu Hause oder im Büro – das schlechte Benehmen ist meiner Wahrnehmung nach eine Folge der Verwirrung zwischen den Geschlechtern. Ausserdem bestätigen mir die Kolleginnen: Viele junge Männer sind durch den Pornokonsum im Internet verdorben. Ein erwachsener Mann, der über Liebes- und Lebenserfahrung verfügt, kann den Unterschied zwischen Realität und Pornodarstellung besser einschätzen als ein Zwölfjähriger, der Pornos auf dem Smartphone konsumiert. Das wird auch Konsequenzen auf sein späteres Liebesleben haben. Woher soll er wissen, dass Rücksichtnahme, Zärtlichkeit und Respekt ganz wichtige Elemente sexueller Begegnungen und einer glücklichen Liebesbeziehung sind?

**Alte Schule:** Trotz allem trauere ich den Gentlemen der alten Schule nicht nach. Sie hielten uns zwar die Tür auf, rückten uns den Stuhl zurecht und halfen uns in den Mantel, aber es gehörte auch zu ihrem Selbstverständnis, uns einen Klaps auf den Hintern zu geben und «Kindchen» zu uns zu sagen. Respektvolle Manieren dürfen keine Show sein, um zu beeindrucken, sondern sind Ausdruck einer respektvollen Geisteshaltung. Schlimmer als schlechte Manieren ist allerdings nur etwas: jene Männer, die uns retten wollen. In Tat und Wahrheit suchen sie nur eine Frau, die in ihrer Wahrnehmung und in ihrem Weltbild unter ihnen steht und bei der sie sich aus diesem Grund grossartig fühlen.

**Traumänner:** In meinem Privatleben gibt es zur Zeit keinen Mann. Von einem Mann erwarte ich privat, dass es mir mit ihm wenigstens ein wenig besser geht als ohne ihn. Klingt bescheiden, ist es aber nicht, denn es bedeutet, dass er Herzengüte besitzt, seinen Platz im Leben gefunden hat und neugierig geblieben ist. Die Trauben hängen bewusst sehr hoch, denn ich kann sehr gut allein leben.

Karolina Leppert: Männermanieren – Standpauke aus dem Rotlicht. Edition A. 128 S., Fr. 23.90  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Hängt ihn!

Von Andreas Thiel — Die Masse ist unkritisch.

**Statisten:** Hier ist er, der Theaterhasser!

**Theaterkritiker:**

Wieso Theaterhasser?

Ich...

**Statisten:** Er schürt Hass gegen das Theater!

**Theaterkritiker:**

Moment mal, ich bin Theaterkritiker, und...

**Statisten:** Er hasst das Theater!

**Theaterkritiker:** Ganz im Gegenteil, ich liebe das Theater! Ich habe sogar Theaterwissenschaften studiert, weil ich...

**Statisten:** Hängt ihn, diesen Hassprediger!

**Regisseur:** Was ist hier los?

**Theaterkritiker:** Deine Statisten wollen mich lynchen!

**Regisseur:** Du hättest eben keine schlechte Kritik schreiben sollen. Das ist gar nicht gut für das friedliche Zusammenleben.

**Theaterkritiker:** Aber ich fand das Stück schlecht, und da kann ich doch nicht zu einer Lobeshymne ansetzen...

**Regisseur:** Mit einer schlechten Kritik schürst du bloss den Hass zwischen Zuschauern und Darstellern.

**Theaterkritiker:** Aber was ich an eurem Stück kritisiere, ist ja gerade, dass es zu Hass gegen andere aufruft.

**Regisseur:** Das ist Gesellschaftskritik.

**Intendant:** Was ist hier los?

**Regisseur:** Der Kritiker will gesellschaftskritische Stücke verbieten.

**Theaterkritiker:** Ganz im Gegenteil, ich finde bloss, dass hier nicht Kritik geübt wird, sondern Hass geschürt.

**Intendant:** Das ist die Freiheit des Künstlers. Von einer Freiheit des Kritikers hingegen habe ich noch nie was gehört.

**Theaterkritiker:** Aber die Freiheit der Statisten, einen unliebsamen Kritiker zu lynchen...

**Regisseur:** Die Statisten sind Laien. Sie haben keine Ahnung vom Stück.

**Theaterkritiker:** Habt ihr gehört? Der Regisseur sagt, ihr habt keine Ahnung, worum es hier geht! Also mässigt euch gefälligst.

**Statisten:** Nieder mit dem Regisseur! Hängt diesen Rassisten auf!

**Regisseur:** Die sind ja noch ärger als die Kritiker!

**Theaterkritiker:** Im Gegenteil! Die sind unkritisch.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Urmeter

Von Peter Rüedi



Wer nur von Musik etwas versteht, versteht auch davon nichts»: Hanns Eislers Bonmot wäre, auf den Wein umgemünzt, auch geeignet als Motto der piemontesischen Familie Damilano, bei der die drei Brüder Guido, Mario und Paolo in vierter Generation auf inzwischen nicht weniger als 53 Hektaren grosse Barolos, Dolcettos und Barberas produzieren, darunter Weine von Barolo-Spitzenlagen wie Liste, Brunate, Cerequio und, nicht zuletzt, Cannubi, einem mythischen Weinberg nordwestlich von Barolo. Paolo ist unter anderem Präsident der Film Commission Torino Piemonte, zum Betrieb der *fratelli* gehören ein im Kellereigebäude in La Morra untergebrachtes, erstklassiges, vom renommierten Koch Massimo Camia geführtes Restaurant und in Turin das historische «Pastificio Defilippis» und ebenda die Bar «Zucca». Nebst einer Kellerei, die man mit einer Jahresproduktion von rund 330 000 Flaschen mit Fug einen Grossbetrieb nennen darf. Allein, der setzt sich in seinem prestigiosen oberen Segment aus mehreren kleinen Einzellagen zusammen. An der berühmten von Cannubi werden gerade mal zwei Hektaren bewirtschaftet. Der Mangel hat seinen Preis, wie der lange Ausbau auch (20 Tage Fermentation auf der Maische, 24 Monate in grossen Holzfässern, weitere 12 in der Flasche). Zudem war 2012 ein Jahr, das zwar nach schwierigem Beginn (kalter März, heisser Sommer, bis +38 Grad) im Oktober in günstige Ernteverhältnisse mündete, aber quantitativ nicht sehr ergiebig war. So ist auch dieser «normale» Barolo Cannubi von Damilano (das Haus offeriert auch noch eine Superqualität) eine Kostbarkeit und ein Minderheitsvergnügen, ein sauberer, hellfarbiger Nebbiolo mit schönem Kirsch- und Pflaumenbouquet, lebhafter Säure und samtweichen Tanninen, lang im Abgang, mit einem eleganten, von keinerlei Holznoten maskierten Touch von Tabak, Lakritze und Kakao. Eine Exklusivität, die wir uns etwas kosten lassen dürfen. Ich liebe tolle Dolcettos, aber der Urmeter piemontesischen Weinvergnügens bleiben Barolos wie dieser.

Damilano Barolo Cannubi 2012. 14%. Nauer Weine, Bremgarten. Fr. 69.90. [www.nauer-weine.ch](http://www.nauer-weine.ch)

## Jazzmusik

Thomas Bühner ist der Freestyler unter den deutschen Spitzenköchen – und komponiert frei, überraschend und virtuos. Von David Schnapp



Kulinarische Musik: Thomas Bühner, «La Vie», Osnabrück.

Ein Menü sei wie ein Stück Musik, sagt Thomas Bühner, als er sich irgendwann vor dem Hauptgang kurz an meinen Tisch setzt, um zu fragen, wie mir die Darbietung bislang gefalle. Ich sitze in der schmucken Altstadt von Osnabrück in Bühners Restaurant «La Vie», das dieses Jahr sein Zehn-Jahre-Jubiläum feiert und seit 2011 mit der Höchstnote von drei Sternen bewertet ist.

Bühners Frage lässt sich vielleicht mit einem Spruch beantworten, der Joseph II. zugeschrieben und in einer schönen Szene des Monumentalfilms «Amadeus» (1984) dargestellt wird: «Zu schön für unsere Ohren und gewaltig viele Noten, lieber Mozart», soll der Kaiser gesagt haben, worauf der Musiker erwiderte: «Grad so viel Noten, Eure Majestät, als nötig sind.» So ist auch das Menü im «La Vie»: frei komponiert, kaum vergleichbar mit den Werken anderer Spitzenköche. Es gibt Noten aus Asien, aus der französischen Klassik oder dem Repertoire der spanischen Avantgardedüche.

Beim Auftakt mit einer kühlen seidenen Escabeche kommen die jodigen bis süsslichen Aromen von Rotbarbe, Krabbe und Venusmuscheln schön zur Geltung, bei gleichzeitig zurückhaltendem Einsatz von Salz und Säure. Dafür kommt etwas Schärfe von einem knackigen grillierten Spitzkohl. Virtuos wird mit geschmacklicher Intensität gespielt bei der Kombination aus Tintenfisch, knackigem weissem

Spargel, der wie Tagliatelle aufgeschnitten ist, leicht süsslichen Erbsen und würziger Chorizo sowie einer lauwarmen Tintenfischbouillon. Kaviar wird ausserdem als Würzzutat eingesetzt und vervollständigt ein intensives Aromen-Panoptikum. Etwas milder und von erfrischender Wirkung ist die kühle Variante der Bouillon mit knusprigem Spargel. Durch den Unterschied von Temperaturen und Geschmacksintensität entsteht eine überzeugende Dynamik.

## Kaninchen und Exotik

Bühner, zwar Mitglied im Verbund der eher klassischen «Relais et Châteaux»-Häuser, ist dennoch gewissermassen der Freestyler, der Jazzmusiker unter den deutschen Spitzenköchen. Er kombiniert Bekanntes (Kaninchen) mit Exotik (Insu-Sauce mit Sesam) oder luxuriöses Fleisch (Roastbeef vom Wagyu-Rind) mit der «Nose to Tail»-Idee, wonach man alles vom Tier verwenden soll, weshalb es dazu auch eine Kalbskopf-Zubereitung gibt. Am Ende ist es tatsächlich, als hätte ich einem Stück kulinarischer Musik beigewohnt, die mal mitreissend ist, mal leiser wird, aber immer packend bleibt.

Restaurant La Vie, Krahnstrasse 1-2, Osnabrück (D)  
Tel. +49 541 331150. Sonntags und montags geschlossen,  
Mittagessen nur freitags und samstags.

Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



Auto

## 5,05 auf 1,97 Meter

Es ist gar nicht so einfach, sehr grosse SUVs gut aussehen zu lassen. Audi ist es mit dem Q7 doch noch geglückt. *Von David Schnapp*

Als die ersten Audi Q7 auf Schweizer Strassen auftauchten, das muss im gar nicht so weit entfernten Jahr 2005 oder 2006 gewesen sein, erinnerte der Anblick damals eher an einen Kleinbus, aber das mag eine zu eurozentrierte Perspektive sein. In Amerika, vermutlich dem Zielmarkt der ersten Q7-Generation, war das Gross-SUV eher unterer Durchschnitt. Ein früherer, hiesiger Besitzer eines Q7 gestand mir, er habe immer wieder mal Probleme gehabt, mit dem Auto in europäische Parkgaragen einzufahren.

Jetzt aber ist vieles anders. Die zuvor etwas rundlich-wohlgenährt wirkende Karosserie ist filigraner und schärfer gezeichnet, insgesamt wirkt der grosse Wagen nun in der Profilansicht eher wie ein ausgedehnter, aber eleganter Kombi. Denn er ist – eine Seltenheit bei einem Modellwechsel im Automobilbau – in Länge und Breite je ein Stück kleiner geworden: Noch 5,05 auf 1,97 Meter sind es jetzt und minus 325 Kilogramm, wie man bei Audi nicht ohne Stolz mitteilt. Der Q7 bleibt ein grosses Auto, aber Parkgaragen in der Schweiz sind – ich schwöre! – kein Problem. Und man kauft sich so ein Auto ja auch deswegen, weil man es geräumig haben möchte.

Die Mittelkonsole ist gross wie ein Salon-tischchen, zwischen Becherhaltern, aufklappbarer Armlehne und Touchpad für die Bedienung der Multimediafunktionen wirkt der einsame Lautstärkereglert, als hätte man vor lauter Fläche nicht richtig gewusst, wohin damit. Aber Raum ist Luxus, in diesem Schöner-Wohnen-Ambiente fühlt man sich wohl, und die Passagiere in der zweiten Reihe (horizontal verschiebbar) geniessen Beinfreiheit wie in der

Businessklasse. Auf Knopfdruck lassen sich dann noch zwei Einzelsitze in einer optionalen dritten Reihe hochfahren. Oder man klappt alles runter und hat so viel Stauraum, dass der Inhalt eines WG-Zimmers problemlos untergebracht werden kann.

Mein Testwagen war mit dem Sechszylinder-Turbodiesel ausgestattet, der aus drei Litern Hubraum 272 PS herausholt oder ein maximales Drehmoment von 600 Nm zwischen 1500 und 3000 Umdrehungen. Lesern, bei denen das Stichwort Diesel eine gewisse Skepsis auslöst, kann gesagt werden, dass dieser Motor durch die Zuführung einer Harnstofflösung (Adblue) praktisch keine Stickoxide mehr ausstösst.

### Autoreisen angenehm

Mit energischer Kraft, verwaltet durch ein Acht-Gang-Tiptronic-Getriebe, setzen sich 2,135 Tonnen scheinbar mühelos in Bewegung, zur Annehmlichkeit der Fortbewegung gehören ein komfortables Dynamikfahrwerk und natürlich Allradantrieb. Vor allem aber sehr viel an moderner Assistenz- und Unterhaltungstechnologie, die einem das Autoreisen heute einfach angenehmer macht. So gesehen, ist der Q7 das ideale grosse Fahrzeug von heute, etwas kleiner, leichter, aber cleverer.

Audi Q7 3.0 TDI quattro S-Line. Leistung: 272 PS/200 kW, Hubraum: 2967 ccm. Höchstgeschwindigkeit: 234 km/h. Preis: Fr. 82.900.–, Testauto: Fr. 120.650.–







«Linken Arm drauf wetten»: Globus-Chef und -Mitbesitzer Herbert, 46.

MvH trifft

## Thomas Herbert

Von Mark van Huissing — Für einmal gute Nachrichten aus dem Handel: Eine steile Karriere ist möglich, immer noch.

Sie waren Lehrling im Globus, jetzt sind Sie der oberste Chef...» – «Und ich lerne immer noch dazu.» – «Gibt es etwas in der Firma, das Sie schon damals ändern wollten und jetzt ändern können?» – «Als Lehrling habe ich den Globus fast als ein wenig rückständig empfunden. Damals [Mitte 1980er Jahre] kamen PC und Home-Computer auf, und diese hat Globus damals ein wenig vernachlässigt. Es gab kein Scanning [elektronisches Einlesen von Preisen und Wareninformationen], keine digitalen Kassen und, und, und. Fairerweise muss ich sagen, das ist heute immer noch so. Scanning und digitale Kassen haben wir, aber Globus ist relativ spät ins Online-Geschäft eingestiegen. Wir haben erst 2014 angefangen mit einem Online-Shop. Das war zu spät. Darum sind wir jetzt mit umso mehr Kraft daran, auch in dem Bereich eine führende Rolle einnehmen zu können.»

Thomas Herbert, 46, ist seit einem Jahr CEO der Magazine zum Globus; das Unternehmen,

das der Migros gehört, betreibt dreizehn Globus-Warenhäuser sowie die Firmen Herren-Globus und Schild (Gesamtumsatz 2015: 929 Millionen Franken, minus drei Prozent gegenüber 2014). Zuvor war er Chef und Mitbesitzer von Schild – 2003 hatte er sich zusammen mit einem Geschäftspartner an dem Modehandelsunternehmen beteiligt und dieses in den folgenden Jahren durch die Zusammenlegung mit einem Konkurrenzbetrieb, durch Sparmassnahmen sowie die Aufnahme gut verkaufender Marken wieder erfolgreich gemacht. Vor drei Jahren übernahm Globus die Firma Schild, wodurch Herbert sich mit knapp drei Prozent am Kapital von Globus beteiligen konnte. Er lebt mit seiner Familie in der Nähe von Zürich; er und ich sind miteinander bekannt, ich bin verantwortlich für das Kundenmagazin *Schild-Journal*, das wir 2013 zusammen gründeten.

«Unternehmen im Lebensmittel- oder Kleiderhandel in der Schweiz haben Schwierigkei-

ten wegen des Einkaufstourismus ins Ausland, der Konkurrenz durch Online-Händler et cetera. Aber die Branche bietet Karrierechancen: Sie haben als Lehrling angefangen, dreissig Jahre später gehören Ihnen fast drei Prozent von Globus ... So eine Laufbahn würde man in einer Start-up-Firma erwarten.» – «Das stimmt, Handel bietet sehr gute Karrierechancen. Und man kann sich mit relativ wenig Kapital selbständig machen. Ich kann morgen einen Laden aufmachen, und wenn ich eine gute Idee habe, ist das skalierbar [vergrösserbar ohne hohe Zusatzkosten]. Wenn einer das Business im Griff hat, kann er es weit bringen – wie [Walter] Fust, der als Ingenieur die Idee hatte, einen Elektrowarenladen aufzuziehen, das ist schon ein wenig länger her. Oder Digitec, heute Teil der Migros-Gruppe; die Gründer haben den Versandhandel von null aufgebaut, heute macht das Unternehmen zusammen mit Galaxus über eine halbe Milliarde Umsatz.» – «Bietet das Warenhaus weiter Chancen? Gibt's noch Warenhäuser in zehn Jahren oder nur noch Monobrand-Stores [Läden, die Waren von einer Marke verkaufen] und Discounter sowie Online-Händler?» – «Ich würd' meinen linken Arm drauf wetten – und der ist ziemlich wichtig, weil ich Linkshänder bin –, dass es auch in hundert Jahren noch Warenhäuser gibt. Warenhäuser gehören zur Kultur einer Stadt – Harrods und Selfridges in London, Galeries Lafayette in Paris, La Rinascente in Mailand. In der Schweiz hat Globus diese Position mit inne, kann sie aber sicher noch ausbauen.»

«Seit Sie Globus-Chef sind, kam es zu 20 Abgängen im Kader, und schon nach Ihrem Antritt gaben Sie bekannt, dass in der Zentrale 60 von 450 Stellen abgebaut würden. In der *NZZ am Sonntag* stand, es gehe drunter und drüber. Ist das normal beim Chefwechsel, oder sind Sie energisch eingestiegen, vielleicht auch, weil Ihr Vermögen im Unternehmen ist?» – «Es gibt Zyklen in jedem Unternehmen. Und bei Globus war es so, dass nicht alle Zeichen der Zeit erkannt wurden, was E-Commerce angeht eben, aber auch das generelle Kostenbewusstsein. Ich habe diese Situation als problematisch definiert. Und es entspricht nicht meinem Naturell, lange zuzuwarten. Ich finde, in jeder Form der Zusammenarbeit ist wichtig, dass man offen und ehrlich miteinander umgeht. Das hat zu Veränderungen geführt, die ich angestrebt habe, und dazu, dass gewisse Mitarbeiter sich mit diesem Klima nicht identifizieren konnten. Wir mussten zwei Gänge hochschalten, vor allem in der Zentrale.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Ganz viele Anstrengungen unternehmen, damit das Thema «Erlebnis im Warenhaus» gestärkt wird. Wir wollen dem Kunden im Globus so viel bieten, wie wenn er ins Kino oder in den Ausgang geht – Events, inspirierte Gastronomie und mehr.»

Sein liebstes Restaurant: Hato, Brandschenkestrasse 20, Zürich, Tel. 044 280 18 80

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18								19						
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37				38			
	39								40					41
42									43					
	44					45								

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Erhebender Höhepunkt  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 So geartet kein Sensibelchen. 5 Franzosen kennen Tschugger anderswie. 11 Da fehlt wenig zum Preisnachlass. 12 Ein veritabler Herrscher, Marie Antoinettes Lieblingsschmuck. 14 Antikes Rom: sie, der die Kindererziehung oblag. 15 Der Pass passt auf dem Weg vom Wallis ins Tessin. 16 Das Mass für die Unordnung. 17 Unangenehm, sich darin zu befinden. 18 Alchimisten weist er den Weg zum 'Grossen Werk'. 19 Ein langer, biegsamer Stock mit abgeschnittenem Ende. 20 Der Meienberg mit seinem provokanten Journalismus. 23 Namensvetter: Ort und Schloss bei Winterthur. 27 Höchstens ein Kaspar denkt bei Campbell nur an eine Suppe. 28 Genügend Luft braucht er schon, um richtig in Fahrt zu kommen. 29 Fussball, Manchester United: auch für Fans verwirrend. 32 Die Stadt steht für einen ausgezeichneten Frieden. 34 Verückt bis originell, und das auch noch sehr speziell. 35 Weil es so ist, wissen wir nicht mehr. 37 Er hat den richtigen Abstand zu seinen Idealen. 39 Bei ihr so satt, dass Mann auch etwas davon hat. 40 Eine Region, doch kein Synonym für Nordirland. 42 Roh, doch nichts für den Koch und eher für den Krach. 43 Schlicht eine Agglomerationsgemeinde von Lausanne. 44 Bockig, und darum gut, dass Gott ihm keine Hörner gab. 45 Weder Italia noch France, aber auch mediterran.

**Senkrecht** — 1 Der Unmut verfliegt bei solchem Zuschuss. 2 Das chinesische Tierzeichen passt auch zu gewissen Menschen. 3 Sie ist für die katholische Kirche tätig oder, in Österreich, für ein Restaurant. 4 Eine wie Mathilde von Rothschild. 6 So eine ... Nacht!, am liebsten verliebt am See. 7 Sie pflegen mal das Gesicht, mal verwöhnen sie den Gaumen. 8 Ein Herr, wie man ihm auf Spaniens Strassen begegnet. 9 Genau jetzt, ihr Song 2015. 10 Kontinuierlich soll es so weitergehen. 13 Wie 19 waagrecht, nun ohne abgeschnittenes Ende, dafür in der Mehrzahl. 14 Unser Link: die Metalle Kupfer und Zink. 15 Ben Hur als Stummfilm, unter dessen Regie. 19 Monsieur meint: à votre ... – wie es Ihnen beliebt. 21 Massiv: wo Elia mit den Propheten des Baal stritt. 22 Kykladen-Insel für entspannte Ferien. 24 Schmal und aus Holz oder menschliche Region. 25 Berner Freuden: Berg, Bier, Festival. 26 Ein Nebenhaus, fast wie zuhause. 28 Die mehlintige Masse sorgt massenhaft für Überempfindlichkeit. 30 Körnige Gourmet-Spitze für Vögel. 31 Eine Schar, manchmal furchtbar. 33 Die Kartoffel ist eine Zeitschrift ist ein Mädchenname. 36 Von hier bis Italien ist es wirklich nicht weit. 38 Sängerin Sina aus dem Wallis: kaum mehr erkennbar. 41 RTS der Romandie hier nun ins Tessin verlegt.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 480**

O	B	J	E	K	T	I	V			A	K	K	U	S
D		U		R		N	I	A	G	A	R	A		I
E	T	I	K	E	T	T	E	N		R	E	N	E	E
M	A	C	A	O		E	R	M	U	E	D	U	N	G
	T	E	L	L	E	R		E			I		T	
	J		L			N	O	R	D	S	T	E	R	N
K	A	R	A	F	F	E		K	A	T			U	
U	N	O		R		T	H	U	N	E	R	S	E	E
M	A	D	R	A	S			N	I	C	H	T	S	
P		E	I	G	N	U	N	G		K	O	A	T	A
E	M	O	T	I	O	N		E		E	N	T	E	
L		S	A	L	B	E		N	A	N	E	T	T	E

**Waagrecht** — 1 OBJEKTIV 6 AKKUS 10 NIAGARA 12 ETIKETTEN 15 RENEE (franz. f. Renate) 17 MACAO 18 ERMUEDUNG 19 TELLER 20 NORDSTERN 23 KARAFFE 26 KAT 27 UNO (ital. f. eins) 28 THUNERSEE 31 MADRAS 34 NICHTS 35 EIGNUNG 37 KOATA (KoaLa) 38 EMOTION 39 ENTE 40 SALBE 41 NANETTE (na, Nettel)

**Senkrecht** — 1 ODEM 2 JUICE 3 KREOL 4 INTERNET 5 VIER 6 AARE (Aare, Reuss und Limmat vereinigen sich im *Wasserschloss*) 7 KREDIT 8 KANU 9 SIEG 11 ANMERKUNGEN 13 TATJANA (Film mit M. Dietrich) 14 KALLA (auch Calla, bot. Gattungs-Name) 16 ENTRUESTET 21 DANI 22 STECKEN 23 KUMPEL 24 RODEOS 25 FRAGIL 29 RHONE 30 STATT 32 RITA 33 SNOB 36 UNE (franz. f. eine)

**Lösungswort** — **BAUERNREGEL**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



It's time to  
get ready.

**MATTHIAS SEMPACH.**

NOCH ERE KOMPLIZIERTE  
VERLETZIG HET DR AMTIERENDI  
SCHWINGERKÖNIG, MATTHIAS  
SEMPACH, D'SAISON 2015  
FRÜHEZIITIG MÜESSE BEEENDE.  
HÜT TRAINIERT ER HART UM SIS  
TOP NIVEAU Z'ERREICHE UND  
UM DIE BESCHTI LEISTIG AM  
EIDGENÖSSISCHE SCHWING-  
UND ÄPLERFEST, IN  
ESTAVAYER 2016, CHÖNNE  
Z'ERBRINGE.

*MATTHIAS TRÄGT DIE TAKTILE*

*SOLARBETRIEBENE TISSOT T-TOUCH*

*EXPERT SOLAR SPECIAL EDITION*

*ESTAVAYER 2016.*

OFFIZIELLER  
UHRENSPONSOR



**T+ TISSOT** THIS IS YOUR TIME